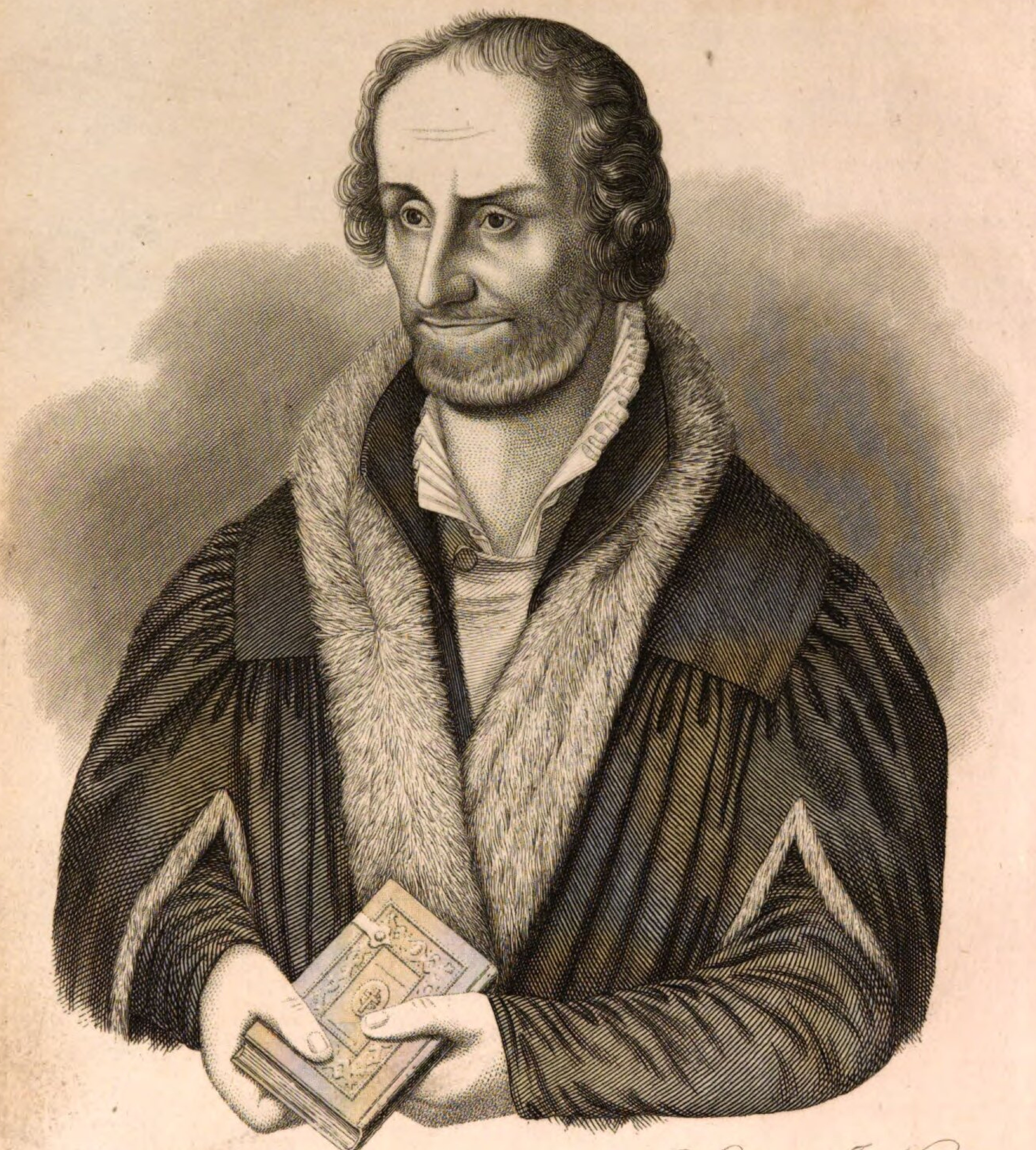
Meurer





Lucas Cranach pinx. Verlag v. J. Naumann.

M. Philipp Melanchthon.

Philipp Melanchthon's

Leben

für christliche Leser insgemein

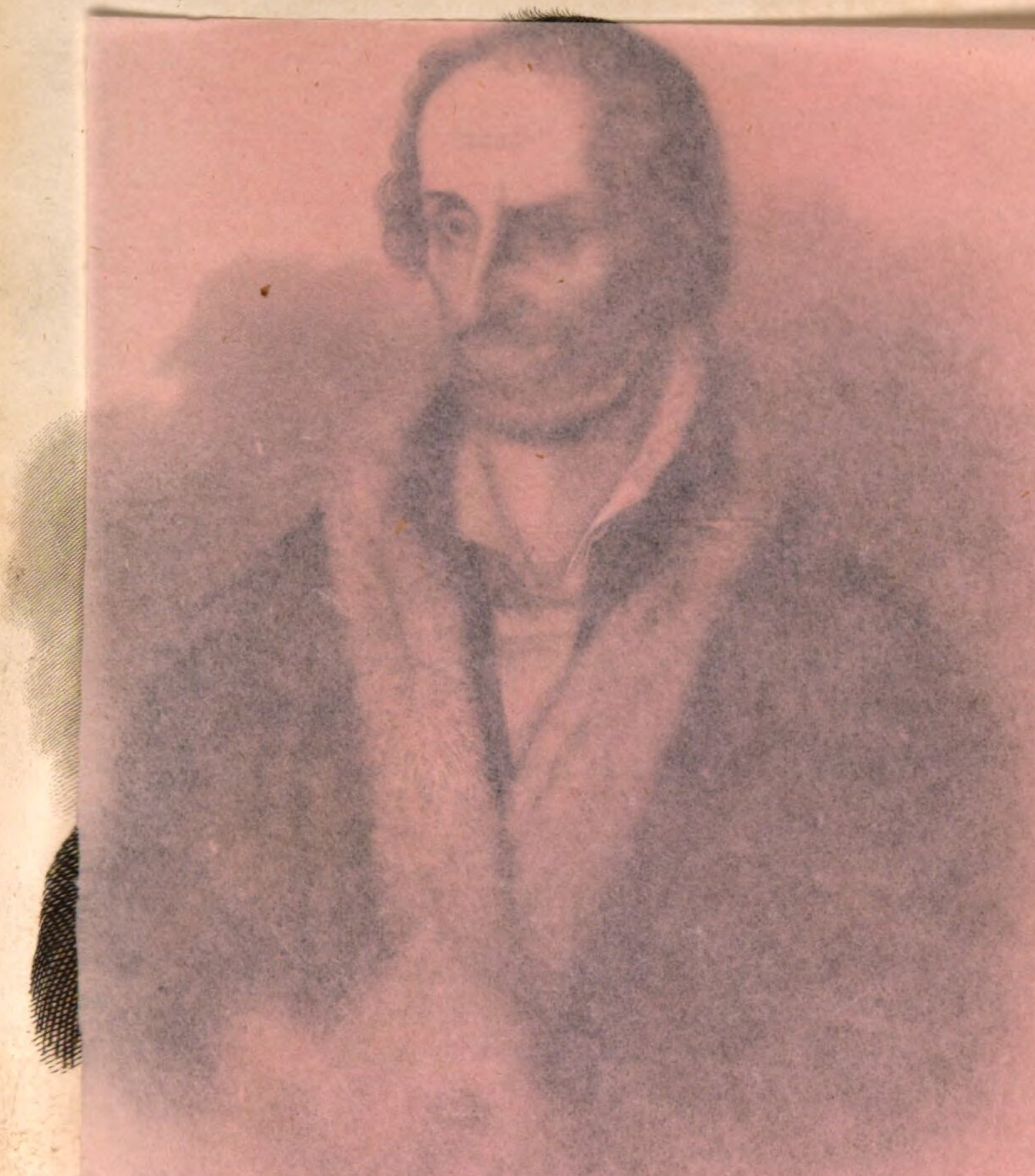
aus den Quellen erzählt

von

Moritz Meurer.

Mit Melanchthon's Bildniß nach Lucas Cranach.

Leipzig & Dresden,
Verlag von Justus Naumann.
[illegible]



Lucas

Philipp Melanchthon's Leben

für christliche Leser insgemein

aus den Quellen erzählt

von

Moritz Meurer.

Mit Melanchthon's Bildniß nach Lucas Cranach.

Leipzig & Dresden,
Verlag von Justus Naumann.
1860.

Vorwort.

Melanchthon wartet noch auf seinen Biographen. Das darf man sagen unbeschadet aller der verdienstlichen Arbeiten, welche seit der Vita seines nächsten Freundes, des Camerarius, über ihn erschienen sind. Wir haben Lobreden und Apologieen, Lebensläufe und Lebenschroniken Melanchthons, ausführlichere Darstellungen seiner einfachen Lebensschicksale und ungemessenen Wirksamkeit, auch eine oder die andere mit meisterlicher Hand entworfene Skizze seines Lebens; aber eine Biographie, wie sie der Mann verdient, und der gegenwärtige Stand der historischen Wissenschaft sie fordert, welche die ganze Masse des Stoffes umfaßt und doch beherrscht, eine Biographie, die sich von falschen Sympathieen und Antipathieen gleich frei hält, welche uns in dem Humanisten den Theologen und in dem Theologen den Humanisten zeigt, sowie in dem Gelehrten des 16. Jahrhunderts den liebenswürdigen Menschen und das demüthige Kind Gottes; eine Biographie also, welche uns den Mann ganz und von allen Seiten

gleichsam statuarisch hinstellt und doch nicht als einen einsam dastehenden Wundermann, sondern in dem Zusammenhange mit seiner Zeit und seinen Zeitgenossen, ohne daß sie doch hinwiederum aus einer Biographie zu einer Geschichte des Reformationszeitalters anwüchse — eine solche Biographie haben wir nicht.

Wird sie der wiederkehrende dreihundertjährige Todestag des Mannes uns bringen? Der Verfasser weiß es nicht, aber das weiß er, daß er selbst der Letzte ist, der nach solcher Palme ringt, und er bittet, sein Buch von dieser wie jeder Prätension freizusprechen. Er hat sich sein Ziel so hoch nicht gesteckt und stecken dürfen, nicht blos um des beschränkten Raumes willen, auf den er angewiesen war, und weil er sich seiner eben so beschränkten Kraft wohl bewußt war; sondern zunächst schon darum, weil ihm nur wenige Wochen zur Abfassung dieser Schrift, an die er früher wenigstens nie ernstlich gedacht, noch weniger sich dafür vorbereitet hat, vergönnt waren. Er weiß, daß er damit, statt sich zu entschuldigen, nur eine Anklage wider sich und sein Buch erhebt und ihm ein übles Vorurtheil erweckt. Aber es sei darum. Weiß er doch auch, daß, wie wenig sein Buch den Charakter eines wissenschaftlichen Werkes in Anspruch nimmt, es doch einen Charakter hat und zwar einen eigenen, und daß wenigstens der Weg, den er eingeschlagen hat, so viel er weiß, bis daher noch nicht betreten ist. Er bietet hier — natürlich nicht den Gelehrten und Forschern, aber allen denen, die nicht durch eine von irgend welchem Standpunkte zurecht gemachte, mit Untersuchungen, Raisonnements und Reflexionen versetzte Lebensbeschreibung sich

hindurch arbeiten wollen und doch nicht Zeit und Gelegenheit haben, sich mit den Quellen und Actenstücken selbst zu beschäftigen, gleichwohl aber sich gern frisch und unmittelbar in jene Zeit versetzen möchten, in welcher Melanchthon lebte und wirkte, — ihnen bietet er in Ermangelung eines Bessern sein Buch und in demselben eine einfache und gedrängte Zusammenstellung des Materials, ohne alle eigene geistreiche und geistlose, gelehrte oder gelehrtscheinende, künstlerische oder künstliche Zuthat. Er hat seine Vorgänger (insbesondere Strobel, Galle, Matthes, Landerer) dankbar benutzt, aber er hat, wie sein Buch zeigen muß, aus Melanchthons, seiner gleichzeitigen Biographen und sonstigen Zeitgenossen Werken selbst geschöpft oder vielmehr sie selbst reden lassen und mit ihren Worten erzählt. Sein Werk dabei ist nur die Auswahl und die Zusammenstellung gewesen. Nur um den geschichtlichen Zusammenhang festzuhalten, ist er hie und da als Zwischenredner eingetreten und dann mit den kürzesten dürrsten Worten ohne alle eigne Zuthat, und nur in einigen wenigen Fällen hat er in einer Anmerkung sein Urtheil oder eine Erläuterung beigefügt. Die Auswahl betreffend ist er mehr auf Anschaulichkeit als Vollständigkeit bedacht gewesen, er hat Manches beiseits liegen gelassen, um denen, die er reden ließ, Raum zu vergönnen, sich auszusprechen; er ist über manche Zeiten und Begebenheiten kürzer weggegangen, um Hauptepochen und Vorkommnisse mehr hervortreten zu lassen. Je größer das Wissen und die Gaben sind, welche bei Handhabung dieser Methode gewiß nicht weniger als bei jeder andern erforderlich sind, um so nöthiger, zu-

gleich aber auch um so schwerer ist für den Geschichtsschreiber die Selbstverleugnung; dem Verfasser dieses Buchs ist sie darum eben nicht schwer geworden. Aber andere Schwierigkeiten hat diese Methode ihm dargeboten, ja sie ist mit Mängeln behaftet, die sich kaum überwinden lassen. Nach ihr lassen sich die Dinge wohl darstellen, wie sie waren, aber weniger, wie sie das geworden sind, was sie waren; sie eignet sich wohl zur Darstellung der Begebenheiten, aber viel weniger zur Darstellung der innern Entwicklungen, namentlich der Lehrentwicklungen; wenigstens wird dann ein weiter Raum dafür erforderlich. Endlich wird auch eine gewisse Einseitigkeit und Parteilichkeit oft schwer zu vermeiden sein, und manche Sachen werden nicht recht zur Entscheidung gebracht werden können, weil oft nur eine Partei zum Sprechen kommt und kein Richter da ist, der der andern Partei zum Wort verhilft oder die verschiedenen Zeugenaussagen vermittelt. Darum wird der geschichtliche Kriticismus und Pragmatismns auf diese Methode sehr geringschätzig herabsehn. Aber als ein Ersatz für diese Mängel wird eine gewisse wohlthuende Frische und Ursprünglichkeit, die einem nach dieser Methode entworfenen Geschichtsbilde beiwohnt, dienen können, und das ist wohl der Grund, weshalb ein anderes Werk des Verfassers, in welchem er sich zuerst derselben bedient hat, viele Freunde gefunden hat. Diesen Freunden widmet er das gegenwärtige Buch, nimmt aber zugleich ihre Nachsicht für dasselbe in Anspruch. Auch sein Leben Luthers*) ist

*) Luthers Leben aus den Quellen erzählt. 2. Aufl. 1852. 780 S. gr. 8. — Luthers Leben für christliche Leser insgemein aus den Quellen

nur ein Versuch, aber ein Versuch, dem mehr Zeit und Sorgfalt gewidmet werden konnte, als diesem. Und doch hätte Melanchthons Biographie sie nicht minder erfordert und verdient.

Noch Eins zum Schluß. Der Verfasser hat nach seiner Darstellungsweise des eignen Urtheils sich begeben, aber er hat die Auswahl des Stoffes unparteiisch also zu treffen gesucht, daß es dem Leser möglich werden möchte, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Das ist freilich bei Melanchthon nicht so leicht, und man wird wohl thun, nicht viel rechts oder links zu hören, sondern sich die Sache selbst anzusehn. Bei Melanchthon ist geschehn, was oft geschieht, daß kleine Leute großer Männer Schwächen zu Tugenden machen, weil sie in diesen sich ihnen am nächsten verwandt fühlen, und wie man oft vermeinte, in Luthers Glaubensfußtapfen zu treten, wenn man sich die Heftigkeit seines natürlichen Temperaments zum Muster nahm, so ist es, seit Planck zumal, nach gerade Sitte geworden, daß sich Alles, was halb und flau und faul in der Kirche ist, hinter Melanchthons ἐπιείκεια flüchtet. Darüber ist denn von anderer Seite viel Unbill auf ihn gehäuft worden. Man hätte aber nicht übersehn sollen, wie selbst seine Schwächen auf einem edlen Grunde ruhen, und nachdem sie schon sein ganzes Leben zu einem steten Martyrium gemacht haben, wäre es schnöde, um derselben willen geringschätzig auf „dieses Organon“ herabzusehn. Der hätte keine Ader von Luther in sich,

---

erzählt. Auszug aus dem größern Werke desselben Verfassers. 1850. 8. 332 S.

der sich durch dieselben wollte abhalten lassen, ihm nachzurufen: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, denn sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.

Callenberg, den 16. Februar 1860.

Lic. Moritz Meurer, P.

Inhalt.

Kurze Uebersicht

der wichtigsten Quellen und Bearbeitungen von Melanchthons Lebensgeschichte.*)

Bei der Betheiligung Melanchthons an allen Hauptacten der Reformation würden hierher fast alle reformationsgeschichtliche Quellen zu rechnen sein. Abgesehen davon sind hier zuvörderst zu nennen Melanchthons Werke, deren vollständigste Ausgabe in dem *Corpus Reformatorum*, seit 1834 von Bretschneider, später von Bindseil herausgegeben. (Mit dem im Erscheinen begriffenen Vol. XXVIII. wird dieses große und verdienstliche Werk vollendet sein.) Aus denselben sind für Melanchthons Lebensgeschichte am allerwichtigsten seine Briefe (Epistolae, Praefationes, Consilia, Judicia, Schedae Academicae etc. Vol. I—X.), sodann einige seiner Reden (Declamationes Vol. XI. XII.) und seine Postille (Postilla Vol. XIV. XV.), letztere wegen vieler darin enthaltenen Specialitäten.

Von Luthers Werken gehören hier besonders her seine Briefe (Ausgabe von de Wette, 5 Bände 1825—1828, Bd. 6 von Seidemann 1856.) und seine Tischreden (neueste Ausgabe von Förstemann. 2 Bde. 1844.)

Die ausführlichste Lebensbeschreibung Melanchthons hat unter seinen Zeitgenossen sein Freund Camerarius geliefert. (De Philippi Melanchthonis ortu, totius vitae curriculo et morte, etc. narratio diligens et accurata Joachimi Camerarii, Pabeperg. Lipsiae. 1566. Handlicher und mit schätzbaren Anmerkungen und Beilagen vermehrt ist die Ausgabe von G. Theod. Strobel. Halae 1777.) Doch gewährt diese Biographie nicht die Ausbeute, welche man nach ihrem Umfang und Verfasser voraussetzen sollte, theils weil sie bei der rhetorischen Manier und apologetisch-irenischen Tendenz des Verfassers mehr Worte als Sachen enthält, theils weil ihr eine große Menge anderweitige geschichtliche und biographische Notizen

---

*) Keine vollständige Literatur, sondern nur ein Verzeichniß der Hauptschriften für die, welche sich weiter orientiren wollen.

einverleibt sind. — Demnächst ist fast nur eine Sammlung zu erwähnen, welche unter dem Titel: *Orationes, Epithaphia et Scripta, quae edita sunt de morte Ph. Melanchthonis* etc. Viteb. 1561 nach Melanchthons Tode erschien. Von biographischem Werthe sind darin namentlich zwei Reden, welche einen kurzen Ueberblick von Melanchthons Leben und einige sonst nicht bekannte interessante Züge geben: (Oratio habita in funere D. Phil. Melanchthonis a *Vito* [Oertelio] *Winshemio*, artis med. Doctore, und Oratio funebris in obitum D. Phil. Melanchthonis habita in Academia Tubing. a *Jacobo Heerbrando*.) Ein besonders wichtiges Actenstück aber ist der in dieser Sammlung oben anstehende, von den Professoren der Universität Wittenberg verfaßte, lateinische Bericht über Melanchthons Ende. (Narratio de morte et obitu D. Philippi Melanchthonis.) Dieser Bericht ist auch deutsch erschienen und zwar nicht blos übersetzt, sondern in selbstständiger Fassung, zum Theil sogar reichhaltiger. (Kurzer Bericht, wie der Ehrwürdige unser lieber Vater Phil. Melanchthon sein Leben hier auf Erden geendet und ganz christlich beschlossen hat ꝛc.) — In dem Corp. Reform. Vol. X. finden sich beide Berichte, sowie die vorerwähnten Reden abgedruckt. — Noch muß hier ein Manuscript des Kurfürstlichen Leibarztes Matthias Ratzenberger erwähnt werden, welches in verstümmelter Gestalt zuerst in Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie, dann unter dem Titel: Matth. Ratzenbergers geheime Geschichte von den Chur- und Herzoglich Sächs. Höfen ꝛc. mit erläuternden und widerlegenden Anmerkungen 1774 von Strobel, neuerlich aber nach der ächten Recension in der Goth. Bibliothek unter dem Titel: Die handschriftliche Geschichte Ratzenbergers über Luther und seine Zeit ꝛc. 1850 von Dr. Neudecker herausgegeben worden ist. Was sich hier über Melanchthon findet, ist freilich meist im abgünstigen Sinne geschrieben.

Das Verdienst, Melanchthons Leben und Schriften zum Gegenstande wissenschaftlicher Erörterungen gemacht zu haben, gebührt insbesondere dem Nürnberger G. Th. Strobel, dem wir außer der obenerwähnten werthvollen Ausgabe der Vita Camerarii und der darin abgedruckten Bibliotheca Melanchthonis eine ganze Reihe von Monographieen (Melanchthoniana oder Sammlung einiger Nachrichten zur Erläuterung der Geschichte Melanchthons. 1771. — Hist.-liter. Nachricht von Melanchthons Verdiensten um die heil. Schrift ꝛc. 1773. — Versuch einer Literargeschichte von Melanchthons loc. theol. 1776. — Apologie Melanchthons wider Göze. 1783. u. A.), sowie eine noch viel größere Reihe einzelner Aufsätze über Melanchthon (in seinen vermischten Beiträgen zur Literatur, seinen Beiträgen, Neuen Beiträgen und Miscellaneen) verdanken. Doch ist er zu einseitiger Apologet und Lobredner Melanchthons. — Einer unparteiischen Würdigung hat zuerst Bahn gebrochen Friedrich Galle in seiner Schrift: Versuch einer

Charakteristik Melanchthons als Theologen und einer Entwicklung seines Lehrbegriffs. Halle 1840, welche diesen schwierigen Gegenstand zwar noch nicht erschöpft, aber doch noch unübertroffen dasteht. — Die einzige eigentliche Biographie Melanchthons von wissenschaftlichem Anspruch ist Fr. K. Matthes, Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt. Altenburg 1841. Sie beruht vornämlich auf seiner sorgfältigen Durchforschung der Briefe Melanchthons im Corp. Ref., die Werke Melanchthons sind nicht selbstständig eingesehn und charakterisirt und die Auffassung geht nicht über Planck hinaus. — Ungleich bedeutender in dieser Hinsicht und vielleicht das Beste, was bisher über Melanchthon geschrieben worden ist, ist der Artikel über Melanchthon in Herzogs Real-Encyklopädie Bd. 9. S. 252—300 von Landerer. — Aus der größern Anzahl populärer Biographieen, meist von sehr geringem Werth, sind hervorzuheben die von Ledderhose und Köthe in dessen Auszug der Werke Melanchthons. 6 Thle. 1829. Th. 1. S. 1—82. und Th. 6. S. 125—231. — Eine kurze, aber meisterliche Skizze hat Dr. K. J. Nitzsch in einem 1855 gedruckten Vortrage geliefert. — Von den durch die bevorstehende Säcularfeier Melanchthons hervorgerufenen Schriften sind dem Verfasser zur Zeit nur bekannt worden eine kleine, mit Fleiß und Liebe gearbeitete ansprechende Monographie: Dr. Ludw. Koch, Philipp Melanchthons Schola privata. Gotha 1859. und: Dr. J. F. Th. Wohlfarth, Philipp Melanchthon. Zum Säcularandenken &c. Leipzig 1858. (Dem gerechten Gericht, das über solche Geschichtsschreibung ergehen wird, soll nicht vorgegriffen werden.)

Von den während des Druckes dem Verfasser noch zu Gesicht gekommenen Schriften verdienen zwei hervorgehoben zu werden: Paul Pressel, Philipp Melanchthon. Ein evangelisches Lebensbild für Alt und Jung. Stuttgart 1860, und Dr Adolph Planck, Melanchthon, Praeceptor Germaniae. Eine Denkschrift &c. Nördlingen 1860. Die erstere enthält auf 126 Seiten eine frische und gut geschriebene populäre Lebensbeschreibung mit angehängter A. C.; die zweite ist eine wissenschaftliche Arbeit und giebt nach einem kürzeren Lebensabriß eine Charakteristik Melanchthons, insbesondere seiner pädagogisch-humanistischen Thätigkeit. Ein beachtungswerthes Seitenstück zu Galle.

Charakterisirt Melanchthons als Theologen und einer Darstellung seines Lehrbegriffs. Halle 1840, welche diesen schwierigen Gegenstand zwar noch nicht erschöpft, aber doch noch unübertroffen besteht. — Die einzige eigentliche Biographie Melanchthons von wissenschaftlichem Anspruch ist Dr. K. Matthes, Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt. Altenburg 1841. Sie beruht vornämlich auf seiner sorgfältigen Durchforschung der Briefe Melanchthons im Corp. Ref.; die Werke Melanchthons sind nicht hinlänglich eingesehen und überhaupt ist nur die Auffassung geht nicht über Pezel hinaus. — Ungleich bedeutender in dieser Hinsicht und vielleicht das Beste, was bisher über Melanchthon geschrieben worden ist, ist der Artikel über Melanchthon in Herzogs Real-Encyklopädie Bd. 9, S. 253—300 von Landerer. — Aus der größern Anzahl populärer Darstellungen, meist von sehr geringem Werth, sind hervorzuheben die von Ledderhose und Köthe, in dessen Auszug der Werke Melanchthons, 6 Thle. 1829, Bd. 1. S. 1—92 und Bd. 6. S. 125—81. — Eine kurze, aber meisterliche Skizze hat Dr. K. J. Nitzsch in einem 1855 gehaltenen Vortrage geliefert. — Von den durch die bevorstehende Säcularfeier Melanchthons hervorgerufenen Schriften sind dem Verfasser zur Zeit nur bekannt worden eine kurze, mit Fleiß und Liebe gearbeitete ansprechende Monographie: Dr. Lüdw. Koch, Philipp Melanchthons Schola privata, Gotha 1859, und: Dr. J. F. Th. Wohlfarth, Philipp Melanchthon. Sein Säcularandenken rc. Leipzig 1858. Dem gerechten Gericht, das über solche Gelegenheitsschreiberei ergehen wird, soll nicht vorgegriffen werden.

Von den während des Druckes dem Verfasser noch zu Gesicht gekommenen Schriften verdienen zwei hervorgehoben zu werden: Karl Kreißel, Philipp Melanchthon. Ein evangelisches Lebensbild für Alt und Jung. Stuttgart 1860, und Dr. Theodor Planck, Melanchthon, Praeceptor Germaniae. Eine Denkschrift rc. Nördlingen 1860. Die erstere enthält auf 126 Seiten eine frische und gut geschriebene populäre Lebensbeschreibung mit angehängter N. S.; die andere ist eine wissenschaftliche Arbeit und giebt nach einem kurzen Lebensabriß eine Charakteristik Melanchthons, insbesondere seiner pädagogisch-humanistischen Thätigkeit. Ein beachtungswerther [illegible] [illegible] zu Halle.

Kapitel 1.

Heimath, Familie, erster Unterricht. 1497—1509.

Die Heimath Philipp Melanchthons ist Bretten, eine kleine Stadt in der Rheinpfalz gelegen, da, wo diese an das Würtemberger Gebiet stieß. Es war keine ansehnliche Stadt, aber nach Maßgabe der damaligen deutschen Städte ziemlich gut gebaut und so fest, daß sie eine Belagerung des Herzogs von Würtemberg aushalten konnte, und daß die aufrührerischen Bauern sich nicht an sie wagten, obwohl sie wußten, daß man von allen Seiten Hab und Gut dorthin geflüchtet hatte. Der Vater unseres Melanchthon, Georg Schwarzerd, war erst im Jahre 1496 nach Bretten gezogen: er stammte aus Heidelberg, woselbst noch sein Vater, Nicolaus, lebte. Er war Waffenschmied bei den Pfalzgrafen Philipp und Ruprecht, und wie durch seine Rechtschaffenheit, Unbescholtenheit, Verschwiegenheit, Treue, so durch seine Kunst und Geschicklichkeit in Anfertigung von allerlei Kriegs- und Turnier-Waffen und Rüstungen an den Fürstenhöfen bekannt und geschätzt, namentlich auch bei dem ritterlichen Kaiser Maximilian, den er zu einem Zweikampfe mit einem prahlerischen Italiener mit trefflichen Waffen ausgerüstet hatte. Er war ein Mann von ernsten und strengen Sitten, allem leichtsinnigen Wesen in Wort und That abhold, vor Allem ein Feind aller Falschheit, Lügen und Hinterlist, und so streng gottesfürchtig, daß er alle Nächte um zwölf Uhr aufzustehen pflegte, um sein gewohntes Gebet zu thun.

Auch Kinder und Hausgesinde hielt er mit aller Sorge und Fleiß zu einem frommen, rechtschaffenen Leben an. Er hatte in Bretten die Tochter eines angesehenen und geachteten Mannes, der auch eine Zeitlang Bürgermeister war, geheirathet. Barbara Reuter, dies war ihr Name, war eine sehr achtbare, ausnehmend verständige Frau. Ein Sprüchwort, das sie oft im Munde führte und das ihr Sohn später seinen Zuhörern anempfahl, war: „Wer da will mehr verzehren, Als sein Pflug kann ernehren, Der muß zuletzt verderben Und vielleicht am Galgen sterben." Philipp war der Erstgeborene dieser Eltern, welche sich in guten Vermögensumständen befanden. Er hatte außer drei Schwestern, Anna, Margaretha und Barbara, noch einen um vier Jahre jüngern Bruder, Georg. Der Großvater von mütterlicher Seite wünschte beide Söhne bei sich zu erziehen, da der Vater durch seine Geschäfte sehr in Anspruch genommen war, und weil er hörte, daß der Lehrer der öffentlichen Schule, in welche er die beiden Enkel nebst seinem eigenen Sohne, der auch noch ein Knabe war, schicken wollte, an der Lustseuche leide, welche damals Deutschland verheerend durchzog, so ließ er sie, aus Furcht vor Ansteckung, durch einen jungen Mann bei sich im Hause in den ersten Anfangsgründen unterrichten. Johann Unger (Hungarus) hieß dieser erste Lehrer Melanchthon's, dessen Unterricht er zwei Jahre genoß und von dem er selbst später rühmte: „Ich hatte einen Lehrer, der ein ausgezeichneter Grammatikus war. — Er hielt mich zur Grammatik an und zwar so, daß ich construiren mußte; an zwanzig oder dreißig Versen des Virgil mußte ich die Regeln der Construction aufsuchen. Ich durfte nichts übersehen, und so oft ich fehlte, bekam ich Schläge, doch mit Maaß. So machte er mich zu einem Grammaticus. Er war ein vortrefflicher Mann, liebte mich wie einen Sohn und ich ihn wie einen Vater." Philipps vortreffliche Gaben traten bald hervor: er begriff schnell, was ihm vorgetragen wurde, behielt es treu und verstand es deutlich wiederzugeben. Schon im Knabenalter konnte er nicht ruhen, sondern suchte überall jemand, um mit ihm über die Regeln der Grammatik und die Anfänge der lateinischen Sprache zu dispu-

tiren. So ging er umher und suchte die angekommenen fahrenden Schüler auf und brachte sie mit seinen Fragen oft in Verlegenheit. Bei dieser großen Lernbegier und Schärfe des Geistes war er aber doch sehr sanft und stand deshalb bei allen in Gunst, und wenn er schon zum Zorn geneigt war, ließ er sich doch auch in solcher Bewegung nichts Sonderliches zu Schulden kommen. Seine Aussprache war etwas stotternd, aber mit seinem vorschreitenden Alter überwand er diesen Naturfehler durch Aufmerksamkeit und Sorgfalt so weit, daß nur ganz schwache Spuren davon übrig blieben.

Im Jahre 1507, als Philipp in seinem elften Lebensjahre stand, starb sein Vater, der seit vier Jahren sehr kränklich gewesen war, elf Tage nach seinem Schwiegervater. Drei Tage vor seinem Tode sprach er zu seinem Sohne: „Indem ich nun sterben muß, wünsche ich, daß meine Kinder Glieder der Kirche, daß sie eins mit der Kirche sein, und daß sie die Erkenntniß Gottes haben mögen; endlich daß sie auch selig werden in der ewigen Seligkeit*).

Melanchthons Erziehung und gelehrte Ausbildung wurde auch nach des Vaters Tode fortgesetzt. Damals war in Pforzheim eine berühmte Schule, welcher ein gelehrter Mann, Georg Simler, vorstand. Bei ihm und seinem Collegen Hildebrand lernte er außer der lateinischen auch die griechische Sprache, letztere in Privatstunden, indem der Lehrer sie anfänglich wie ein Geheimniß nur etlichen Schülern vortrug, die er besonders lieb hatte.

Philipp lebte mit seinem Bruder Georg und Vetter Johannes bei einer Verwandten, einer Schwester des berühmten Johann Reuchlin. Dieser kam zuweilen zu seiner Schwester und fragte da, was die Knaben in der Schule trieben und prüfte sie. Vor allen zeichnete sich Philipp durch seine Antworten aus und Reuchlin gewann ihn sehr lieb und beschenkte ihn mit einer

*) Seine Mutter heirathete später einen Brettener Bürger Kolbe und nach dessen Tode einen gewissen Hechel. So bekam Melanchthon noch sechs Stiefgeschwister.

griechischen Grammatik und Lexikon und einem biblischen Codex, und als er mit diesen Hülfsmitteln sich im Lateinischen und Griechischen weiter forthalf und nicht blos in Prosa zu schreiben anfing, sondern sich auch in Versen versuchte, und dem Reuchlin einmal einige von seinen Versen überreicht hatte, so setzte ihm dieser im Scherz seinen rothen Doctorhut auf, anzudeuten, was er von ihm erwartete. Reuchlin war es auch, welcher nach Sitte der damaligen Gelehrten den Familiennamen seines jungen Verwandten und Schützlings Schwarzerd in das griechische Melanchthon übersetzte*), wie er selbst in Italien Capnio umgetauft worden war. Reuchlin war nicht blos ein sehr gelehrter, sondern auch durch und durch frommer Mann: er war unter den ersten, welche das Griechische, und der Erste, welcher das Hebräische in Deutschland einführte. „Soll ich leben — schrieb er einst — so muß die hebräische Sprach herfür mit Gottes Hülf. Sterb ich dann, so hab ich doch einen Anfang gemacht, der nicht leichtlich wird zergehn.“ Und dies that er nach seiner eigenen Erklärung, „weil ich den großen Nutzen voraussah, den die hebräische Sprache für die Religion und die wahre Gottesgelehrsamkeit haben würde. Auf diese hatte ich schon vorher alle meine gelehrten Arbeiten bezogen und bezog sie von nun an immer noch mehr. Als ein treuer Verehrer unseres Heilandes that ich alles für die Wiederherstellung und Verherrlichung der wahren christlichen Kirche.“ Anders als der Canonicus Politianus, der nach Melanchthons Erzählung von sich sagte, er habe einmal das neue Testament gelesen, aber er erinnere sich nicht, seine Zeit schlechter angewendet zu haben, las Reuchlin sehr fleißig die heilige Schrift und führte das neue Testament selbst auf Reisen bei sich. Sein Neffe folgte ihm hierin, führte den von ihm geschenkt erhaltenen biblischen Codex immer bei sich, las fleißig darin und erlangte als Knabe schon Vertrautheit mit dem heiligen Text.

*) Melanchthon hat sich selbst wenig so, sondern bald und ausschließlich, wahrscheinlich des Wohllautes wegen, Melanthon geschrieben. Weil es aber geläufiger ist, ihn Melanchthon zu nennen, haben wir es auch dabei gelassen.

Kapitel 2.

Heidelberg und Tübingen. Lernen und Lehren. Berufung nach Wittenberg. 1509—1518.

Zwei Jahre beinahe blieb Philippus in Pforzheim, dann wurde er durch die Fürsorge seiner Mutter und Verwandten in die großväterliche Heimath nach Heidelberg auf die Universität geschickt (im October 1509), wo er im Hause des Doctors der Theologie Pallas Spangel wohnte und die Söhne des Grafen von Löwenstein unterrichtete. Es gab hier eine Menge gelehrter Männer in allen Fächern, und Philippus erregte bald eine sehr günstige Meinung von sich und wurde ein Muster und Antrieb für seine Mitschüler. In der Kenntniß der griechischen Sprache übertraf er sie alle. „Wo finde ich einen Griechen?" sagte einstmal ein Lehrer, als er eine wichtige Frage vorgelegt hatte, und einstimmig riefen alle Schüler: „Melanchthon, Melanchthon!" Vertrauten Umgang hatte er mit Peter Sturm aus Straßburg, den Bruder des Jakob Sturm, der als Privatlehrer den Wimpheling, einen eben so trefflichen als unterrichteten Mann, bei sich hatte, ebenso mit einem Poeten, Sorbillus, dessen Gabe er sehr rühmte. Er bildete vorzüglich seinen Styl aus und schrieb schon damals Reden für die Professoren, welche öffentlich vorgetragen wurden, ja er verfaßte bereits in Heidelberg, zunächst für seine Schüler, die Grundzüge der griechischen Grammatik, welche später gedruckt wurden. Aber er machte sich dort unter Konrad Helvetius auch bereits mit den Anfangsgründen der Mathematik und Astronomie bekannt.

Drei Jahre hielt er sich in Heidelberg auf und erlangte daselbst in einem Alter von fast vierzehn Jahren die erste akademische Würde, das Baccalaureat; als er aber noch höher strebte und sich um den Magistergrad bewarb, wurde ihm dieß wegen seiner allzugroßen Jugend abgeschlagen. Aus Verdruß darüber und weil er häufig Anwandelungen von Fieber fühlte,

verließ er den ihm unliebsam gewordenen Ort und begab sich nach Tübingen.

Die Universität Tübingen war 36 Jahre zuvor von dem Herzog von Würtemberg, Eberhard mit dem Bart, gegründet worden, welcher bei einer Zusammenkunft von Fürsten, wo jeder die Vorzüge seines Landes rühmte, sagte: Sein Land biete nichts Sonderliches, aber dessen dürfe er sich rühmen, daß er, wo es auch sei, sein Haupt in den Schooß jedes seiner Unterthanen legen und ruhig schlafen könne. Tübingen hatte damals vortreffliche Männer, in Wissenschaften und Sprachen erfahren: außer Reuchlin den Georg Simler, der schon früher Melanchthons Lehrer gewesen war, den Brassicanus und Bebelius, zwei gekrönte Poeten, den Johannes Stöffler, einen ausgezeichneten Mathematiker, den M. Franz Stadian, einen berühmten Lehrer des Aristoteles, und andere gelehrte Leute, mit welchen er vertrauten Umgang hatte und deren Hülfe er bei seinen Studien sich bediente: dies galt vorzüglich von Simler, welcher zu sagen pflegte, der Schüler sei gelehrter als der Lehrer, und von Stöffler, den er drei Jahre lang fleißig hörte; denn es hatte ihn, als er mit Oecolampadius den Hesiodus las, eine wunderbare Begierde ergriffen, den Lauf der Sterne kennen zu lernen und es war auf der ganzen Universität Niemand, der ihnen dazu helfen konnte als Stöffler.

Im Jahre 1514, am Tage der Bekehrung Pauli, empfing er unter dem Decanat des M. Johann Kreß die Magisterwürde und zwar unter zwölf Candidaten den ersten Platz. Nun fing er auch an der Universität selbst zu lehren an: er erklärte den Virgil und Terenz, und theilte den letzteren, welcher bis daher wie ein prosaischer Schriftsteller gedruckt worden war, zuerst metrisch ab. Als ihm (nach des Bebelius Tode im Jahre 1516) die Rhetorik zu lesen aufgetragen wurde, las er über mehrere Werke des Cicero und sechs Bücher des Livius. Aber er begnügte sich nicht mit den sprachlichen und philosophischen Studien, sondern wendete sich auch zu den sogenannten Facultätsstudien, und zwar kostete er nicht blos in denselben herum, sondern leistete in ihnen so viel, daß er darin mit den ausgezeichnet-

sten Lehrern wetteifern konnte. In der scholastischen Theologie hörte er den damals berühmten D. Lempus und andere Professoren, in den Rechtswissenschaften seinen alten Lehrer Simler, sogar die Medicin überging er nicht und hörte mehrere Professoren, die sie vortrugen, sorgfältig, ja die Bücher des Galen studirte er nicht blos wegen der Sprache und Methode, sondern auch um der Sachkenntnisse willen so fleißig, daß er sich ganz mit diesem Autor vertraut machte und das Meiste daraus aus dem Gedächtniß hersagen konnte. Das Alles lernte er so schnell, daß er aller Augen auf sich richtete und man nicht wußte, ob man ihn für einen Schüler oder Lehrer halten sollte. Er besaß aber auch wunderbare Geistesgaben: Verstandesschärfe, Gewandheit des Urtheils und ein bewunderungswürdiges Gedächtniß, so daß er nichts von Allem, was er gelesen oder gehört hatte, wieder vergaß, und Zeitumstände, Personen, Namen, ja ganze Verse, Sentenzen und Perioden aus dem Gedächtniß wiedergeben konnte.

Zu dem Studium der Theologie neigte er sich schon vermöge seiner durch väterliche und mütterliche Erziehung in ihm gepflegten Frömmigkeit ganz besonders. Schon als Knabe hatte er eine große Lust am Gottesdienste und die Geschichten der Heiligen machten ihm besondere Freude. „Ich erinnere mich — erzählt er selbst — welches Vergnügen es uns Knaben gewährte, jene Dichtungen zu lesen, die sich in den Legenden der Heiligen finden. Dergleichen wurden von den Predigern in den Kirchen vorgelesen und wir Knaben, wenn wir zu Hause die Predigten nachmachten, trugen jene Dichtungen unter uns vor. Nachher kam die Mutter und die Mägde und brachten etwas zu unserem Altar, wie es in den Kirchen zu geschehen pflegte. Hätten wir damals besseren Unterricht gehabt, so wäre es uns nützlicher gewesen. Aber doch war es ein Theil häuslicher Zucht, die Knaben vielmehr mit solchen Dingen zu beschäftigen, als ihnen das Herumlaufen auf den Straßen oder wildes Lärmen zu gestatten." Der damaligen Theologie fehlte freilich die echte Grundlage, die heilige Schrift, sie beschäftigte sich hauptsächlich mit spitzfindigen und verwickelten Fragen, an denen sich die Geister zerarbeiteten.

Melanchthon hatte aber schon eine bessere Quelle gefunden. Man sah ihn oft in den Kirchen und bei den gottesdienstlichen Handlungen mit einem Buch in den Händen, welches größer war als die üblichen Gebetbücher, und Uebelwollende erregten deshalb ein Gerede, als wenn er wer weiß was für Bücher läse, wie sie sich für Ort und Zeit nicht paßten. Es war aber ein Exemplar der Bibel in gefährlichem Format mit kleinen Lettern gedruckt, wie es kurz vorher bei Johann Froben in Basel erschienen war. Wir haben schon oben erwähnt, wie er sich gewöhnte, die heilige Schrift immer bei sich zu führen und zu lesen, und diese Gewohnheit behielt er lebenslang bei und war darin so beharrlich, daß Niemand glauben wollte, jenes Buch, welches er immer im Busen trug, sei ein heiliges, sondern ein Profanscribent, der beständig von ihm nachgeschlagen werde.

Eine Zeitlang stand Melanchthon der Druckerei des Thomas Anshelm vor, in welcher damals das große historische Werk des Nauclerus (Chronicon Naucleri) wieder gedruckt wurde: in diesem Werke verbesserte er Vieles, brachte es in eine andere Ordnung, schnitt Ueberflüssiges ab und brachte es dahin, daß dieses Buch, welches zuvor mehr ein ungeordnetes Sammelwerk als ein richtiges Lehrbuch der Geschichte gewesen war, von Vielen begehrt und mit Nutzen gelesen wurde. Auch gab er mehrere classische Schriftsteller, u. A. den Aratus heraus, und in Tübingen erschien auch noch (im Jahre 1518) seine griechische Grammatik im Druck.

In dieser Zeit (seit 1510) war Reuchlin wegen seiner hebräischen Studien in jenem heftigen Kampfe mit den Cölnischen Dominicanern begriffen, welche die ganze theologische und gelehrte Welt in zwei Heerlager theilte und in welchem alle Freunde der neuen Wissenschaft auf seiner Seite waren. Dennoch hatte er seinen einflußreichen und unverschämten Gegnern gegenüber einen harten Stand, wie er denn bei Luthers Auftreten sprach: „Gott Lob, nun haben sie einen Mann gefunden, der ihnen so blutsaure Arbeit machen wird, daß sie mich alten Mann wohl werden in Frieden hinfahren lassen.“ Er mußte viele Rechtfertigungsschriften an den Papst und Kaiser verfassen:

dabei leistete ihm denn Philippus treffliche Dienste, indem er Vieles, was dazu gehörte, abschrieb. Er kam nicht blos selbst fleißig nach Stuttgart, wo Reuchlin damals wohnte, sondern dieser kam auch oft nach Tübingen, wohnte und aß mit ihm und freute sich, mit ihm sowohl über seine eigenen Angelegenheiten als über ihre gemeinsamen Studien sich unterhalten zu können.

Reuchlin war es auch, der Melanchthons Schritte weiter lenkte. Dieser hatte bereits einen solchen Ruf erlangt, daß Erasmus schon im Jahre 1516 von ihm schrieb: „Hilf Gott, welche Hoffnung erweckt der Jüngling, ja fast noch Knabe, Melanchthon von sich, im Griechischen und Latein gleich gelehrt zu achten! Welch ein Scharfsinn, welch eine Reinheit und Eleganz der Sprache! welch eine Kenntniß der verborgensten Dinge! welch umfassende Belesenheit! welch edle, ja geradezu königliche Art von Feinheit!" Und der berühmte Nürnberger Patricier Wilibald Pirkheimer erklärte, ihn unter seinen Freunden in die vorderste Reihe zu stellen und äußerte nur seine Besorgniß, daß er in seinen Studien nicht Maaß und Ziel halte und seiner Gesundheit schaden möchte. So war es denn nicht zu verwundern, wenn Reuchlin ihn dem Kurfürsten von Sachsen, der sich nach tüchtigen Gelehrten für seine neu gegründete Universität in Wittenberg umsah, mit voller Zuversicht empfahl. Der Kurfürst wünschte einen Lehrer der hebräischen und griechischen Sprache: die erstere anlangend, konnte Reuchlin nur einige Vorschläge machen, aber keine gewisse Aussicht geben. „Der andern Sprach halber — schrieb er — habe ich mich unterfangen, zu vollbringen Euer besonderes Getrauen, das Ihr gnädiglich zu mir habt und bin in Willen, meinen gesippten Freund, den ich von seiner Jugend auf solche Sprach unterwiesen und gelehrt habe, an das Ort zu schicken, wie gern ich ihn noch bei mir behalten wollte. Aber Gott wollte, daß ich es in eigener Person Leibes und Alters halben zu thun vermöchte, so wollte ich Euer Fürstl. Gnaden zu Ehren und Gefallen in beiden Sprachen, griechischer und hebräischer, selbst den Anfang und den Zulauf aus andern Ländern machen. So mir aber der Weg zu fern und zu schwer ist, will ich Ew. Fürstl. Gnaden und die

löbliche Universität nichts desto minder mit meinem lieben Vetter obgedachten, M. Philipps Schwarzerd von Bretten, sehr wohl versehen, den ich doch der hohen Schule Ingolstadt versagt habe, denn er ist zu Tübingen ehrlich und wohl auch seines Solds halben nützlich gehalten und versehen und hat daselbst ein ehrbar Auskommen. Aber deß alles unangesehen er mir bewilligt, in dieser Sache zu thun, was ich ihm heiße. Darum wird er auf Euer Fürstl. Gnaden gut Vertrauen und meinen Befehl gen Wittenberg kommen, der Hoffnung Nutz zu schaffen und Ehre einzulegen der Stadt und der hohen Schule." Später fügte er hinzu: „Ich weiß unter den Deutschen keinen, der über ihn sei, ausgenommen Herr Erasmus Rotterodamus, der ist ein Holländer." An Melanchthon aber, der sich in seinem Collegio in Tübingen wie in einem Gefängniß fühlte und fürchtete, mit den Knaben wieder zu einem Knaben zu werden, und der seinem väterlichen Freunde schrieb, er könne mit ihm machen was er wolle, er wolle ihm folgen, gehorchen und hingehen, wo in aller Welt er ihn hinschicke, schrieb Reuchlin nach Eingang des kurfürstlichen Zusageschreibens in prophetischem Geiste: „So sage ich denn zu dir, nicht dichterischer Weise, sondern mit den Worten der wahrhaftigen Verheißung Gottes, dem gläubigen Abraham gegeben: Gehe aus deinem Vaterlande und deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in das Land, das ich dir zeigen werde, und ich will dich zum großen Volke machen und will dich segnen und will dir einen großen Namen machen und sollst gesegnet sein. So weissaget mir mein Geist, so hoffe ich solls mit dir werden, mein Philippe, du mein Werk und mein Trost."

Kapitel 3.

Wittenberger Anfänge. 1518—1520.

Als Melanchthon (im August 1518) von Tübingen schied, sagte Simler, sein Weggang sei für das ganze Land zu beklagen

und fügte hinzu: „Wie viel gelehrte Leute auch dort wären, so wären sie doch nicht gelehrt genug, um den Umfang der Gelehrsamkeit des Scheidenden zu verstehen.“ Melanchthon reiste zu Pferde und stellte sich zuvörderst in Augsburg, wo die Baiern ihn vergebens zurückzuhalten suchten, dem Kurfürsten von Sachsen, und seinem Hofprediger Spalatin vor; von da kam er nach Nürnberg, wo er Wilibald Pirkheimer und den Rechtsgelehrten Christoph Scheurl kennen lernte. Am 20. August traf er in Leipzig ein, wo er mit Petrus Mosellanus, welcher dem Richard Crocus als Lehrer der griechischen Sprache gefolgt war und Andreas Franz Comitianus, nachmals Rath bei den Herzögen Georg, Heinrich und Moritz von Sachsen, Freundschaft schloß. Er wurde in Leipzig sehr ehrenvoll aufgenommen, aber die Leipziger suchten auch auf alle Weise ihn in Leipzig aufzuhalten, redeten von Wittenberg übel und versprachen ihm reichlichern Sold in Leipzig. Er aber beharrte auf seinem Vorsatze, seiner gegebenen Zusage zu folgen, obwohl er damals fürchtete, in Wittenberg nicht auskommen zu können. Am 24. August reiste er von Leipzig ab, übernachtete in dem Städtchen Düben und traf den 25. Vormittags in Wittenberg ein, wo er am folgenden Tage unter dem Rectorat des M. Nicolaus Gingelm als erster Lehrer der griechischen Sprache eingeführt wurde und bereits am 29. sein Lehramt mit einer öffentlichen Rede „über die Verbesserung der Studien der Jugend“ antrat. In dieser Rede trat er entschieden für die wiederauflebenden guten (classischen) Studien und wider die Gegner derselben auf, welche sagten, das Studium der Sprachen sei mehr schwierig als nützlich, das Griechische werde von Geistern, die ihre Zeit nicht besser anzuwenden wüßten, ergriffen, um damit zu prahlen, das Hebräische sei unzuverlässig; darüber gingen die eigentlichen Wissenschaften zu Grunde, die Philosophie würde verlassen werden und was dergleichen Lästerungen mehr wären. Nachdem er nun über den Verfall und das Wiederaufleben der classischen Studien gesprochen, wies er schließlich darauf hin, wie gerade das Studium der Theologie mehr als irgend ein anderes der Sprachstudien bedürfe, wie das Licht der heiligen

Schrift erst recht aufgehe, und wir Christum und sein Gebot verstehen lernten, wenn wir zu den Quellen uns wendeten, wogegen es dann aus sei mit allen den unnützen von Menschen erdachten Glossen. Darum ermunterte er die Jugend nachdrücklich zu diesen Studien und zeigte ihr, daß wenn es auch wahr sei, daß das Schöne schwer sei, doch Fleiß alle Schwierigkeiten überwinde und man das Gute mit weniger Aufwand als das Schlechte erreichen könne. Nachdem er dargelegt hatte, was er vortragen und wie er den Schülern hülfreich sein werde, ruft er sie auf: „Ergreifet denn diese gesunden Studien und denkt an das, was der Dichter sagt: Wer anfängt, hat die Hälfte gethan! Waget es klug zu werden, treibt die alten Lateiner, werft euch auf das Griechische, ohne das sich das Latein nicht recht treiben läßt," und fügt das Versprechen hinzu: „Was mich anlangt, so will ich es an nichts fehlen lassen, was zur Erfüllung der Absichten des frommen Fürsten und zur Förderung euerer Studien, meine Zuhörer, dienen kann."

Treulich hat er dieß Versprechen erfüllt: mit großem Eifer ging er an sein Lehramt, der Ruhm der Universität und des Landes, dahin er gekommen war, die Förderung seiner Schüler lagen ihm am Herzen und ließen ihn nicht ruhen und rasten. Schnell füllte sich sein Auditorium und allgemeine Bewunderung wurde ihm zu Theil. Bei Niemand war diese aufrichtiger als bei Luther, der in allen seinen Briefen, besonders an Spalatin, seines Lobes voll ist. „Melanchthon — schrieb er gleich nach dessen erstem Auftreten — hat vier Tage nach seiner Ankunft eine sehr gelehrte und geschickte Rede gehalten, zu allgemeiner Freude und Bewunderung, so daß Du gar nicht nöthig hast, ihn uns zu empfehlen, denn wir haben gar bald abgesehn von seiner äußern Gestalt und Person und bewundern das, was in ihm ist, und wünschen uns Glück dazu; nur dafür hast Du Sorge zu tragen, ihn so viel als möglich bei dem Kurfürsten zu empfehlen. Ich mag gar keinen anderen Lehrer des Griechischen, so lange ich ihn haben kann. Ich habe blos die Sorge, daß er bei seiner zarten Körperbeschaffenheit unsere Lebensweise nicht werde vertragen können, und dann daß ich höre, er sei um einen

zu kargen Sold gedungen, so daß die Leipziger sich schon rühmen und hoffen, sie würden ihn bald von hier wegführen, denn sie haben ihn schon, ehe er noch zu uns kam, verlocken wollen." Und bald nachher: „Philippus hat ein vollgestopftes Auditorium, alle Theologen zumal, die größten mit den geringen macht er zu griechischen Schülern." — „Auch das Hebräische treibt er, seine Treue und Fleiß geht über alles Maaß, keinen Augenblick ruht er." — Die Achtung und Liebe zwischen beiden Männern war eine gegenseitige. Melanchthon, der an Luther eine Vortrefflichkeit der Natur, eine hohe Geistesgabe, einen Muth und eine Weisheit erkannte, größer als er sie noch bei irgend Jemand gefunden hatte, verehrte und liebte ihn vor Allen. Luther hinwiederum erkannte Melanchthons Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Treue, Redlichkeit, seine Bereitwilligkeit, Arbeiten zu übernehmen und durchzuführen, seinen Eifer und großen Fleiß die Wahrheit zu suchen und zu erforschen, seine besondere Sorgfalt in der Darstellung, seine Gabe des Wissens und der Beredsamkeit, worin er weit über das Maaß jener Zeit und unsers Volkes hinausging; und um deßwillen liebte er ihn nicht blos ebenfalls, sondern er trug, obwohl an Ansehn und Jahren ihm voranstehend, kein Bedenken, ihn zu verehren, unter seine Freunde zu rechnen, ja als den nächsten und innigsten unter allen anzusehn, ihm seine eigenen Gründe und Meinungen mitzutheilen und nach denen des Freundes sorgfältig und mit Vergnügen zu forschen und sie durch Fragen herauszulocken, um sich selbst zu belehren. So entstand und befestigte sich zwischen ihnen eine Freundschaft und Vertraulichkeit, so aufrichtig und innig, wie man sie sonst kaum finden wird.

Es ist je und je als eine wunderbare Fügung Gottes angesehn worden, daß diese beiden Werkzeuge, zwei ausgezeichnete Männer, deren Gaben sich gegenseitig ergänzten, zusammengeführt wurden. Wie Luther — sagt Einer — von dem Erasmus und Andern als ein zu scharfer Arzt für die Krankheiten der Kirche angesehn wurde, so erschien dagegen Melanchthon, der doch denselben Weg einschlug, und innehielt, milder und gelinder, und es gefiel Gott, sich einer solchen Mischung in dem

Heilverfahren zu bedienen, welches er bei der äußersten Krankheitsgefahr der alternden Kirche anwendete, die bereits, wie Jener von seiner alternden Republik sagte, weder ihre Krankheit noch die Heilmittel ertragen will." Melanchthon trug von Anfang ihrer Bekanntschaft an immer viel Sorge wegen Luthers Heftigkeit und suchte ihn bereits in der Vorrede, welche er im Jahre 1519 zu dessen Auslegung des Briefes an die Galater schrieb, deßhalb zu entschuldigen, indem er schrieb: Wenn es dem Leser vielleicht vorkomme, als ob Luther mitunter zu heftig sei, so möge er bedenken, zum Ersten, daß alle Menschen Lügner und Sünder seien; sodann, daß es sich um Christi ew'ges Wort und nicht blos um etwas handele, was man von unsern Vorfahren überkommen hätte; endlich daß ihm dieser etwas erregtere Brief Veranlassung gegeben habe, die verderbten Sitten, Studien, Gesetze, den Aberglauben, die Ausschweifung, Uebermuth und Tyrannei mit heilsamer Strenge zu züchtigen. — Luther selbst kannte auch recht wohl den Unterschied ihrer Naturen und Gaben und hat das oft und unverhohlen bekannt; wie er z. B. schreibt: „Mein Geist über dem, daß er in den feinen Künsten unerfahren uud unpolirt ist, thut nichts, denn daß er einen großen Wald und Haufen von Worten ausspeit. So hat er auch das Schicksal, daß er rumorisch und stürmisch ist und also ein Kämpfer und mit unzähligen ungeheuern Thieren sich schlagen muß. Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegeu und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich mnß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn machen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich stille daher, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott hat gegeben seine Gaben reichlich." Auch ließ sich Luther eine Zurechtweisung von Melanchthon gern gefallen. In einer Unterredung war er einst über die Maaßen erzürnt und rings herrschte tiefe Stille unter Allen; da hielt ihm Melanchthon nach einer Weile den Vers vor: „Siege auch über den zornigen Muth, der du Alles besiegest." (Vince animos iramque tuam, qui caetera vincis,) Dieser Vers machte ihm

Freude, er fing an zu lächeln und sagte: „Wir wollen weiter nicht mehr darüber streiten.“ Welche Stütze dagegen Melanchthon bei seinem Kleinmuthe an Luther hatte, werden wir später sehen.

Melanchthon leistete auch bald nicht blos der Universität Wittenberg und dem Studium der Theologie daselbst, sondern auch Luthern und seinem Werke die ersprießlichsten Dienste. Dieß zeigte sich zuerst bei jener Disputation, welche der Verfechter der päpstlichen Autorität, der prahlerische D. Eck im Jahre 1519 mit Karlstadt und Luther in Leipzig angestellt hatte. Melanchthon war unter denen, welche Luthern nach Leipzig begleiteten, und obwohl er nach seinem eigenen Zeugniß nichts mit Eck zu thun hatte und nur als ein stummer Zuschauer des Kampfes in der Versammlung saß, so leistete er doch Luthern namentlich durch seine Sprachkenntniß hülfreiche Dienste, was Ecken verdroß, so daß dieser ihm zugerufen haben soll: „Schweig, Philippe, bekümmere Dich um Deine Studien und störe mich nicht.“ Nach beendigter Disputation hatte Melanchthon in einem Briefe an Johann Oecolampadius, welcher im Druck erschien, eine Nachricht über dieselbe gegeben; darüber wurde er von Eck hart angelassen; er nannte ihn in seiner Rechtfertigungsschrift nur den Wittenberger Grammaticus, als ob er von theologischen Dingen nichts verstehe. Melanchthon antwortete ruhig, Luther aber meinte: „Des Philippus Ansehn und Urtheil gilt mir mehr als das von viel tausend schmierigen Ecken, auch schäme ich mich nicht, obwohl ich Magister der feinen Künste, der Philosophie und Theologie bin und fast alle die Titel habe wie Eck, mein Urtheil dem Geiste dieses Grammatikers unterzuordnen. Das habe ich oft gethan und thue es noch täglich um der wunderbaren Gabe willen, welche Gott in dieses geringe irdene, dem Eck verächtliche, Gefäß nach seiner reichen Gnade ausgegossen hat. Ich will den Philippus nicht loben, er ist eine Creatur Gottes, nichts mehr, aber ich verehre Gottes Werk in ihm.“

Melanchthons unermüdlicher Eifer erweckte bei allen seinen Freunden lebhafte Sorge für seine Gesundheit. Luther hatte an

Erasmus geschrieben: „Philippus befindet sich wohl, nur können wir alle zusammen ihn nicht dahin bringen, daß er nicht aus unsinniger Liebe zu den Wissenschaften Schaden an seiner Gesundheit leide; er möchte in seinem Jugendeifer Alles für Alle zugleich thun und ausrichten. Du wirst uns einen Dienst erweisen, wenn Du ihm schreibst, daß er sich uns und den guten Wissenschaften erhalten soll; denn wenn wir ihn nur behalten, weiß ich nicht, was wir mehr wünschen sollen.“ Erasmus ermahnte ihn daher auch, in seinen Studien Maaß zu halten, damit er um so länger den Wissenschaften dienen könne, denn er habe von ihm gehört, daß er keine eherne Gesundheit habe. Auch der Kurfürst schrieb ihm einmal, er möchte nicht durch übertriebene Arbeit sich aufreiben, bot ihm auch Wein aus seinem Keller an und citirte dabei das Wort des Apostel Paulus, daß man auch des Leibes warten müsse, indem er hinzufügte: „Wenn Du den übrigen Aussprüchen Pauli glaubst, mußt Du auch diesem glauben und ihm Folge leisten.“ Damit Melanchthon bei seiner schwachen Gesundheit bessere Pflege habe und weil er selbst für seine Gesundheit und seinen Haushalt keine Sorge trug, wünschten Luther und Andere sehr, daß er sich verheirathen möchte, und er folgte, wenn auch widerstrebend, dem Rathe seiner Freunde. Die Erwählte war Katharina Krepp, eine Tochter des Bürgermeisters von Wittenberg, Hieronymus Krepp, gleichen Alters mit Melanchthon. Um dem über die Verlobung entstehenden Gerede ein Ende zu machen, eilte man mit der Hochzeit. Sie wurde den 25. November 1520 in Gegenwart vieler angesehenen und gelehrten Leute gefeiert, auch Luthers Eltern und Geschwister mußten mit dabei sein. Melanchthon zeigte seinen Zuhörern die Einstellung seiner Vorlesungen über den Brief an die Römer für diesen Tag durch folgendes Distichon an, welches er an sein Auditorium anschlug: A studiis hodie facit otia grata Philippus, Nec vobis Pauli dogmata sacra leget. (Philippus unterbricht heute in erfreulicher Weise seine Arbeiten und kann Euch des Paulus heilige Lehren nicht auslegen.)

Den 19. December 1519 waren zwei Männer nach Witten-

berg gekommen, mit denen Melanchthon nahe befreundet wurde. Bald nach der Disputation in Leipzig nämlich wurde diese Stadt von der Pest befallen und die Studenten zerstreuten sich. Da kamen auf Luthers und Melanchthons Einladung viele nach Wittenberg und dieses füllte sich sehr. Unter den Angekommenen befanden sich auch Caspar Cruciger und Sebald Münster: der erste wurde Melanchthons treuer Freund und College, der letztere sein Schwager.

Kapitel 4.

Wie aus einem Lector der griechischen Sprache zu Wittenberg ein Lehrer von Deutschland (Praeceptor Germaniae) wird.

Wir haben gesehen, mit welchem Eifer und Erfolg Melanchthon an seine Arbeit in Wittenberg ging. Dabei war ihm der Mangel an griechischen Büchern empfindlich. Der Doctor der Medicin Paul Oertel aus Windsheim (D. Winshemius genannt), der sein Schüler gewesen war und ihm später die Leichenrede hielt, erzählt, daß sie, als er ihnen die Philippischen Reden des Demosthenes erklärt hätte, nur vier Zuhörer gewesen wären, weil sie aus Mangel an Exemplaren genöthigt waren, sich von dem einzigen Exemplare, das in den Händen des Lehrers war, Abschriften zu machen. Das wurde aber bald anders und Melanchthon selbst half dem Mangel durch Herausgabe mehrerer Classiker ab. In Wittenberg wurde es, wie Luther sagte, lebendig wie in einem Ameisenhaufen, und Melanchthon, der in allen Zweigen der Wissenschaften so viel leistete, wie anderwärts kaum die einzelnen Professoren in den einzelnen Zweigen, hatte gemeiniglich 2000 Zuhörer, und unter ihnen Fürsten, Grafen, Barone und viele Herren von Adel. Aus allen Gegenden Deutschlands, ja fast aus allen Provinzen und Reichen Europas, aus Frankreich, England, Ungarn, Siebenbürgen, Polen, Dänemark, Böhmen, auch aus Italien, ja selbst aus Griechenland, strömten sie, von dem Rufe seines Namens gelockt, nach

Wittenberg. „An meinem Tische, schrieb Melanchthon einmal an Justus Menius, gab es heute elf Sprachen: Latein, Griechisch, Hebräisch, Deutsch, Ungarisch, Venetianisch, Türkisch, Arabisch, Neugriechisch, Indisch und Spanisch."

Unter diesen in Wittenberg zusammenströmenden jungen Leuten waren viele mehr noch im Knabenalter, die ihre Studien nicht einzurichten wußten; für sie fehlte es an der rechten Unterweisung und Leitung, denn Wittenberg hatte damals noch kein Gymnasium. Da nun viele von ihnen geradezu an Melanchthon geschickt wurden, unter den vielen Wittenberger Docenten — über deren Trägheit und Hochmuth er überhaupt klagt — aber kaum einer oder der andere zu finden war, welcher die classischen Wissenschaften sorgfältig lehrte, ihnen auch die Unterweisung von Knaben zu beschwerlich oder geringfügig dünkte; so mußte er um des gemeinen Besten willen sich entschließen, in seinem Hause eine Privatschule zu errichten, weil er es für eine Schande hielt, daß sich kein Lehrer fände, an den die von fern her kommenden Knaben mit gutem Gewissen könnten gewiesen werden. Melanchthon, obwohl es ihm in Tübingen als Vorsteher der dortigen Burs zu enge geworden war und er gefürchtet hatte, mit den Knaben wieder zu einem Knaben zu werden, schämte sich einer solchen Beschäftigung doch durchaus nicht. „Ich hätte vielleicht zu dem ersten wissenschaftlichen Unterricht der Jugend (ad docendas pueriles litteras) besser gepaßt," schrieb er einmal an Spalatin, als er der theologischen Vorlesungen entledigt zu sein wünschte, und noch als Greis sagte er: „Wenn ich doch, und wäre ich auch ein noch so geringer Pädagog gewesen, in dieser Unterweisung des zartern Alters verblieben wäre, von welchem der Sohn Gottes sagt: „„Es ist nicht der Wille des Vaters, daß eins von diesen Kleinen verloren gehe."" Welch ein Trost ist es für einen frommen Lehrer, in Gegenwart der heiligen Engel in dem unbefleckten Kreise der Kleinen zu sitzen, welche Gott gefallen und die jungen Herzen zu lehren, daß sie Gott recht erkennen und anrufen und sodann nützliche Werkzeuge werden für die Kirche und ihre eignen Seelen!" Späterhin mußte Melanchthon diese seine Hausschule (schola

domestica) wie er sie nannte, aufgeben, weil die öffentlichen Angelegenheiten ihn so häufig vom Hause abriefen; doch hatte er noch öfter Einzelne als Haus- und Tischgenossen bei sich.

Vor allen Dingen wollte er die Grammatik getrieben haben, dann sollten sofort die classischen Schriftsteller, vorzüglich Terenz erklärt, auch aus denselben auswendig gelernt werden, doch nicht zuviel auf einmal, täglich etwa zehn Verse. Den Terenz empfahl er den Lehrern sehr, die Knaben lernten aus ihm ihr Urtheil über Sitte und Leben besser bilden als aus den Schriften der Philosophen und von diesem Schriftsteller besser als von jedem andern elegant und angemessen reden. Er ließ die Schüler in seinem Hause auch Komödien des Terenz, so wie später Stücke des Plautus, Seneca, Euripides aufführen. Für die schriftlichen Arbeiten empfahl er sehr das Uebersetzen aus dem Griechischen ins Lateinische, weil die lateinische Redeweise dadurch gefälliger werde. Sodann empfahl er seinen Privatschülern das Versemachen sehr und ermunterte sie durch seinen Vorgang, obwohl er sich für einen schlechten Poeten hielt; selbst unter Leiden und auf Reisen schrieb er zu diesem Behuf Verse. In den jugendlichen Versammlungen mußte jeder eine Arbeit mitbringen; wer das beste Gedicht geliefert hatte, bekam den Vorsitz bei Tische und Melanchthon feierte wohl selbst den „Dichterkönig des Gastmals", welcher einen Epheukranz empfing, in einem Gedichte. Vor und nach Tische wurden Gebete in lateinischen Versen gesprochen. Aber auch in andern Wissenschaften unterrichtete er seine Knaben, und suchte ihnen eine „encyklopädische" Bildung zu geben; namentlich trieb er Mathematik mit ihnen. Das Bibellesen anlangend empfahl er täglich ein Kapitel aus dem alten Testamente und so der Reihe nach die ganze Geschichte zu durchlesen, damit dem Schüler, wenn er auch noch nicht alles verstehe, der Text geläufig werde; dann möge er noch einen Psalm hinzufügen. Den Sonntag möge er dem Lesen der christlichen Lehre widmen und entweder die loci theologici (s. u.) oder einen ähnlichen kurzen Inbegriff lesen.

Die classischen Studien (bonae oder humanae litterae, wie man sie im Gegensatz der scholastischen oder auch theologischen

überhaupt damals nannte) waren Melanchthons eigentliche Aufgabe; zu ihrer Förderung war er nach Wittenberg berufen, und er ließ es sich daher auch auf alle Weise angelegen sein, sie zu empfehlen. „Die, welche die heiligen Wissenschaften ohne Beihülfe anderer Künste und Wissenschaften betreiben wollen — schrieb er im Jahre 1522 (vermuthlich unter den Nachwehen der Karlstädtischen Schwärmereien) — gleichen fürwahr denen, die ohne Federn fliegen wollen. Am thörichtsten aber denken die, welche meinen, die Frömmigkeit bestehe in der Verachtung aller guten Wissenschaften und aller Bildung des Alterthums." Ebenso an Spalatin: „Wenn die menschlichen Wissenschaften nicht gründlich betrieben werden, was werden wir denn für Theologen liefern? Ich weiß, wie viel auf diese ankommt, damit nicht Jemand glaube, es solle dem heiligen Geiste etwas entzogen werden. Aber die Wissenschaften haben auch ihren Werth bei Behandlung der religiösen Gegenstände, und ich ermahne, daß man sie ja nicht gar verachten soll und meine Ansicht, die ich täglich wiederhole, ist, daß die jungen Leute in diesen Dingen einen Grund legen müssen, ohne welchen sie sich nicht sonderlich glücklich mit den wichtigern beschäftigen werden. Und das ist die Ursache, weshalb ich zu Hause und öffentlich Lateinisch und Griechisch lehre." Dasselbe wiederholte er öfter in den Briefen an diesen Patron der Wittenberger Universität und fügte hinzu: „Uebrigens müssen wir auch auf die Rücksicht nehmen, welche lieber die menschlichen als die göttlichen Wissenschaften treiben wollen, damit wir sie, wenn wir nichts anderes können, unterrichteter und gebildeter von hier entlassen." Schärfer noch äußerte er sich gegen seinen Freund, den gekrönten Poeten Eoban Heß: „Glaube mir, die, welche die Profanwissenschaften verachten, denken über die theologischen auch nicht anders, sie nehmen sie nur zum Deckmantel ihrer Faulheit. Wir, die wir den schönen Wissenschaften zugethan sind, müssen uns bestreben, daß wir die unerfahrene Jugend ermuntern und ihr die besten Vorbilder geben. Darauf wirke ich mit allem Fleiß und habe zu dem Ende gestern eine kleine Rede gehalten, um jenen falschen Theologen einzuheizen. Hilf Himmel, was für verkehrte Dinge

werden die mit ihrer Theologie zu Tage fördern, welche ihre Weisheit nur durch Verachtung guter Wissenschaften zeigen wollen! Was kann dieser Irrthum weiter erzeugen, als eine neue Sophistik, thörichter und gottloser, als die erste gewesen ist."

Seine Erklärung der Classiker begann Melanchthon in Wittenberg mit Homers Ilias; von den Griechen las er nach einander über Aristophanes, Demosthenes, Hesiod, Homer, Euripides, Sophokles, Theokrit, Thucydides, Apollonius. Von der Grammatik, Dialektik und Rhetorik, als den Vorstudien, ging er über zur Ethik, Physik und Mathematik; er brachte das Alles in Zusammenhang und pflegte es Encyklopädie zu nennen. Demnächst gab er eine Anzahl von Classikern mit und ohne Erklärungen heraus und schrieb Einleitungen dazu. Besonders weit verbreiteten sich seine Lehrbücher. Außer seiner schon in Heidelberg (s. o. S. 8.) verfaßten griechischen Grammatik, welche er später umarbeitete, schrieb er, zuerst für seinen Schüler Erasmus Ebner aus Nürnberg, eine lateinische Grammatik, welche Goldstein im Jahre 1525 wider seinen Willen herausgab. Unter den andern Lehrbüchern war das erste das der Rhetorik, im Jahre 1519 geschrieben; es sollte zum Verständniß des Cicero und Quintilian führen. Das Lehrbuch der Dialektik erschien 1520, und dieß sollte die Jugend zum Verständniß des Aristoteles anleiten. Später (1547) schrieb er ein zweites (Erotemata Dialectices). Ebenfalls aus späterer Zeit ist das Lehrbuch der Physik (Initia doctrinae physicae 1549), in dessen Zueignung er sagt: „Obgleich die Natur der Dinge nicht ganz durchschaut und die Ursachen der wunderbaren Werke Gottes nicht eher verstanden werden können, bis wir den Rathschluß des ewigen Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes selbst vernehmen, so ist doch auch in dieser unserer Finsterniß jedes Anschauen und jede Betrachtung der Ordnung so schöner Creaturen ein Zugang zur Erkenntniß Gottes und zur Tugend, damit auch wir Ordnung und Maaß in all unserm Thun lieben und bewahren lernen. — Da offenbar die Menschen von Gott zur Betrachtung der Natur begabt worden sind, so müssen wir die Lehre von den Elementen, dem Gesetz, den Bewegungen und Quali-

täten oder Kräften der Körper lieben und pflegen. — — Bereiten wir uns auch vor auf jene ewige Akademie, da wir die Physik lückenlos erlernen werden, wenn uns des Baues Meister selbst das Vorbild der Welt zeigen wird." — Sein erstes Lehrbuch der Ethik, eigentlich ein Commentar zu der Ethik des Aristoteles, erschien schon im Jahre 1529; ihm folgte 1538 ein Auszug der Moralphilosophie. Dieses Buch, wie auch schon die vorhergehenden, steht in einem genauen Zusammenhang mit dem Studium der Philosophie des Aristoteles, mit welchem Melanchthon sich unausgesetzt beschäftigte. Auch für den Geschichtsunterricht war Melanchthon bedacht: außer dem schon oben erwähnten Geschichtswerk (s. S. 8.) gab er das Chronicon seines Schülers Cario 1532 vermehrt heraus, damals deutsch, später 1538 lateinisch. Vielen berühmten Männern seiner Zeit hielt er Gedächtnißreden und bedauerte, daß Deutschland, das doch so viele treffliche Fürsten habe, welche herrliche, der ganzen Christenheit ersprießliche Thaten ausgeführt, doch so wenig geschichtliche Beschreibungen dieser Männer habe.

Melanchthons Schriften, besonders seine Lehrbücher, wurden oft aufgelegt, in Tausenden von Exemplaren, verschiedentlich umgearbeitet und übersetzt: sie wurden begierig gelesen, waren in aller Händen, galten lange Zeit als Lehrbücher in allen Schulen. Er hielt sie selbst nicht für vollständig und vollendet. Als ihm einmal Freunde aus Italien schrieben, daß etliche gelehrte Leute sich verwunderten, warum er solche Kleinigkeiten veröffentlichen lasse, gab er in der Vorrede zu einem Werke folgende Rechenschaft darüber: „Wenn ich hierauf antworte, schiebe ich die Schuld nicht auf die Buchdrucker, noch auf mein geringes Talent, obwohl ich oft die Verse wiederhole: Eng sind die Grenzen, in welche ein neidisch Geschick mich gebannt hat, Spärliche Gaben nur hat es dem Geiste verliehn. (Invida me spatiis natura coercuit arctis, Ingenio vires exiguasque dedit.) Es hat einen andern Grund, weshalb ich diese Schulsachen betreibe, nämlich weil diejenigen, welche Studien der Jugend in den Schulen leiten, dergleichen Ausarbeitungen vorlegen müssen. Ich habe mir bei meinen Abhandlungen nicht das Ziel gesteckt,

sie etwa, wie ehedem die Lobreden (Panegyrici) vor den Ohren ganz Griechenlands in den öffentlichen Versammlungen vorgelesen wurden, als glänzende Proben meiner Beredsamkeit und Gelehrsamkeit herauszugeben, sondern ich diene dem Nutzen der Schulen, ermahne und helfe, so viel ich immer kann, daß die Jugend mit der Lehre Christi das Studium der Philosophie verbinde, nicht jener geschwätzigen und schmuzigen, sondern einer reinern, nämlich die Mathematik, Physik, Ethik; und weil diese manchfaltige Wissenschaft ohne Uebungen der Beredsamkeit und Kenntniß der Sprachen nicht lichtvoll werden kann, so erkläre ich die alten Schriftsteller beider Sprachen fleißig, und habe vieles ausgezogen, was zur Bildung und Unterweisung begabter Schüler nützlich sein mag. Ich hätte dies mit mehr Sorgfalt gethan, wenn ich mehr Muße gehabt hätte, will auch nicht darüber zürnen, wenn Jemand die Mängel, welche er zu finden meint, der Beschränktheit meines Geistes zuschreibt, der auch unter dem Druck der Lebensschicksale und öffentlichen Geschäfte gelitten hat. Aber doch liegt es auf der Hand, daß in der Physik Einiges gefälliger und in der Ethik richtiger dargelegt worden ist, als das sonst der Fall war. Auch ich habe, wie es zu geschehen pflegt, durch die Erfahrung nach und nach gelernt." Ueberdem wurde bei Melanchthons Lebzeiten, mit und ohne sein Wissen, wie auch nach seinem Tode von Andern Mancherlei herausgegeben, was er nicht dictirt, sondern nur ganz nach dem Bedürfniß seiner Zuhörer frei vorgetragen hatte und von diesen so oder so nachgeschrieben worden war. Nach diesen Schriften, meint Camerar, dürfe man durchaus nicht Melanchthons Geist, Gelehrsamkeit und Gaben beurtheilen.

Gleich nach seinem Antritte in Wittenberg hatte Melanchthon auch angefangen, biblische Vorlesungen zu halten, zuerst über den Brief Pauli an den Titus, dann im Jahre 1519, wo er auch den ersten theologischen Grad eines Baccalaureus ad Biblia annahm, über die Psalmen, den Brief an die Römer und das Evangelium Matthäi. Ueber diese Vorlesungen schrieb Luther: „Es thut mir leid, daß ich nicht in die Vorlesung des Philippus über den Matthäus früh 6 Uhr gehen kann, oder alle

Brüder dahin schicken. Dieser Grieche übertrifft mich auch selbst in der Theologie." Auch mit dem Hebräischen beschäftigte er sich und klagte dabei, daß die unzuverlässigen lateinischen Codices so schlecht mit den hebräischen stimmten, auch die Ausleger nichts taugten, indem er dem Freunde, an den er darüber schrieb (dem gekrönten Poeten Eoban Heß), zurief: „Wir müssen uns schämen, daß wir alle Künste ausgebildet und durchwandert haben und uns lässig in den Wissenschaften erweisen, im Vergleich zu denen nichts Heilsameres, Wahreres, Schöneres, Erhabeneres gedacht werden kann." Und zu einem andern Studiengenossen, seinem Landsmann Johann Schwebel, an den er damals (1520) schrieb und ihn wegen seiner Muße glücklich pries, da er selber fast nur mit den Fingerspitzen die Wissenschaften kosten könne, sagt er: „Unsere Beschäftigungen sind jetzt auch ernster und nothwendiger, als sie ehedem in Schwaben waren, da wir noch jünger waren." Als Luther nach Worms ging und nicht wiederkehrte, war an ein Einstellen der theologischen Vorlesungen nicht zu denken; seit dem Jahre 1522 aber wünschte Melanchthon von denselben befreit zu sein. Die in Luthers Abwesenheit entstandenen schwärmerischen Unruhen und die damit zusammenhängende Verachtung der Wissenschaften (vrgl. oben S. 20.) verleidete ihm die Theologie; er meinte, Theologen gäbe es genug in Wittenberg, er sei der Beschäftigung mit so großen Dingen nicht gewachsen, er sei vom Kurfürsten bestellt und besoldet auf die griechische Lection und müsse derselben warten. Darauf schrieb Luther (1524) an den Kurfürsten: „Es ist mein von Aller wegen unterthänigstes Bitten, E. K. G. wollt darein sehen, der lieben Jugend zu gut und zu mehrerer Förderung des Evangeliums Gottes, obs zu thun wäre E. K. G., daß ihm solcher Sold auf die heilige Schrift zu lesen gedeutet würde, sintemal viel junger Leute da sind, die griechische Lection ausbündig wohl verstehn, und nicht fein ist, daß er immer mit der kindischen Lection umgehe und eine bessere nachlasse, da er viel Frucht schaffen kann und die mit keinem Gelde und Solde mag verlohnt werden. Wollt Gott, wir hätten der mehr, die so lesen konnten! — — Darum bitt ich, wollt dasselbe dem genannten Philippus mit Ernst ein-

binden, der Schrift mit Fleiß zu warten, und sollt man ihm auch noch mehr Soldes geben, so soll und muß er hieran." Aber Melanchthon beharrte auf seinem Verlangen, wie auch Luther und die Studenten drängten, und schrieb an Spalatin: „Bei einem solchen Haufen theologischer Docenten und da meine Gesundheit mehreren Vorlesungen nicht gewachsen ist, habe ich mir die Aufgabe gestellt, die Humanitätswissenschaften zu pflegen und zu erwecken. Ich thue dieß um des öffentlichen Wohls willen, da es für mich vielleicht leichter, wenn man die Sache fleischlich beurtheilen will, Theologisches vom Katheder zu dictiren, als die laß gewordene Jugend zu diesen nöthigen Studien zurückzurufen." Im Jahre 1526 hatte Luther endlich durchgesetzt, daß in der Universitätsordnung befohlen wurde, „M. Philippsen 200 Gulden jährlich zu geben." „Nu beschweret sich der Mensch — schrieb er an den Kurfürsten — solchs zu nehmen, aus der Ursache, denn weil er nicht vermag so steif und täglich in der Schrift zu lesen, mocht ers nicht mit gutem Gewissen nehmen und meinet, E. K. G. fordere solch gestrenges Lesen von ihm, so hilft mein Sagen und Deuten gar nichts bei ihm: ist derhalben mein unterthänlich Bitte, E. K. F. G. wollte ihr Gemüthe selbs gegen ihn läutern und deuten, als daß sie zufrieden sei, daß er die Theologie helfe handhaben mit der Disputation und Lesen, wie vorhin geschehn, doch soviel er vermag, es sei gleich die Wochen nur einmal oder wie er kann. Denn wenngleich E. K. G. solchen Sold ihm ein Jahr oder zwei schenkte, wäre ers doch wohl werth, denn er zuvor zwei Jahr ohn Sold in der Schrift gelesen hat, mit großer Arbeit und Frucht, und vielleicht sich auch zum Theil so damit verderbt. Ich wollte ja gerne die Schrift hie in den Schwang wieder bringen, weil man bei uns in allen Orten sucht der Schrift Verstand." Den theologischen Doctortitel nahm er nie an. Er schrieb darüber an einen Freund: „Eine Würde führt auch Bürde mit sich. Du hast mein Beispiel vor Dir: es hat mich Niemand bewegen können, daß ich mir den wenn auch noch so ehrenvollen Titel eines Doctors ertheilen ließe, nicht als ob ich diese Würden geringschätzte, vielmehr weil ich sie für große und nothwendige Zierden im Staat

halte, meine ich, daß man sie mit Zurückhaltung suchen und ertheilen müsse."

Melanchthons theologische Schriften waren größtentheils die Früchte seiner Vorlesungen. Dieß gilt insbesondere von seinen exegetischen Schriften. Die erste waren die Anmerkungen zu den Briefen an die Römer und Korinther, welche Luther ohne Melanchthons Wissen im Jahre 1522 herausgab, wie er in dem vorgedruckten Briefe an ihn sagt: „Gnade und Friede in Christo. Zürne und sündige nicht, rede auf deinem Lager und schweige! Ich bin es, der ich diese deine Anmerkungen herausgebe und dich selbst dir zusende. Wenn du an dir selbst kein Gefallen trägst, so thust du wohl daran, es ist genug, wenn du uns gefällst. Dein ist die Schuld, wenn hier eine Schuld ist; warum hast du sie nicht selbst herausgegeben? warum hast du mich so oft bitten, befehlen, drängen lassen, daß du es thun solltest? Das ist meine Apologie wider dich; denn ich will dein Dieb sein und heißen und fürchte mich nicht vor deinen Klagen und Anklagen." Er sagt, ihm komme zu, was man fälschlich vom Thomas von Aquino gesagt, daß nämlich niemand besser über Paulus geschrieben, ja des Hieronymus und Origenes Commentare seien Kleinigkeiten und Geschwätz gegen seine Anmerkungen, und antwortet auf den Einwurf, warum er denn die größten Geister wider ihn aufreizen wolle: „Sei du immerhin demüthig und laß mich auf dich stolz sein. Wer hindert die größten Geister, etwas besseres herauszugeben und mich der Vermessenheit zu überführen? Wenn es doch welche gäbe, die etwas besseres machen könnten! Ja ich drohe dir, ich will auch stehlen und herausgeben, was du über die Genesis, das Evangelium Matthäi und Johannis gearbeitet hast, wenn du mir nicht zuvorkommst. Du sprichst, man solle die heilige Schrift ohne Commentar lesen. Da hast du Recht, wenn du von Hieronymus, Origenes, Thomas und ihres Gleichen sprichst. Die haben Commentare geschrieben, darin sie mehr ihre, als Pauli oder Christi Lehre vortragen; deine Anmerkungen sollte Niemand einen Commentar nennen, sondern nur einen Wegweiser, die Schrift zu lesen und Christum kennen zu lernen, was bisher noch kein Commentar geleistet

hat.“ Luther machte mit seiner Drohung Ernst und gab im folgenden Jahre die Anmerkungen zum Evangelium Johannis heraus. In der Vorrede an den Straßburger Rechtsgelehrten Grebellius sagt er, sie würden sich dem Leser selbst empfehlen, er wolle sie nicht loben, daß er nicht wieder des Freundes Naserümpfen und Stirnrunzeln sehen müsse. „Denn, sagte er, er verachtet nicht aus Sucht nach Bescheidenheit sich und das Seinige, sondern in seiner christlichen Gesinnung meint er, daß alles das Unsere nichts sei und daß Christo Alles gebühre, und ist hierin so hartnäckig, daß er mir darin wenigstens ganz im Irrthum zu sein scheint, wenn er wähnt, daß Christus so weit von seinem Herzen entfernt sei.“ Wie diese Auslegungen auch von Anderen aufgenommen wurden, bezeugen die Worte des Würtemberger Reformators, Johannes Brenz in der Vorrede zu seiner eignen Erklärung vom Jahre 1527: „Die gelehrten Anmerkungen Philipp Melanchthons zu diesem Evangelium befinden sich in aller Händen. Zwar hat sie jener Mann für seine Schüler dictirt; doch haben sie alle fromme Männer, nachdem sie durch glückliche Fügung ans Licht gebracht worden sind, so zu sagen, mit beiden Armen aufgenommen; so empfehlen sie sich auch nach aller Urtheil so sehr, daß sie Andern, die Klareres und Frömmeres über den Johannes schreiben wollen, die Gelegenheit abgeschnitten, nicht gegeben haben dürften.“ Diesen ersten folgten nun nach und nach andere Anmerkungen zu verschiedenen Büchern A. und N. T., der Genesis, den Sprüchwörtern und Prediger Salomonis, Daniel und vielen Psalmen, ebenso zu dem Evangelium Matthäi, dem Brief an die Kolosser, den Briefen an den Timotheus. Manche von diesen Commentaren, namentlich den des Briefes an die Römer und an die Kolosser, arbeitete er später mehrmals um, so daß es ganz neue Bücher wurden.

Das verbreitetste Lehrbuch Melanchthons sind seine Loci communes oder Hauptartikel christlicher Lehre. Er hatte bei Auslegung des Briefes an die Römer die theologischen Hauptlehren zusammengestellt, nur zu dem Ende, um seinen Zuhörern einen kurzen Inbegriff der Lehre des Apostels zu geben. Diese

Arbeit war von irgend wem in den Druck gegeben, womit Melanchthon jedoch nicht zufrieden war, weil ohne den Brief nicht gehörig zu erkennen war, was er bei der ganzen Sache gewollt habe. Da aber das Buch nun einmal an die Oeffentlichkeit gekommen war und sich nicht mehr unterdrücken ließ, hielt er es für gut, es wieder durchzugehn und umzuarbeiten. So entstanden die im Jahre 1521 zuerst erschienenen Loci communes seu Hypotyposes theologicae, welche ein solches Aufsehn machten, daß der ebenerwähnte Grebel ausrief: „Die Methode des Philippus beschäftigt mich so, daß ich Tag und Nachts nichts andres träume, mit nichts umgehe, als mit Wittenberg.“ Melanchthon hat dieses Buch 1535 und dann noch einmal 1544 umgearbeitet, es ist unzähligemal aufgelegt, erst von Spalatin, dann von Justus Jonas ins Deutsche, aber auch in viele andere Sprachen übersetzt worden. In der deutschen Ausgabe von 1555 behandelt es folgende Artikel: Von Gott. Daß ein göttlich Wesen sei, welches drei unterschiedliche Personen sind, ewiger Vater, ewiger Sohn und ewiger heiliger Geist. Von Erschaffung aller Creaturen. Vom Anfang der Sünde. Vom freien Willen und menschlichen Kräften. Von Sünde und Strafe der Sünde. Vom Gesetz. Was Gebot oder Rath in göttlicher Schrift sei. Von göttlichen Verheißungen. Vom Evangelio und der großen Gnade, erworben durch den Sohn Gottes. Vom Unterschied des Gesetzes und des Evangelii. Wie wir gerecht werden vor Gott. Von der Gnade und ewigen Seligkeit. Vom Glauben. Von guten Werken. Vom Unterschied tödtlicher Sünden und anderer Sünden. Von ewiger Auserwählung. Vom Unterschied des A. und N. T. Vom Geist und Buchstaben. Von Sacramenten. Von der Taufe. Von der Kindertaufe. Vom Abendmahl des Herrn. Vom Opfer. Von der Buße oder Bekehrung. Von der Sünde in den heiligen Geist. Von der Beichte. Von Genugthuung oder Satisfaction. Von den Schlüsseln und Kirchengewalt. Von der Kirche. Von Menschensatzungen. Von christlicher Freiheit. Vom Aergerniß. Daß das Reich Christi nicht ein weltliches Königreich sei, das durch das Schwert regieret werde, sondern ein geistliches, ewiges Leben, Weisheit und

Gerechtigkeit. Von Auferstehung der Todten. Von Trübsal und Kreuz. Vom Gebet. Von weltlicher Obrigkeit. — Luther konnte nicht satt werden wie im Lobe Melanchthons, so insbesondere dieses Buchs. Wer Melanchthon nicht als seinen Lehrer erkennen wolle, sagte er, der sei ein dummer Esel, aufgeblasen und selbstvermessen. Was wir nur in Künsten und wahrer Philosophie wüßten, das leiste Philippus, der zwar nur den geringen Titel eines Magisters führe, aber weit über allen Doctoren stehe. Seines Gleichen sei zu dieser Zeit in der Welt nicht zu finden, der solche Gaben habe. Darum müsse man ihn hochhalten und wer solch einen Mann verachte, der werde auch einmal wenig vor Gott gelten. Melanchthons Loci nennt er in der Schrift gegen Erasmus „ein unübertroffenes Buch, würdig nicht allein der Unsterblichkeit, sondern auch der kirchlichen Canonicität." Und wiederum: „Es gibt kein besser Buch nach der Apostel Schriften und darum müsse man es in der Kirche und in den Schulen beibehalten, weil er in demselben lehre, streite und triumphire und die ganze Summe christlicher Lehre umfasse. In allen Schriften der Väter sei nicht so viel theologische Gelehrsamkeit enthalten als in diesen Locis, und wenn alle ihre Schriften verbrannt würden, würden doch keine Loci Philippi daraus hervorgehn." Noch im Jahre 1545 in der Vorrede zu seinen lateinischen Werken, wo er sagt, daß er seine Bücher nicht habe wollen wieder herausgeben lassen, unter Anderm auch deßhalb, weil es jetzt viele methodisch abgefaßte Bücher gebe, stellt er die Loci Melanchthons oben an und fügt hinzu: „Was Gott durch dieß Organon gethan, nicht blos in den Wissenschaften, sondern auch in der Theologie, das beweisen hinlänglich seine Werke, auch wenn es den Satan und alle seine Schuppen verdrießt." Insbesondere empfahl er den jungen Leuten das Lesen dieses Buchs unablässig: „Wer jetzt ein Theologus will werden, sagte er zu seinen Tischgenossen, der hat großen Vortheil, denn erstlich hat er die Bibel, die ist nun so klar, daß er sie kann lesen ohne alle Hinderung. Darnach lese er dazu Locos communes Philippi, die lese er fleißig und wohl, also daß er sie gar im Kopfe habe. Wenn er die zwei Stück hat, so ist er ein Theolo-

gus, dem weder der Teufel noch kein Ketzer etwas abbrechen kann und ihm steht die ganze Theologie offen, daß er alles, was er will, darnach lesen kann zur Erbauung.“ — — „Ihr findet kein Buch unter allen Büchern, da die Summe der Religion oder ganzen Theologie feiner bei einander ist, als in den Locis communibus. Es ist kein besser Buch nach der heiligen Schrift, als seine Loci communes.“ — — „Unser M. Philippus kann die Schriften erklären und den Sachen nachdenken und fein kurz fassen; so hat er in Kreuz und Anfechtung beten gelernt, und sich mit den größten und gelehrtesten Widersachern besprochen und es ist ihm Ernst mit seiner Theologie. Darum, ihr jungen Gesellen, leset seine Locos und ad Romanos mit Fleiß“ ꝛc.

Bei dem großen Einfluß, welchen Melanchthons Schriften auf die Bildung der Jugend hatten, ist es wichtig zu sehen, wie er das Studium der Theologie betrieben wissen wollte. Man erfährt dieß aus einer kurzen Anleitung dazu (brevis discendae theologiae ratio), welche er im Jahre 1530 verfaßte und die z. B. der von Urbanus Rhegius ausgearbeiteten Kirchenordnung der Stadt Hannover beigegeben ist. Er räth darin, zuerst durch tägliches Lesen am Morgen und Abend sich den Text der heiligen Schrift geläufig zu machen, dabei für dunklere Stellen sich nach einem Ausleger umzusehn und die vorzüglichsten Sprüche kürzlich auszuschreiben, unter Hauptsätze zusammenzustellen und so in eine Summe der christlichen Lehre zu bringen. Außerdem müsse man sich eine Methode zu bilden suchen, in der die ganze christliche Lehre enthalten sei. Hierzu diene der Brief an die Römer, der fast schon eine methodische Inhaltsangabe der ganzen heiligen Schrift enthalte, weil er von der Rechtfertigung, dem Nutzen des Gesetzes, dem Unterschied des Gesetzes und Evangeliums handele. Nach genauem Lesen und Erwägen dieses Briefes solle man zu dem an die Galater und Kolosser übergehn und hierbei Luthers und seinen Commentar gebrauchen, worin ebenfalls eine methodische Entwicklung der Hauptlehren enthalten sei. Dann solle man das Evangelium Matthäi oder Lucä lesen und dabei zusehn, worauf Alles zu beziehen und unter welche Hauptsätze es zu begreifen sei. Hierauf das Evangelium Johan-

nis, das großentheils Reden Christi über den Glauben und die Rechtfertigung enthalte. Auch müsse man sich ein Buch über die Glaubensartikel anfertigen, von der Dreieinigkeit, der Schöpfung, den beiden Naturen Christi, der Erbsünde, dem freien Willen, der Gerechtigkeit des Glaubens, der Kirche, der Schlüsselgewalt, wie in den locis communibus, nur ganz kurz, zum Erweis der einzelnen Artikel des Glaubens. — In ähnlicher Weise giebt er dann Anleitung zum fortschreitenden Lesen der Bücher des A. T., in welchen sich dieselbe Lehre vom Glauben, von der Furcht Gottes und dem Kreuze finde, wie im Evangelio. Man müsse nicht blos Sittensprüche daraus anmerken, sondern etwas Höheres suchen, nämlich die Lehre der ersten Tafel von der Furcht Gottes, vom Glauben und Vertrauen zu Gott. „Das wird — fügt er hinzu — nur dann erst verstanden werden, wenn die Anwendung im Leben dazu kommt, wenn die Anfechtung das Herz übt und zum Beten treibt. An Anlaß zum Beten wirds niemals fehlen." Er giebt dann an, welche Kirchenväter zu benutzen seien, will auch die Canones gelesen haben, damit man wisse, was die Kirche festgestellt hat. Weiter empfiehlt er dann Sprachkenntnisse und Stylübungen und weist nach verschiedenen Seiten hin, wie unentbehrlich dieselben seien. Auch die Philosophie dürften die Theologen nicht vernachlässigen; nur die, welche sie und andere Wissenschaften nicht verständen, verachteten sie. Wohl aber müsse man bei ihrer Betreibung zusehn, daß man nicht die christliche Lehre mit der Philosophie vermenge, ebenso wenn man etwas von der Jurisprudenz kennen lernen wolle, daß man nicht Geistliches und Weltliches verwechsele.

Kapitel 5.

Wachsender Antheil an dem Reformationswerke. 1520—1529.

Als Melanchthon über die Leipziger Disputation schrieb und seinen Bericht gegen Eck's Ausfall vertheidigte, trat er

ganz unparteiisch und nur wie ein Zuschauer der theologischen Kämpfe und nicht ohne sein Mißfallen an denselben zu zeigen, auf; aber bald wurde er wider seinen Willen in dieselben hinein geführt. Eine unter dem Namen Thomas Rhadinus herausgegebene äußerst heftige Rede gegen Luther, „den Schänder des deutschen Ruhmes", welche man in Wittenberg irrthümlich dem Hieronymus Emser zuschrieb, veranlaßte Melanchthon, sich des geschmähten Freundes anzunehmen, und unter dem angenommenen Namen Didymus Faventinus ebenfalls eine Rede drucken zu lassen, in deren Vorrede er erklärte: „Wenn ich für Luther in die Schranken trete, so geschieht es für die reine Theologie und christliche Lehre, für welche er bis daher wahrhaft in Geist und Kraft eines Elias gekämpft hat." Und unverhohlen sprach er aus: „Urtheilt selbst, ob die eures Vaterlandes Heil und Ruhm in Wahrheit suchen, welche den Mann anklagen, der das Vaterland von den römischen Betrügereien befreit hat, der für sich allein den mehrere Jahrhunderte bestandenen Irrthum auszurotten gewagt hat, der die von den gottlosen Satzungen der Päpste und den albernen Spitzfindigkeiten der Schulen fast verschüttete christliche Lehre wieder ans Licht gebracht hat. Denn dieses Lob geben ihm die Gelehrten, nicht etwa nur ich."

Als Luther am 2. April 1521 auf den Reichstag nach Worms abging, so ruhte von da an alle Sorge und Arbeit für die Universität auf Melanchthons Schultern. Die angefangenen theologischen Vorlesungen mußte er nun unbedingt fortsetzen. Er konnte auch melden, daß Alles bei der Universität wohl stehe, nur daß ihnen ihr Vater D. Martinus fehle. Mit Freuden hatte er nach dessen bedenklichem Verschwinden an Wenzeslaus Link gemeldet: „Unser liebster Vater lebt!" hatte auch bald von der Wartburg aus einen Brief von ihm und den ermuthigenden Zuruf empfangen: „Weil Niemand da ist, der aufstehe und sich zum Herrn halte oder als eine Mauer für das Haus Israel entgegenstelle in dieser letzten Zeit seines Zorns; so tritt du als Diener des göttlichen Worts inzwischen ein, verwahre die Mauern und Thore Zions, bis sie auch über dich herfallen." Als er von Luthers Krankheit hörte, schrieb er an Spalatin: „Ich habe nur

die eine Sorge um seine Gesundheit: ich fürchte, daß er sich aus Seelenkummer verzehrt, nicht um seinet-, sondern um unsert-, das ist um der Kirche willen; denn ich kenne seine Leiden wohl. Du weißt, mit welcher Sorge das zerbrechliche Gefäß, das solch einen Schatz trägt, zu bewahren sei; ging er uns verloren, so würde Gottes Zorn unversöhnlich sein. Durch ihn ist die Leuchte in Israel angezündet; welche andre Hoffnung bleibt uns übrig, wenn sie verlischt? So erforsche doch, wie du nur immer kannst, was am besten zu thun, wie zu helfen ist, nicht ihm nur, sondern auch uns, ja uns allein; denn ich weiß, wie er begehrt, abzuscheiden und bei Christo zu sein. —— O könnte ich doch mit meinem Leben das Leben eines Mannes erkaufen, wie wir keinen göttlichern auf Erden haben!" Er pries den Tag glücklich, wo er ihn wieder in seine Arme schließen könnte, und die Sehnsucht nach dem abwesenden Freunde quälte ihn so, daß dieser ihn darüber strafen mußte, daß er sein Kreuz nicht geduldiger ertrage und ihn selbst zu sehr erhebe. Inzwischen vertheidigte Melanchthon den Freund gegen das Verdammungsurtheil, welches die Pariser Theologen (nach dem Vorgang der Kölner und Löwener) gegen Luther und 104 Lehrsätze desselben ausgesprochen hatten, in einer treffenden und scharfen „Schutzrede", welche von Luther ins Deutsche übersetzt wurde. Auch für den Propst Bartholomäus Feldkirch in Kemberg, einen der ersten Geistlichen, welcher es wagte sich zu verheirathen, schrieb er eine Apologie.

Am schmerzlichsten empfand Melanchthon Luthers Abwesenheit bei den durch Karlstadt und Gabriel Zwilling hervorgerufenen übereilten und gewaltsamen Neuerungen und dem Auftreten der Zwickauer Schwärmer, des Nikolaus Storch und seiner wiedertäuferischen Genossen. Einen von ihnen, den Marcus Stübner, der früher eine Zeitlang in Wittenberg studirt hatte, hatte Melanchthon in sein Haus aufgenommen, sei es aus Mitleid, oder um ihn genauer zu erforschen. Dieser Marcus rühmte sich der besondern Gabe, die Schrift auszulegen, und brachte nicht Wenige auf seine Seite, unter ihnen auch einen gelehrten Landsmann und Freund des Melanchthon, den Martin Cellarius (auch Borrhäus genannt, der später als Pro-

fessor der Theologie in Basel starb), welchem er mehrere junge Leute zum Unterricht anvertraut hatte. Melanchthon konnte an dem Marcus wohl inne werden, wie nichtig, widersprechend, ja zum Theil läppisch die Dinge waren, welche sie vorbrachten, wenn z. B. Marcus, nachdem er in tiefen Gedanken wie schlafend neben dem schreibenden Melanchthon gesessen hatte, diesen plötzlich fragte, was er von Johannes Chrysostomus halte, und, als dieser geantwortet hatte, er halte ihn sehr hoch, obwohl ihm zuweilen nicht recht gefallen wolle, daß er so viele Worte mache, erwiderte: „Ich habe ihn eben in trübseliger Gestalt im Fegefeuer gesehn.“ Gleichwohl wagte der schüchterne Mann nicht, über die Leute und wunderlichen Dinge, die sie von sich rühmten, ein Urtheil zu fällen. Es sei ein Geist in ihnen, möge es nun sein, was für einer es wolle; aber es könne Niemand leicht darüber urtheilen, als Luther. Weil aber das Evangelium und der Kirche Ruhm und Frieden hier in Gefahr stehe, so sei auf alle Weise dahin zu wirken, daß diese Leute mit Luthern zu reden kämen, denn auf ihn beriefen sie sich. Besonders beunruhigte ihn ihre Lehre von der Wiedertaufe. Luther tadelte seines Freundes Furchtsamkeit, da er ihn doch an Geist und Gelehrsamkeit überträfe, und der Kurfürst trug großes Bedenken, ihn nach Wittenberg kommen zu lassen; aber Melanchthon blieb dabei, er könne den Strom nicht allein aufhalten und nur Luther könne über diese Sache urtheilen. Weil er und seine Freunde in ihren Briefen nun fortwährend bei diesem darauf drangen, nach Wittenberg zurückzukehren, machte er sich wider des Kurfürsten Willen auf den Weg, kam den 7. März 1522 nach Wittenberg, stillte durch seine gewaltigen Predigten den Aufruhr und die Schwarmgeister flohen vou dannen.

Nun kam für Melanchthon eine ruhige Zeit von zwei Jahren und er konnte sich ganz seinem Werke, durch Wort und Schrift für Förderung der Studien und gelehrte Bildung der Jugend zu sorgen, hingeben. Zunächst leistete er Luthern treue Hülfe bei der deutschen Uebersetzung des neuen Testaments, welche dieser auf der Wartburg vollendet hatte und nun mit des Freundes Unterstützung ausfeilte, und freute sich, als das Werk

im Herbste des Jahres 1522 vollendet war, über dasselbe als ein vortreffliches Werk, welches vielen Commentaren vorzuziehen sei. Als es dann im folgenden Jahre an den Druck des alten Testaments ging, gab es bei der Revision ebenfalls für Melanchthon genug zu thun. Auch in öffentlichen Angelegenheiten mußte er seine Stimme mit abgeben, wie über die später so verhängnißvolle Frage: „Ob ein Fürst seine Unterthanen wider des Kaisers oder anderer Fürsten Verfolgung um des Glaubens willen mit Krieg schützen möge."

Auf Anregen des Wilhelm Nissen (Nesenus), eines sehr begabten und ihm befreundeten jungen Mannes, unternahm Melanchthon im Jahre 1524 eine Reise in sein Vaterland. Außer diesem begleitete ihn auf derselben sein nächster Freund und nachmaliger Biograph, Joachim Kammermeister, genannt Camerarius, und zwei Schüler von ihm, welche beide später zu Würden und Ehren gelangten, Franz Burkard aus Weimar und Johann Silberborn aus Worms. Sie machten die Reise sämmtlich zu Pferd. In Leipzig, wohin sie am 18. April kamen, traten sie an das Sterbelager des Petrus Mosellanus, des Freundes von Melanchthon und Lehrers von Camerar, eines Mannes von schwacher Gesundheit und kleiner Statur, aber bedeutender Begabung und Gelehrsamkeit. Er starb zu ihrer großen Betrübniß noch am selbigen Tage. In Eisenach hatte Melanchthon mit dem dortigen Pastor Strauß zu verhandeln, welcher behauptet hatte, daß es nicht recht sei, Zinsen zu fordern und zu zahlen. Auf dem Wege nach Frankfurt, wohin Nissen wollte, kamen sie nach Fulda und wurden hier von Crotus Rubianus (dem wahrscheinlichen Hauptverfasser der epistolae obscurorum virorum) und Adam Kraft (Crato) hocherfreut und gastfrei aufgenommen, erfuhren auch von ersterem, einem nahen Freunde des Ritters Ulrich von Hutten, Näheres über dessen trauriges Ende. Melanchthon hatte oftmals Huttens Ungestüm beklagt und war über dessen Schmähschrift gegen Erasmus, welche dieser mit einer gleichen beantwortet hatte, sehr unzufrieden, jetzt aber nahm er den Todten gegen die Schmähungen eines gewissen Luscinius (Ottmar Nachtigall)

durch ein Epigramm in Schutz, worin er sagte, daß dieser eher den Namen eines Geiers verdiene, da er in seinem grausamen Gedichte den unglücklichen Todten zerfleische. In Frankfurt wurden die Reisenden öffentlich und von Privatpersonen sehr verbindlich und gütig aufgenommen, und als sie nach Bretten gekommen waren, wo sie in dem Hause der Mutter Melanchthons Herberge nahmen, benutzte die Universität Heidelberg die Gelegenheit, den Verstoß gut zu machen, den sie begangen hatte, als sie dem jetzt so berühmten Manne im Jahre 1511 wegen seiner Jugend die Magisterwürde verweigert hatte. Sie beschenkte ihn mit einem silbernen Becher von schöner Arbeit, welchen der Decan der philosophischen Facultät in Gegenwart des D. Hermann Busch, Professors der lateinischen und D. Simon Güynäus, Professors der griechischen Sprache, die Melanchthon zu sich nach Bretten eingeladen hatte, überreichte. Camerar war mit den beiden jungen Leuten unterdessen nach Basel geritten, um Erasmus zu sehn. Sie holten Melanchthon in Bretten ab, dessen Abschied den Seinen, besonders seiner Mutter und seinem Bruder Georg, ebenso schwer wurde, als seine Ankunft sie erfreut hatte. Die Reise ging über Heidelberg auf Frankfurt zu. Auf dieser Reise kam ein Abgesandter des päpstlichen Nuntius Cardinal Campeggi, Namens Friedrich Nausea (Grau), zu Melanchthon, um mit ihm, als wenn es aus eigenem Antrieb geschehe, über die entstandenen Streitfragen zu sprechen und seine Ansicht und Neigung zu erforschen. Als er ihm nun auch große Versprechungen machte, antwortete Melanchthon kurz und einfach: Das, was er lehre und für wahr erkenne, habe er nicht irgend einem Menschen zu Liebe, auch nicht in der Hoffnung auf Gewinn oder Ehre ergriffen und vertheidigt, und er werde sein Geschick von denen, die dieß gelehrt hätten und jetzt vertheidigten, niemals trennen. Was er aber bisher gethan habe, die reine Lehre durch fleißige Studien ohne Zänkereien und Streitigkeiten aufrecht zu halten, darin werde er beharren. Er pflege alle, welche die gemeine Ruhe und Wohlfahrt im Auge hätten, zu ermahnen, daß sie mit Rath und That die Wunden, die sich nicht mehr verbergen ließen, möchten

heilen und der wüthenden Kühnheit derer Einhalt thun helfen, welche nicht abließen, die Geschwüre wie mit feindlichen Klauen zu zerfleischen. Wenn sie das nicht thäten und lieber möchten alles zusammenstürzen lassen, so möchten sie zusehen, daß sie nicht zuerst zu Falle kämen. Mit diesem Bescheid entließ er den Abgesandten. In einer kurzen schriftlichen Erklärung, die er abgab, hob er namentlich hervor, daß Luther gar nicht auf Abschaffung der Ceremonien ausgehe, es sei etwas Wichtigeres, was er lehre, vornämlich den Unterschied zwischen menschlicher und göttlicher Gerechtigkeit. Hier müsse man der Lehrweise der Schrift folgen, um die Gewissen recht zu berichten. Aus allen Jahrhunderten könne Luther Zeugen für seine Lehre aufführen. Daß menschliche Satzungen und Bräuche nicht vor Gott gerecht machten, habe er müssen nachweisen; wo sie aber nicht schadeten und nichts Unrechtes dabei sei, wolle er sie um der Liebe und des Friedens willen gehalten wissen, und auch er, Melanchthon, wünsche dieß sehr. — In der Nähe von Frankfurt begegnete den Reisenden der junge Landgraf Philipp von Hessen, welcher zu den Ritterspielen reiste, die in Heidelberg gehalten werden und wo, wie er sagte, dreizehn deutsche Fürsten zusammen kommen sollten, auch werde der Cardinal Campeggi dort hinkommen oder vielmehr schon dort sein. Er hatte vermuthlich von Melanchthons Reise in seine Heimath gehört und die nicht eben ritterliche Reisegesellschaft mochte ihn auf die Vermuthung bringen, genug er ritt auf Melanchthon zu und fragte ihn, ob er etwa Melanchthon wäre. Dieser bejahte es und wollte aus Ehrerbietung vom Pferde steigen, der Landgraf aber sagte, er sollte sitzen bleiben, umkehren und mit ihm übernachten, er wünsche über Einiges mit ihm zu sprechen; er möge nur guten Muths sein und nichts von ihm fürchten. Melanchthon antwortete, er fürchte sich weder vor dem Landgrafen, noch sei er ein Mann, an dessen Schicksal viel gelegen sei, worauf dieser lachend antwortete: „Wenn ich Euch aber zu dem Cardinal Campeggi bringen und an ihn ausliefern wollte, so würde ich, meine ich, mich demselben sehr gefällig erzeigen.“ Melanchthon ritt nun mit dem Landgrafen und antwortete ihm, wie es damals nicht

anders sein konnte, auf Etliches, was er zufällig fragte, in der Kürze, denn es schien damals, als ob sich derselbe nicht sehr um dergleichen Dinge kümmere, sondern mit andern Gedanken beschäftigt sei. Als er ihn aber inständig bat, er möge ihm in Gnaden gestatten, seinen Weg weiter zu verfolgen, so entließ ihn der Landgraf unter der Bedingung, er möchte ihm über diese Fragen, wenn er nach Hause gekommen wäre, etwas ausführlicheres aufschreiben und sobald als möglich zuschicken. Er frug ihn auch nach seinem freien Geleit und befahl ihm seine Reise durch die Gegenden seines Gebietes zu nehmen und gab die nöthigen Befehle in Betreff des üblichen Geleits innerhalb seines Territoriums. Sein Versprechen löste Melanchthon durch Abfassung des Schriftchens: „Ein kurzer Begriff der erneuten christlichen Lehre an den Durchl. Fürsten Landgrafen zu Hessen.“

Nach seiner Rückkehr trafen ihn mancherlei Kümmernisse: zuerst der plötzliche Tod seines Freundes und Reisebegleiters, des Nissen, der beim Uebersetzen über die Elbe durch Umschlagen des Kahnes ertrank. Melanchthon, der viel auf Vorbedeutungen hielt, sah in diesem traurigen Ereigniß ein auf der Reise wahrgenommenes Vorzeichen erfüllt, das er bei seiner schwachen Gesundheit auf seinen nahen Tod gedeutet hatte. Er litt schon vor der Reise an Schlaflosigkeit und hatte zum Theil seiner Gesundheit halber die Reise unternommen. Dieses Uebel plagte ihn aber noch immer und steigerte sich im folgenden Frühjahre so, daß es ihn fast aufgerieben hätte. Er war sehr niedergedrückt und klagte seinem Camerar, daß er in Wittenberg außer Luther, der aber selbst genug zu tragen habe und dem er das Herz nicht schwer machen wolle, Niemand habe, mit dem er sprechen und bei dem er sich erholen könne: theils überkamen ihn häusliche Sorgen, wenn er bei seiner schwachen Gesundheit an die Seinen und deren Zukunft dachte, theils beunruhigten ihn die öffentlichen Angelegenheiten. Es war eben seine Art, sich mit den zukünftigen Uebeln am meisten zu plagen. So bekümmerte ihn namentlich die Nachricht von dem schmählichen Tode, welchen der von ihm so werthgehaltene Heinrich von Zütphen in Diethmarschen (den 11. December 1524) erleiden mußte, und

die Bosheit, mit der man wider das Evangelium wüthete; auf der andern Seite ängstete ihn die Leidenschaftlichkeit und das unordentliche Wesen vieler, die sich Anhänger des Evangeliums nannten, namentlich die neuen Unruhen, welche Karlstadt erregte und besonders die aufständischen Bewegungen der Bauernschaft. „Mein körperliches Leiden — schreibt er an Camerar — wird durch den heillosen schwäbischen Aufstand vermehrt. Zweimal hat es mich so erschüttert, daß ich bald darüber gestorben bin. Das hat Satan schon lange im Sinne gehabt, die Religion, die bürgerliche Ordnung und alles Gute durch einen Bürgerkrieg über dem Haufen zu stoßen. Und das Alles unter dem Vorwande der Religion selbst.“ Und dabei verfehlte er nicht, die Vorzeichen aufzuzählen, welche auf diese schrecklichen Ereignisse hingedeutet hätten. Seine Sorge wuchs, als durch Münzer der Aufstand nach Thüringen kam und er auch für die Seinen zu sorgen anfing, und er freute sich bei allem Jammer über das Blutvergießen, als dieser Hauptanstifter des Aufruhrs bei Frankenhausen geschlagen und gefangen wurde, nicht blos weil nun Hoffnung war, daß die Sachen würden eine friedlichere Gestalt annehmen, sondern weil es nun an den Tag gekommen sei, was das für ein Geist sei, dessen sie sich gerühmt hätten. (Er schrieb auch nachher eine Historie des Thomas Münzer.)

Durch den Kurfürst Ludwig von der Pfalz, welcher sich mit seinen Leuten über die zwölf Artikel der Bauernschaft gütlich vernehmen wollte, war Melanchthon, „als ein Geborner und Erzogner der Pfalz, vor Andern in der heiligen Schrift erfahren und geübt, berühmt und ohne Zweifel dem Frieden und Gerechtigkeit geneigt“, aufgefordert worden, entweder zu solcher Verhandlung sich in Heidelberg einzufinden oder, wo es nicht sein könnte, wenigstens seinen „Rath und gutes Bedenken aus göttlichem Recht wahrer evangelischer Schrift, mit Anzeigung der Ende und Ort, da es geschrieben steht“ über der Obrigkeiten und Unterthanen Pflicht zu geben. Er that dieß in einer Schrift wider die Artikel der Bauernschaft. Zuvörderst giebt er, weil die Bauernschaft sich auf das Evangelium berufe und sich also durchs Evangelium müsse weisen lassen, und weil zu hoffen

daß Viele unter dem gemeinen Haufen, die aus Unwissenheit sündigten, so sie recht unterrichtet würden, von ihrer freventlichen Handlung würden abstehn und bedenken Gottes Gericht, ihre Seelen und ihre armen Weiber und Kinder, — um ihret willen giebt er kurzen christlichen Unterricht, wie ein christliches Herz gegen Gott, seinen Nächsten und die Obrigkeit geschickt sein soll. Hierauf beantwortet er die zwölf Artikel der Bauernschaft im Einzelnen, straft sodann den Aufruhr aufs nachdrücklichste, ermahnt jedoch die Fürsten, zuvor gütliche Handlung vorzunehmen, sich selbst zu demüthigen, weil sie vielfältig gesündigt hätten, Mißbräuche abzustellen und zu hoffen, daß ein gut Wort eine gute Statt finde; wenn das aber nicht helfe, alles ihr Vermögen anzuwenden, die Aufrührer zu strafen und zu wissen, daß sie Gott damit dieneten. — Bevor diese Schrift im Druck erschien, hatte Gott bereits Sieg gegeben und der mörderische Haufe, der nicht hatte wollen Frieden haben nach Gottes Ordnung, war gestraft worden; darum ermahnte nun Melanchthon in einem Anhang die Fürsten, Maaß zu halten, daß den Unschuldigen nichts Unbilliges widerfahre, sie möchten ihres Schadens vergessen, den Armen verzeihen und nicht mit der Schärfe Wiedervergeltung fordern. Diese Ermahnung unterstützte er mit verschiedenen Exempeln aus der heiligen und Profangeschichte.

Zu den Ereignissen dieses bewegten Jahres, welche Melanchthons Seele beunruhigten, gehörte außer dem am 5. Mai erfolgten Tode des frommen Kurfürsten Friedrich auch Luthers plötzliche Verheirathung (den 13. Juni). Er meinte, man könne sich wohl darüber verwundern, daß Luther in dieser unglücklichen Zeit, wo alle fromme und rechtschaffene Männer aller Orten Leid trägen, sich über dieses gegenwärtige Unglück nicht einmal zu betrüben, sondern gar nicht darum zu bekümmern scheine, fürchtete auch, die Sache möge seinem Rufe schaden; aber er suchte seinen Schritt zu erklären und zu rechtfertigen, wies alle bösen Gerüchte als Lüge zurück, tröstete sich dessen, daß der Ehestand, so gering geachtet er sei, doch ein heiliger Stand sei und fügte hinzu: „Wenn aber in dieser Sache etwas Uebereiltes und Unbedachtes ist, so wollen wir uns das nicht irre

machen lassen. Denn es ist vielleicht ein verborgener Rath Gottes im Spiele, über den wir nicht vorwitzig nachforschen und um dessen willen wir uns nicht um die Possen etlicher Spötter und Lästerer bekümmern dürfen, welche sich weder eines frommen Lebens vor Gott, noch eines rechtschaffenen Lebens vor den Menschen befleißigen." Und weil es ihm vorkam, als ob Luther selbst über seinen Schritt etwas betreten sei, so mäßigte er seine eigne Bekümmerniß und suchte ihn auf alle Weise zu erheitern und zu trösten.

Auch der Streit zwischen Luther und Erasmus machte Melanchthon viele Unruhe. Auch nachdem letzterer bereits im Jahre 1524 seine Schrift „vom freien Willen" gegen Luther hatte erscheinen lassen, suchte er ihn noch zu beruhigen, lobte seine Mäßigung, obwohl er auch bemerkte, zuweilen sei etwas scharfes Salz eingestreut; er tröstete ihn, sein Buch sei in Wittenberg ganz ruhig aufgenommen worden und Luther sei nicht so reizbar, daß er gar nichts verschlucken könne, ja er versicherte ihn, er kenne Luthers wohlwollende Gesinnung gegen ihn genau und grüßte ihn eherbietig in dessen Namen. Er gab ihm auch zu, daß sich Erasmus mit Recht über viele, welche sich in dieser Zeit zu dem Evangelium bekennten, zu beklagen habe, daß sie Aufruhr erregten, die Wissenschaften verachteten und die bürgerliche Ordnung umstürzten; aber Luther sei mit diesen Leuten ganz und gar nicht zu vergleichen. Und offen sagte er: „Luthers Lehrsätze kann ich mit gutem Gewissen nicht verdammen; ich würde es ganz ungescheut thun, wenn mich die heilige Schrift dazu nöthigte. Mag man das Aberglauben oder Beschränktheit nennen, das kümmert mich nicht. „Ich werde mich weder durch Menschenansehn noch durch Aergernisse von dieser Meinung abwendig machen lassen." Aber Luther antwortete im Jahre 1526 in seiner selbst nach Erasmus' Urtheil sehr sorgfältig ausgearbeiteten Schrift De servo arbitrio oder: „Daß der freie Wille nichts sei", mit großer Schärfe, und Erasmus ein Jahr darauf noch viel heftiger, und Melanchthon mußte es erleben, daß Erasmus ihn ungerechter Weise sehr gehässig der Theilnahme an Luthers Schrift beschuldete. „Ich habe beschlossen —

schrieb er klagend — zu dieser Beleidigung kein Wörtchen zu sagen. Wenn doch auch Luther schweigen wollte! Ich hoffte, er sollte mit zunehmendem Alter und unter der Last von so großen Leiden milder werden, aber ich sehe, er wird dabei nur um so heftiger; solche Kämpfe und Gegner treten ihm entgegen. Wahrlich, diese Sache quält mich über die Maaßen."

In den Jahren 1525 und 26 war Melanchthon zweimal in Nürnberg. Auf Anregen der Rathsherren Kaspar Nützel, Hieronymus Ebner und Lazarus Spengler hatte man dort die Errichtung einer gelehrten Schule beschlossen, und Melanchthon wurde bereits im Jahre 1524 im Namen des Rathes von seinem und Luthers Freunde Hieronymus Baumgärtner eingeladen, die Rectorstelle an dem neuen Gymnasium zu übernehmen. Er antwortete, daß er aus Dankbarkeit gegen den Kurfürsten von Wittenberg nicht fortgehen könne, so lange man hier seines Dienstes begehre. Er sei aber auch einer solchen Stelle nicht gewachsen, denn von Gelehrsamkeit und Gaben abgesehn, fehle ihm eine blühende Redeweise, wie sie für Schulen nöthig sei. Sein Styl sei trocken und nüchtern, nicht blühend, alles beschränkt und saftlos. Reuchlin habe ihn als jungen Menschen nach Sachsen geschickt: er habe sich vorher fast nur mit den schönen Wissenschaften beschäftigt, in Sachsen habe er sich mit sehr verschiedenen Studien beschäftigen müssen, und was er darin etwa geleistet habe, das habe er ohne Anleitung auf eigne Hand thun müssen." Dabei blieb er auch, als die Nürnberger nochmals bei ihm anhielten und bat sie, seinethalben die Sache ja nicht zu verzögern, er könne sich in Wittenberg nicht losreißen, so lange man ihn brauche, auch treibe ihn weder Mangel noch seine Gesundheit hinweg. Aber gern reiste er im Herbste des Jahres 1525 nach Nürnberg, um seinen Rath wegen Einrichtung des neuen Gymnasiums zu geben. Er machte diese Reise wieder in Gesellschaft seines Camerar, welcher zum Rector und Lehrer der griechischen Sprache bestimmt wurde; der berühmte lateinische Dichter Eoban Heß, Michael Roting, von Melanchthon gewöhnlich Micalus genannt, und der Mathematiker Johann Schoner waren die übrigen Lehrer.

Im folgenden Jahre kam Melanchthon auf Einladung des Raths zur Einweihung des Gymnasiums nach Nürnberg: er langte am 6. Mai daselbst an und kehrte im St. Aegydienkloster ein. In seiner Eröffnungsrede verglich er Nürnberg mit Florenz und rühmte seine Bürger, daß sie in einer Zeit, wo die Bischöfe statt in den Wissenschaften sich in den Waffen übten, die andern Fürsten eine solche Beschäftigung für unpassend hielten und Deutschland hie und da in Aufruhr sey, der edlen Künste sich annähmen. Mitte Juni kehrte er wieder heim, aber es gereuete ihn, daß er nicht den ganzen Sommer über dort geblieben sei. Er arbeite, schrieb er bekümmert seinem Camerar, wie ein Sclave in der Zwangsmühle und scheine doch nichts zu thun, seine Gesundheit sei diesen Arbeiten nicht gewachsen und Vieles plage ihn, was nur des Freundes Umgang ihm erleichtern könne. Er habe in Wittenberg Niemand seines Gleichen. Diese Kränklichkeit und trübe Stimmung steigerten sich: Anfang August schreibt er, daß er 12 Tage gefährlich darniedergelegen und daß nicht blos er, sondern selbst sein Arzt am Aufkommen gezweifelt habe. „Wenn Du mich sehn solltest, würde ich Dir gegen damals, wo ich bei Euch war, wie ein Skelett vorkommen, und doch war ich schon damals merkwürdig mager. Ich habe beschlossen, in meine Heimath in das Bad zu reisen, sobald ich mich werde etwas erholt haben und die Hitze nachgelassen hat." (Dieß geschah jedoch nicht.)

In den folgenden Jahren (1527 und 1528) nahm Melanchthon sehr thätigen Antheil an der auf Luthers dringende Bitte endlich vom Kurfürsten angeordneten Visitation der Kirchen und Schulen im Kurfürstenthum. Am 5. Juli 1527 zog er mit dem Wittenberger Professor der Rechte Hieronymus Schurff und den kurfürstlichen Räthen Erasmus von Haugwitz und Johann von Planitz nach Thüringen, und kam am 9. August nach Jena zurück, um dort seine akademischen Arbeiten vorzunehmen, da sich die Universität in Wittenberg wegen der daselbst ausgebrochenen Pest aufgelöst und in Jena einstweilen gesammelt hatte. Bis zum Anfang des Jahres 1529 war er noch mehreremal unmittelbar bei der Visitation betheiligt, den

wichtigsten Dienst aber leistete er durch Abfassung der Schrift: „**Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren in Sachsen.**“ Er handelte darin von folgenden Stücken: „Von der Lehre, von den zehn Geboten, von dem rechten christlichen Gebet, von der Trübsal, vom Sacrament der Taufe, vom Sacrament des Leibes und Blutes des Herrn Jesu Christi, von der rechten christlichen Buße, von der rechten christlichen Beichte, von der rechten christlichen Genugthuung für die Sünde, von menschlicher Kirchenordnung, von Ehesachen, vom freien Willen, von christlicher Freiheit, vom Türken, von täglicher Uebung in den Kirchen, vom rechten christlichen Bann, von Verordnung der Superattendenten, von Schulen und zwar vom ersten, andern und dritten Haufen.“ Er hebt mit der Bemerkung an, daß jetzt wohl vom Glauben gepredigt werde, dadurch wir gerecht werden, daß dabei aber nicht genugsam angezeigt werde, wie man zu dem Glauben komme; daß Viele allein von der Vergebung der Sünde redeten, aber wenig von der Buße, so doch ohne Buße keine Vergebung der Sünde sei. Dadurch würden die Leute sicher und furchtlos und könne da das Letzte schlimmer werden, als das Erste gewesen sei. Darum seien die Pfarrer ermahnt worden, das Wort Gottes ganz zu predigen und die Leute fleißig und oft zur Buße zu vermahnen, Reue und Leid über die Sünde zu haben und zu erschrecken vor Gottes Gericht. „Denn wiewohl — schließt er diese wichtige Einleitung — Etliche achten, man solle nichts lehren vor dem Glauben, sondern die Buße, aus und nach dem Glauben folgend, lehren, auf daß die Widersacher nicht sagen mögen, man widerrufe unsere vorige Lehre; so ist aber doch anzusehen, weil die Buße und Gesetz auch zu dem gemeinen Glauben gehören (denn man muß ja zuvor glauben, daß ein Gott sei, der da dräue, gebiete und schrecke u. s. w.), so sei es für den gemeinen, groben Mann, daß man solche Stücke des Glaubens lasse bleiben unter dem Namen Buße, Gebot, Gesetz, Furcht u. s. w., auf daß sie desto unterschiedlicher den Glauben Christi verstehen, welchen die Apostel justificantem fidem, das ist, der da gerecht macht und Sünde tilgt, nennen, welches der Glaube vor dem Gebot und Buße nicht thut,

und doch der gemeine Mann über dem Wort Glauben irre wird und Fragen aufbringt ohne Nutz." Darum sollten sie die heiligen zehn Gebote fleißig predigen und auslegen, auch zeigen, wie Gott strafen werde und gestraft habe, die sie nicht halten, und dieß auch thun in Ansehung etlicher besonderer Laster, damit die Leute zur Gottesfurcht, zur Buße und Reue gereizt würden, und das sichere Leben gestraft werde. Darum auch Paulus sage: Aus dem Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde. „Daneben ist denn nützlich, daß man vom Glauben predige, also daß wer Reue und Leid um seine Sünde habe, daß derselbe glauben soll, daß ihm seine Sünden, nicht um unsers Verdienstes, sondern um Christi willen vergeben werden. Wo dann das reuige und erschrockene Gewissen davon Friede, Trost und Freude empfänget, daß es höret, daß uns die Sünde vergeben ist um Christus willen; das heißt der Glaube, der uns vor Gott gerecht macht, und sollen die Leute fleißig ermahnen, daß dieser Glaube nicht könne sein ohne ernstliche, wahrhaftige Reu und Schrecken vor Gott." — „Solches soll oft gesagt werden, daß die Leute nicht in falschen Wahn kommen und meinen, sie haben Glauben, so sie doch noch weit davon sind, und soll angezeigt werden, daß allein in dem Glauben sein mögen, die wahrhaftige Reue und Leid tragen über ihre Sünde. Das Andere, wo nicht Reu ist, ist ein gemalter Glaube; denn rechter Glaube soll Trost und Freude bringen in Gott; solcher Trost und Freude wird aber nicht gefühlet, wo nicht Reu und Schrecken ist, wie Christus Matth. 11. sagt: Den Armen wird das Evangelium gepredigt." Neben diesen zwei ersten Stücken des christlichen Lebens, Buße oder Reu und Leid, und Glauben, dadurch wir erlangen Vergebung der Sünden und gerecht werden vor Gott, sei nun das dritte Stück: gute Werke thun. Und dazu sollten wiederum die heiligen zehn Gebote fleißig gepredigt werden, weil darin alle gute Werke verfasset seien, und weil sie gute Werke hießen, nicht allein daß sie dem Nächsten zu Gut geschehen, sondern weil sie Gott geboten hat und sie darum auch Gott wohlgefallen. — Nach dieser Regel geht er hierauf die heiligen zehn Gebote durch. Bei der Verheißung des vierten Gebots sagt

er, es sei nützlich die Leute zu lehren, daß alle Wohlfahrt und Unglück von Gott kommen, Wohlfahrt denen, die Gott fürchten und seine Gebote halten, Unglück denen, die Gott verachten, und fügt hinzu: „Es ist auch nicht noth, daß man subtil disputire vom Verdienst, ob Gott solche leibliche Güter gebe um unserer Werke willen; es ist genug, daß man sie unterrichte, daß Gott solche Werke fordere und Belohnung gebe, dieweil er's verheißen hat, ohne unser Verdienst. Das ist von nöthen zu lehren, daß uns Gott die Sünde verzeihe, ohne alle unsere Werke, um Christi willen. Denn Gott ist der Sünde so feind, daß keiner Creatur Werk dafür genug thun mag; es hat allein der Sohn Gottes müssen dafür geopfert werden. Ueber das aber schreien Viele: gute Werke verdienen nichts. Viel besser wäre, man triebe die Leute, gute Werke zu thun und ließe die scharfe Disputation fallen. Denn wahr ist's, daß Gott Gutes giebt um seiner Verheißung, nicht um unserer Werke willen; aber doch müssen gute Werke, die Gott geboten hat, geschehen." — Vom Sacrament des Leibes und Blutes des Herrn will Melanchthon gelehrt wissen, zum ersten, daß im Brod der wahrhaftige Leib Christi und im Wein das wahre Blut Christi ist, zum andern, daß es recht sei, beide Gestalten zu nehmen, besonders aber zum dritten, warum man das Sacrament nehmen und wie man dazu geschickt sein soll. In Ansehung des zweiten Punktes will er zwar über der Lehre fest gehalten wissen, aber man solle die Schwachen ja nicht zu beider Gestalt zwingen, noch denen, die nicht genugsam mit Sprüchen des Evangelii unterrichtet und gestärkt sind, einerlei Gestalt weigern, sondern sie einstweilen in Liebe tragen. — Bei dem Stück von der Buße kommt er wieder darauf zurück, wie nöthig es sei, das furchtlose Wesen zu strafen, das jetzt in der Welt sei, und zum Theil aus unrechtem Verstande des Glaubens komme. Weiter sagt er: „Es ist auch eine hohe Rede, die die anfangenden Laien nicht verstehen: die Natur erkennen, daß Alles an uns sündlich sei; denn es kommt nicht bald dahin, daß ein Mensch erschrecke vor allen seinen guten Werken, und sündige auch in guten Werken." — „Man soll die Kinder lehren an den Bänken gehen; also soll man Buße und Reu lehren in groben

Sünden, die wir alle verstehen. Man strafe Völlerei, Unkeuschheit, Neid und Haß, Geiz, Lügen und dergleichen, und reize die Leute zur Reue, halte ihnen vor Gottes Gericht und Strafe, und der Schrift Exempel, da Gott Sünde gestraft hat. Aber vor den Heuchlern, da es noth ist, vergesse man auch nicht des Zornes und der Strafen Gottes über die falschen Gottesdiener oder Heuchler, die Gottes Namen lästern mit ihrem heiligen Schein. — Etliche wähnen, dieweil Gott rechte Reu in unsern Herzen macht, man dürfe die Leute nicht dazu vermahnen. Wahr ist's, daß Gott rechte Reue wirket, wirkt sie aber durch die Worte und Predigt. Und wie man die Leute vermahnet zum Glauben und Gott wirket Glauben durch solche Predigt, also soll man auch zur Reu vermahnen und treiben und Gott befehlen, in wem er Reu wirket, denn er wirket durch die Predigt. So spricht Moses Deuter. 4: „Gott ist ein fressend Feuer!" so die Predigt von Gottes Gericht und Zorn Reu in uns wirket."*)

Luther, welchem der Kurfürst Melanchthons Schrift hatte vorlesen lassen, fand nur sehr wenig daran zu ändern und war sehr wohl damit zufrieden, „weil es für den Pöbel aufs einfältigste gestellt ist," fügte auch hinzu: „daß aber die Widerwärtigen möchten rühmen, wir kröchen wieder zurück, ist nicht groß zu achten, es wird wohl still werden." Es war nämlich ein kurzer lateinischer Entwurf dieser Schrift ohne Melanchthons Wissen in Wittenberg gedruckt worden und hatte ein solches Gerede verursacht, daß selbst der Hofprediger des Königs Ferdinand, Faber, nachmaliger Bischof zu Wien, an Melanchthon schrieb und ihn unter Versprechung einer Stelle beim König Ferdinand zum Abfall von der Sache Luthers aufforderte. Melanchthon konnte darüber lächeln, daß die scharfsinnigen Leute blos um deßwillen, weil er weniger heftig geschrieben, meinten, er sei

*) Wenn es der beschränkte Raum verstattet hätte, würden noch weitere Auszüge aus dieser Schrift gegeben worden sein. Sie ist vielleicht das Einfachste und Volksmäßigste, was Melanchthon geschrieben hat. Recht interessant ist auch, was er von täglicher Uebung in den Kirchen und von der Einrichtung der Schulen sagt. Hier ist hauptsächlich nur das ausgehoben, was zu den gleich zu erwähnenden Angriffen gegen Melanchthon den Anlaß gab.

anderer Meinung als Luther, während er doch nichts andres geschrieben, als was auch dieser hin und wieder vorgetragen habe. Daß er wegen seiner gemäßigten Schreibweise von Solchen angegriffen würde, welche meinten, das Evangelium zu lehren bestehe darin, mit der größten Bitterkeit und Heftigkeit gegen die Gegner ausfallen, darüber beruhigte er sich mit dem Gedanken, er müsse zusehen, wie er Gott, nicht den Menschen gefalle. Doch war ihm der Angriff des Johann Agricola, Rectors zu Eisleben, seines bisherigen Freundes, sehr empfindlich, besonders die versteckte Weise, in der er erfolgte, und weil er ihn immer auf alle Weise begünstigt hatte. Agricola tadelte, daß Melanchthon die Buße nicht lasse von der Liebe der Gerechtigkeit ausgehen, daß er zu sehr auf die Gesetzespredigt dringe, daß er etliche Schriftstellen falsch auslege und an einigen Orten der christlichen Freiheit zu nahe trete. Er mache ihn, meinte Melanchthon, zu einem doppelten Papisten. Doch wünschte er, die Sache ruhig beizulegen. Man war in Torgau beisammen, Luther, Bugenhagen und Andere; diese fanden nichts unrechtes an Melanchthons Artikel von der Buße, Agricola aber brachte seine alten Argumente vor, daß die Buße im Namen Jesu, nicht des Moses oder eines erzürnten Richters gepredigt werden müsse. Melanchthon erwiderte, vor der Rechtfertigung müsse ein Schrecken im Herzen entstehen und in solcher Bekümmerniß lasse sich die Liebe der Gerechtigkeit und die Furcht vor Strafen nicht leicht trennen; auch habe er ja nicht von einer geheuchelten Buße geredet, sondern von einem göttlich gewirkten Schrecken in der Seele. Das gab Agricola zu, meinte aber, die Buße müsse doch auch vom Glauben an die göttlichen Drohungen ausgehen. So kam es auf einen Wortstreit hinaus, welchen Luther dahin entschied, er halte es für gut, daß man das Wort Glauben von dem rechtfertigenden Glauben gebrauche, den allgemeinen Glauben könne man unter der Buße mit begreifen. Bei Tische disputirte Agricola heimlich mit Melanchthon fort. Dieser wollte Luthern, der kränklich und mit vielem beladen war, nicht noch mehr beunruhigen, und bat Agricola zu dreimalen, sie wollten die alte Freundschaft bewahren und er solle diesen Anstoß ver-

gessen, ohne daß der eingebildete und ruhmsüchtige Mensch etwas darauf erwiderte. Die späteren Ereignisse haben an den Tag gebracht, was in ihm war und haben Melanchthon gerechtfertigt.

Als im Jahre 1528 der Landgraf Philipp von Hessen durch einen Rath des Herzogs Georg, Dr. Otto von Pack, insgeheim Nachricht bekam von einem wider ihn und den Kurfürsten geschlossenen Bündniß, und als darauf beide Fürsten ein Gegenbündniß aufrichteten und zu Rüstungen schritten, da arbeitete Melanchthon in Gemeinschaft mit Luther mit aller Macht an dem Kurfürsten und suchten ihn zum Frieden zu bewegen. So schrieb er u. A. unter dem 18. Mai an den Kurfürsten: „Gott wolle E. K. G. helfen in dieser Anfechtung und behüten vor Sünde und Schaden. Ich bitte auch E. K. G. wolle in dieser Sache sich selbst, ihrer Seelen Heil, allerliebste Kinder und dazu die armen Land und Leute bedenken, und alle Wege Krieg zu fliehen suchen. Denn wo E. K. G. Krieg anfinge, so man's doch mit Gottes Gnade fliehen möchte, wäre ein solches dem Gewissen beschwerlich, nicht allein E. K. G., sondern auch allen frommen Leuten, so dazu sollten gebraucht werden. Ach wie ein jämmerlich Ding wäre es, mit bösem Gewissen Seele und Leib, Land und Leute in solche Fahr führen und nicht allein die Menschen, sondern auch Gott zum Feinde haben. Mich bewegt auch nicht wenig das kaiserliche Edict, darin Frieden geboten, welches, so es ganz in Wind geschlagen würde, weiß ich nicht, wie man solches gegen Gott und die Welt verantworten wollte. Es soll auch billig dagegen kein Verbündniß angesehen werden: denn kein Verbündniß soll wider Gottes Wort gelten. Nun stehet ja geschrieben: wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen, und wer der Oberkeit widerstrebet, wird das Urtheil empfangen. Gott wolle uns gnädiglich vor solchem Urtheil bewahren. Es ist doch der größte Trost in allen Leiden, ein gutes Gewissen haben und Gott nicht zum Feinde haben. Wo wir aber zum Schwert erst greifen und mit bösem Gewissen Krieg anfingen, hätten wir solchen Trost verloren. Dieß zu schreiben, bin ich aus großem Kummer und Sorgen bewegt. Gott weiß, daß ich mein Leben nicht so hoch achte; bedenke aber neben

anderm, was Schmach dem heiligen Evangelio daraus folgen würde, so E. K. G. anfinge zu kriegen und nicht vorhin andere Mittel und Wege, wie Recht ist, zum Frieden suchte."

Noch größere Unruhe als die gütlich beigelegten Pack'schen Händel brachte ihm das Jahr 1529. Im März mußte er seinen Kurfürsten auf den Reichstag nach Speier begleiten. Das waren schwere Tage. Er klagt gleich Anfangs, wie sie sich hier müßten verachten und verspotten lassen. Der bessere Theil der Fürsten sei dem Frieden nicht abgeneigt, aber in den Versammlungen seien gemeine Menschen, welche durch ihre heftigen Reden dieselben übertäubten, so daß sie diesen Bösewichtern weichen müßten. Einen unverschämteren Menschen habe die Sonne nie beschienen, als Faber sei. Der Beschluß des Speyer'schen Reichstags vom Jahre 1526, „daß sich jeder Stand bis zu einem künftigen Concil so verhalten solle, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten könne", wurde aufgehoben, das Wormser Edict sollte aufrecht erhalten, alle weitere Neuerung verhütet werden. Dagegen wurde von Seiten der Evangelischen die bekannte Protestation eingelegt. Melanchthon war freilich auch mit seinen Glaubensgenossen unzufrieden und meinte, es hätte besser gehen können, wenn sie sich in andern Dingen nachgiebiger und billiger bezeugt hätten. Der Verdammung der Schweizerischen Abendmalslehre widersetzte er sich, weil die, welche die Sache anginge, noch nicht gehörig verhört worden seien. Und doch sprach er sich von Speier aus in einem Briefe an Oekolampadius entschieden gegen diese Lehre aus, nachdem er, wie er sagte, nach beiden Seiten Alles wohl erwogen und auch die Meinung der Alten über diesen Gegenstand erforscht hatte, denn er wolle keine neue Lehre in der Kirche aufbringen oder vertheidigen. „Ihr behauptet — sagt er — daß der Leib des abwesenden Christus wie in einem Schauspiel dargestellt werde, ich dagegen sehe die Verheißung Christi an: Ich will bei euch sein bis an der Welt Ende, und ähnliche, wo es durchaus nicht nöthig ist, die göttliche Natur von der menschlichen zu trennen; darum halte ich dies Sacrament für ein Zeichen der wahrhaftigen Gegenwart und bin darum überzeugt, daß in dem Abend-

mahl eine Gemeinschaft mit dem gegenwärtigen Leib stattfindet. Da die eigentliche Bedeutung der Worte mit keinem Glaubensartikel streitet, so ist keine hinlängliche Ursache vorhanden, von ihr abzugehen. Und diese Meinung von der Gegenwart des Leibes stimmt mit andern Schriftstellen, welche von der wahrhaftigen Gegenwart Christi bei uns reden. Denn das ist eine für Christen unwürdige Vorstellung, daß Christus einen Theil des Himmels eingenommen habe, wo er wie in einem Gefängniß eingeschlossen throne. Du stellst allerlei Ungereimtheiten auf, die aus unserer Ansicht folgen sollen, bringst auch zur Bestätigung deiner Ansicht etliche Aussprüche zusammen; aber diese Ungereimtheiten werden für den nicht anstößig sein, welcher sich erinnert, daß man in göttlichen Dingen sein Urtheil nicht auf die Geometrie, sondern auf das Wort Gottes stützen müsse, und welcher durch die Anfechtung gelernt hat, daß es nichts gebe, womit man das Gewissen genugsam berichten könne, sobald man einmal vom Worte Gottes abgegangen ist." So widerrieth er denn auch nach dem Reichstage aufs nachdrücklichste, mit den Straßburgern und etlichen der Zwinglischen Lehre Anhängischen ein Bündniß einzugehen, denn es gezieme sich nicht, eine gottlose Lehre zu vertheidigen oder die Kräfte derer zu stärken, welche derselben anhingen, weil sonst der Schaden weiter um sich fressen würde. Ja er rief aus: „Ich wollte lieber sterben, als zusehen, daß sich die Unsrigen mit der Zwinglischen Sache verunreinigten." Das von dem Landgrafen zu Hessen veranstaltete Religionsgespräch mit den Schweizern suchte er auf alle Weise zu hintertreiben, weil er nichts davon erwartete, ging zwar Ende September mit nach Marburg, überließ aber die Disputation über das Abendmahl Luthern allein und war mit diesem der Meinung, es sei thöricht, daß sie von ihnen für Brüder angesehen sein wollten, da sie doch ihre Lehre verwürfen.

In dieser ganzen Zeit, wo zu den bis zur höchsten Spannung gesteigerten Religionsstreitigkeiten auch noch die Einfälle der Türken kamen, welche bis vor Wien vorgedrungen waren, war Melanchthon überaus bekümmert. „Philippus — schreibt Luther im Juni — quält sich mit der Sorge für die Kirche und

das gemeine Wesen so ab, daß seine Gesundheit darüber Schaden leidet." Eigene Noth machte ihm nicht soviel zu schaffen, als die Sorge für die öffentliche Wohlfahrt, und das gegenwärtige Uebel ertrug er leichter als die Sorge um das, was da kommen könnte. Als ihm sein Freund Camerar darüber einmal Vorstellungen machte und ihn aufforderte, seine Sorge auf den Herrn zu werfen, antwortete er: „Wenn ich nicht sorgte, würde ich nicht beten. Durch die Sorgen werde ich zum Gebet getrieben und mit dem Gebet vertreibe ich die Sorgen." Ebenso tröstete er sich des Gebets der Kirche. Bald nach dem Marburger Gespräch war er mit Luther und andern Theologen nach Torgau berufen, um in der damaligen drohenden Zeit Raths zu pflegen. Man war in dem Hause des Pfarrers versammelt, hatte lange gebetet und sich berathen. Da wurde Melanchthon hinausgerufen, ein Bote wollte ihn sprechen. Müde und traurig ging er hinaus. Als er den Boten abgefertigt hatte und in die Versammlung zurückkehren wollte, kam er in ein Gemach, wo die Frauen des Pfarrers und der beiden Diakonen mit ihren kleinen Kindern bei einander waren: einige tranken noch an der Mutter Brust, andere ließen sich von den Müttern ihre Gebete überhören. Melanchthon blieb stehen und hörte freudig und verwundert die stammelnden Gebete der Kleinen, eingedenk des Worts: Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir ein Lob zugerichtet. Am meisten rührte ihn, wie er sah, daß die Frau des einen Diaconus ihr Söhnchen an der Brust hatte und dabei zugleich Pastinak für ihren Mann zum Mittagsessen einschnitt und das andere Knäblein seine Gebete hersagen ließ. „O das sind ja, rief er aus, drei heilige und Gott wohlgefällige Beschäftigungen." Gestärkt durch diesen Anblick, munter und frisch tritt er mit heiterem Angesicht in die Versammlung. „Was ist mit Dir vorgegangen, Philippe — redet Luther ihn an — daß du so fröhlichen Muths wieder zu uns kommst, gingst du doch eben noch so traurig hinaus." — „Lieben Herren, antwortete er, wir wollen nicht kleinmüthig sein, eben habe ich die gesehen, die für uns streiten und wider alle Macht bestehen werden." — „Und was sind das für tapfere Heerführer

und Streiter?" — „Die Frauen und Kinder unserer Pfarrer und Diaconen: ich habe eben ihre Gebete gehört und Gott wird nicht taub sein, sie zu hören, ja der Vater unsers Herrn Jesu Christi hat sie nicht verschmäht und wird sie, hoffen wir, auch künftig nicht verschmähen."

Auch häuslichen Kummer brachte ihm das Jahr 1529. Im Juli empfing er von seinem Bruder die Nachricht von dem Tode seiner Mutter, ohne jedoch etwas Näheres zu erfahren und beklagte sich dabei, daß sich die Seinen so wenig um ihn bekümmerten. Und am 17. August starb ihm sein zweiter den 25. November 1527 zu Jena geborener Sohn Georg, an dem er große Geistesgaben zu bemerken glaubte, und er konnte darum nicht sagen, wie hart ihn dieser Verlust traf.

Kapitel 6.

Die Augsburger Confession und ihre Vertheidigung. 1530—1532.

Im März des folgenden Jahres (1530) gab Melanchthon seinem Kurfürsten ein Gutachten darüber ab, ob es Recht sei, dem Kaiser zu widerstehen, wenn er unrechte Gewalt brauche und setzte dem Anführen der Juristen, welche dieß zu rechtfertigen suchten und dem Grundsatz des Naturrechts, daß man Gewalt mit Gewalt abtreiben dürfe, das göttliche Recht entgegen, daß man das Unrecht mit Geduld ertragen und wider die Obrigkeit das Schwert nicht erheben dürfe, auch den Rechtssatz, daß Niemand in eigner Sache Richter sein dürfe, wies auch auf die schrecklichen Folgen hin, die daraus entstehen würden. Von den Staaten, die der zwinglischen Lehre anhingen, und welche es hauptsächlich waren, welche auf ein Bündniß wider den Kaiser drangen, sagte er, diese kümmerten sich weder um das Recht noch um das Evangelium, ihre Prediger wären den Bauernunruhen günstig gewesen, Zwingli rufe offen zur Gegenwehr wider den Kaiser auf, Bucer hätte des Sickingen Gewaltthat öffentlich vertheidigt und beim Banernaufstand gesagt, Luthers Gegen-

schrift schrecke nach Mosis Art, und die Straßburger gingen damit um, das Reich und die Kirche umzustürzen. „Und doch weiß ich — schloß er — daß diese Rathschläge der Zwingelschen keinen Fortgang haben werden, sondern sie werden ohn Zweifel stürzen, wenn sie auch vielleicht eine Weile tumultuiren werden. Was also zu thun? Ich meine, ein Jeder soll das Evangelium mit seiner, nicht mit fremder Fahr bekennen und einem Christen gebührt nicht, daß er Andere in seine Gefahr hineinziehe, wie Christus nicht wollte, daß seine Apostel, die mit ihm waren, in Gefahr geriethen. Man lasse den Kaiser mit seinen Unterthanen handeln nach seinem Willen. Will er die Kirchen ordnen, so mag er es thun. Inzwischen mögen die, welche für ihre Person das Evangelium bekennen wollen, es thun und darüber leiden, wenn es nöthig ist."

Zu dieser Zeit (den 14. März) setzte der Kurfürst die Wittenberger Theologen von dem auf den 8. April ausgeschriebenen Reichstag in Augsburg in Kenntniß, welcher scheine ein Consilium oder Nationalversammlung werden zu sollen, und forderte sie auf alle andere Geschäfte liegen zu lassen und sich über die Artikel zu berathen, beide den Glauben und die äußerlichen Kirchengebräuche anlangend, über welche man mit Gott, Gewissen und gutem Fug, auch ohne beschwerliche Aergerniß Handlung leiden möge, auch sich einrichten ihn zu begleiten und deshalb wegen Vertretung in ihren Vorlesungen bei der Universität Vorsehung treffen. Am gesetzten Tage traf Melanchthon mit Luther, Jonas und Bugenhagen in Torgau ein; sie legten die inzwischen ausgearbeiteten siebzehn Artikel christlicher Lehre vor, und die drei ersten traten mit dem Kurfürsten den 3. April die Reise an. In Koburg hielt man Ostern, dort blieb Luther zurück, die Andern und Agricola reisten weiter nach Augsburg, wo sie am 2. Mai anlangten. Schon in Koburg hatte Melanchthon die Torgauischen Artikel weiter ausgearbeitet, gleich nach der Ankunft in Augsburg aber meldete er Luthern, daß er die Vorrede etwas rhetorischer gefaßt und die Schrift bald bringen oder, wenn es der Kurfürst nicht erlaube, schicken werde. Das letztere geschah bereits unter dem 11. Mai. Apologie

(Vertheidigungsschrift) nannte er sie, obwohl er meinte, sie sei mehr eine Confession (Bekenntnißschrift), denn der Kaiser könne ausführlichere Auseinandersetzungen nicht anhören. Er sowohl als der Kurfürst baten Luther um sein Urtheil über die Artikel, „so der Religion halber streitig sind, wie sie — hieß es im kurfürstlichen Schreiben — M. Philippus weiter übersehen und in eine Form gezogen hat", und dieser schrieb alsbald zurück: „Ich hab M. Philippsen Apologie überlesen: die gefällt mir fast wohl und weiß nichts dran zu bessern noch ändern, würde sich auch nicht schicken; denn ich so sanft und leise nicht treten kann; Christus unser Herr helfe, daß sie viele und große Frucht schaffe, wie wir bitten und hoffen." Melanchthon selbst war der Meinung, es sei nicht möglich, über diese Sachen gelinder zu schreiben, als er gethan. Dabei war er unausgesetzt beschäftigt, die Schrift vollkommner zu machen: „Ich ändere täglich Vieles," schrieb er den 22. Mai an Luther, „den Artikel von den Gelübden, welcher zu dürftig ausgefallen war, habe ich gestrichen und eine ausführlichere Erörterung an dessen Stelle gesetzt. Jetzt bin ich mit der Schlüsselgewalt beschäftigt." Ende Monats konnte das Werk den Nürnberger Abgesandten mit Ausschluß der zwei letzten Artikel, der Vorrede und des Schlußwortes, in lateinischer Sprache behändigt werden, aber nun war es noch in Deutsch zu fassen. Als auch dieß geschehen, wurde es den anderen Ständen zur Berathung mitgetheilt und am 23. von ihnen mit unterschrieben. Melanchthon besserte inzwischen immer und immer wieder daran, meinte dabei auch nicht, daß er zu gelinde geschrieben hätte, fürchte vielmehr, daß die Gegner sich an der Freimüthigkeit stoßen möchten." Luther sprach auch später, als er die Apologie wieder ganz durchlas, sein größtes Wohlgefallen darüber aus und sagte nur dem Freunde, er solle ja nicht andres erwarten, als von den Bauleuten verworfen zu werden, es sei keine Hoffnung, als bei Gott allein*).

*) Die Augsburgische Confession ist ja doch hoffentlich allen Lesern bekannt, wenigstens allen zugänglich. Der Verfasser hat daher von einem Eingehen auf ihren Inhalt um des beschränkten Raumes willen, der ihm zu Gebote stand, absehen müssen. Aus demselben Grunde konnte er auch keine

Unterdessen wurde Melanchthon noch durch mancherlei Fragen in Anspruch genommen: das kaiserliche Verbot der Predigten seiten der Evangelischen, die Beobachtung der Fastentage, die Zulassung der Zwinglischgesinnten in die Bekenntnißgemeinschaft, welche der Landgraf von Hessen sehr betrieb und welche Melanchthon wegen der aufrührerischen Gesinnung Jener ernstlich widerrieth. Auch hatte er mehre private Vergleichsverhandlungen, namentlich mit dem kaiserlichen Secretair Alphons Valdesius, denn der Kaiser hätte es gern gesehen, „die Sache in einer Enge und Stille vorzunehmen und gar nicht mit weitläuftigem öffentlichen Verhör und Disputation"; aber das geschah nicht, sondern am 25. Juni wurde die Confession in der Reichsversammlung vorgelesen und dem Kaiser behändigt. Er ließ sie durch Alexander Schweiß ins Französische und durch Alphons Valdesius ins Italienische übersetzen. Melanchthon freute sich wohl, daß es mit Gottes Hülfe dahin gekommen sei, und daß die Fürsten ihr eine größere Aufmerksamkeit geschenkt haben sollten, als man erwartet hatte; aber sein Herz war noch immer voll Sorge und Bekümmerniß, und diese wurde aufs Höchste gesteigert, als er durch den bei Luther in Koburg zurückgebliebenen Veit Dietrich erfuhr, daß Luther, für dessen Gesundheit er so zärtlich besorgt war, als dieser für die seine, über das Außenbleiben von Briefen seiner Augsburger Freunde so erzürnt sei, daß er gar nichts mehr von ihnen wissen und nun ihre Briefe gar nicht mehr lesen wolle. Alsbald schickte er auf eigene Kosten einen Boten und schrieb einmal über das andere, Luther solle doch bedenken, daß sie seinen Trost und Rath nie nöthiger gehabt hätten, als jetzt und an welchem gefahrvollen Orte sie sich befänden. Seiner Autorität seien sie bis daher gefolgt, er solle sie doch nicht verlassen um des Ruhmes des Evangelii willen. Die Sachen ständen so, daß er seine meiste Zeit in Thränen zugebracht habe; sie hätten ihn ja nicht, wie des Ulys-

---

weitere Schilderung der merkwürdigen Augsburger Verhandlungen geben, sondern muß hier wie anderwärts auf die Reformationsgeschichte verweisen. Er mußte sich aufs bestimmteste darauf beschränken, Melanchthon selbst, sein nächstes Thun und seine Situation im Auge zu behalten.

ses Gefährten im Wohlleben vergessen. Auch habe er öfter geschrieben. Ebenso schrieb er an Veit Dietrich, dem er die Briefe an Luther unversiegelt zuschickte, um sie ihm, wenn er sie nicht lesen wolle, selbst wider seinen Willen vorzulesen. — Dieser war aber schnell versöhnt und nur damit nicht zufrieden, daß Melanchthon schriebe, sie seien seiner Autorität gefolgt: wenn die Sache nicht zugleich ihre eigene Sache sei, so wolle er nicht haben, daß sie die seine heiße und doch ihnen aufgelegt sei; wenn sie die seine sei, wolle er sie selbst führen. Mit mächtigen Worten tröstete er den Freund und strafte ihn über seinen Kleinmuth und er sandte ihm neue Trostbriefe,*) als Jonas schrieb: „Schreibe ja an Philippus so oft als möglich. Es ist unglaublich, welche Sorge ihm die öffentlichen Angelegenheiten bereiten. Wir ermahnen ihn, er solle Davids Psalter nehmen und mit fremden, nicht mit seinen Worten zu Gott von dieser großen Sache reden; „aber seine Gemüthsbewegung ist zu groß." Seine Freunde waren mit ihm wegen dieser übergroßen Aengstlichkeit sehr unzufrieden, wogegen er gegen den ihm gleichgesinnten Camerar über ihre Sorglosigkeit und ihren Ungestüm klagte. Der Nürnberger Theolog Osiander schrieb nach Nürnberg: „Melanchthon ist durch viele Arbeiten, Nachtwachen und Sorgen ganz abgemagert und erschöpft und wird zuweilen, ohne daß eine Ursache vorhanden, von einer melancholischen Traurigkeit, ja fast Verzweiflung geplagt, worüber die Meisten von uns sehr niedergeschlagen sind. Ich habe bald gemerkt und von Andern gehört, daß dieß von seinem melancholischen Temperamente herkommt; aber in solcher Anfechtung denkt, redet, schreibt und thut er Dinge, die unsere Sache nicht besser machen und man muß ihn beobachten und ernstlich zureden, daß er nicht etwas geschehen läßt, was uns alle gereuen könnte." Auch Jonas schrieb an Luther: „Herr Philippus geht in bester Meinung in dieser Sache vorsichtig und bedächtig zu Weg und möchte dem

*) Siehe diese kostbaren Trostbriefe in der Ausgabe von Luthers Briefen Bd. 4. S. 48—54. 61 ff., im Auszuge in des Verf. Leben Luthers S. 469 ff.

gemeinen Frieden alles Mögliche hintansetzen. Wir haben neulich ein wenig über das Recht und die Jurisdiction der Bischöfe gestritten, wie ich Dir heimlich sagen will. Aber sieh zu und hilf, daß nicht die Sache für alle Folgezeit Schaden bringt und uns im Gewissen brennt.“ Das war der Anfang der nachmaligen argen Mißstimmung gegen Melanchthon.

Eine schöne Probe seiner Standhaftigkeit gab übrigens damals der ängstliche Mann, als in einer Versammlung *) der Cardinal Campeggi ihn fragte, ob er nachgeben wolle: „Wir können nicht weichen — antwortete Melanchthon — und die Wahrheit verlassen, wir bitten aber um Gottes und Christi willen, daß die Gegner uns verzeihen und wenn sie können, uns etwas nachlassen, das heißt uns das, was wir mit gutem Gewissen nicht aufgeben können, zugestehn.“ Auf dieses Wort hin rief der Cardinal: „Ich kann nicht, ich kann nicht, die Schlüsselgewalt kann nicht irren.“ Melanchthon aber antwortete unerschrocken: „So befehlen wir uns und unsre Sache Gott. Ist Gott für uns, wer wird wider uns sein? Endlich, was auch kommen mag, mit Geduld läßt alles Unglück sich überwinden.“ Er fügte auch hinzu: „Wir haben in unsern Gegenden so viel Weiber und Kinder von armen Pfarrern und Kirchendienern, vielleicht über 40,000, diese Seelen alle können wir nicht verlassen, wir wollen also thun, was wir thun können, von dem Sohne Gottes, deß diese Sache ist, Hülfe erbitten, an unsrem Ort und in unsrem Amt alle Mühseligkeiten und Schwierigkeiten ertragen, auch kämpfen, wenn es nöthig sein wird und sterben, wenn es Gott gefallen sollte, viel lieber als daß wir eine solche Menge Seelen preisgeben sollten.“ Aber eben diesem Campeggi gegenüber ließ sich Melanchthon in seiner ängstlichen Sorge um den Frieden eine große Schwachheit zu Schulden

*) Diesen Vorgang, noch weiter rednerisch ausgeschmückt, erzählt Windsheim in der dem Melanchthon gehaltenen Gedächtnißrede; er läßt ihn am Tage nach der Uebergabe der A. C. in der Reichsversammlung selbst stattfinden, wofür sich freilich gar kein geschichtlicher Anhalt findet. Aber die Sache selbst ist nicht unglaubwürdig und es findet sich in Melanchthons Briefen selbst eine Stelle, die sich aus demselben erklärt.

kommen, welche ihm viel üble Nachrede zuzog. Die evangelischen Fürsten hatten den Theologen aufgetragen, mit Campeggi gütliche Verhandlungen zu pflegen. Um diesen nun günstig zu stimmen, schrieb ihm Melanchthon einen Brief, worin er ihm wegen seiner Weisheit und milden Gesinnung die größten Lobsprüche machte und es als ein Glück für Deutschland schilderte, daß einem solchen Manne die Entscheidung dieser wichtigen Sache übertragen sei. Er betheuerte, wie sie nichts als den Frieden wollten und keine irgend erträgliche Bedingung des Friedens zurückweisen würden, und fügte hinzu: „Wir haben keinen von der römischen Kirche verschiedenen Lehrsatz; wir haben auch viele zurückgewiesen, welche sich unterfangen hatten, verderbliche Lehren zu führen, wofür öffentliche Beweise vorhanden sind; wir sind bereit, der römischen Kirche zu gehorchen, wenn sie nur nach ihrer Güte, die sie immer gegen alle Völker geübt hat, einiges Wenige entweder übersieht oder nachläßt, was wir jetzt nicht einmal ändern könnten, wenn wir auch wollten." Und weiter: „Wir sind wegen nichts in Deutschland so verhaßt, als weil wir die Lehrsätze der römischen Kirche so nachdrücklich vertheidigen. Diese Treue wollen wir gegen Christus und die römische Kirche, will's Gott, bis zu unserm letzten Hauch, beweisen, (auch wenn man es verweigern sollte, uns in Gnaden anzunehmen.) Es ist nur eine geringe Verschiedenheit in den Gebräuchen, welche der Eintracht entgegen zu stehen scheint." Dieser Brief wurde viel herumgetragen und kam selbst nach Venedig, wo man es, wie dem Melanchthon einer seiner Verehrer, Paulus Rosellinus schrieb, nicht glauben wollte, daß er sich wie ein Flehender an den Legaten gewendet und ganz dem Papste unterworfen habe." Melanchthon mußte sich übrigens sehr bald überzeugen, daß von dem Cardinal, obwohl er ihn öfters kommen ließ und schöne Worte machte, nichts zu hoffen war.

Mit den Abgesandten der oberländischen Städte, Straßburg, Kostnitz, Memmingen und Lindau, den Straßburger Theologen Bucer und Capito, ließ sich Melanchthon durchaus in keine Verbindung ein, verhandelte nicht einmal mündlich mit ihnen. „Es scheint mir — schrieb er ihnen — weder für das

gemeine Wesen nützlich noch für das Gewissen unbedenklich, unsere Fürsten mit der Gehässigkeit, die euren Lehren anhängt, zu beladen, und ich kann weder mich noch andere der Autorität der Kirche zuwider von denselben überzeugen." Die Abgesandten entgegneten, daß sie mit der Zwinglischen Confession wenig zu thun hätten, und die schriftlichen Verhandlungen dauerten noch länger fort; aber Melanchthon zweifelte, daß es Bucer mit der Annäherung an die lutherische Lehre ehrlich meine und blieb dabei, die Verbindung mit ihnen zu widerrathen, so daß jene ein eigenes Bekenntniß überreichen mußten.

Unter allerlei Verhandlungen war der Monat Juli vergangen, am 3. August war die von den päpstlichen Theologen verfaßte Confutation (Widerlegung) der Augsburger Confession verlesen worden, durch die sich die Evangelischen für widerlegt ansehn sollten; der Kaiser drohte, es schien zum Bruche zu kommen. Aber der Landgraf von Hessen zog unmuths heimlich und wider des Kaisers Willen von dannen, und die katholischen Stände waren auch zum guten Theil wider Gewaltmaßregeln und riethen zu einem Vergleich. Nun begannen langandauernde Vergleichsverhandlungen, vom 15. August an in einem weiteren Ausschusse von vierzehn, dann vom 24. an in einem engeren von sechs Personen, in welchem sich als Theologen nur Melanchthon und Eck gegenüberstanden. Die Vergleichsverhandlungen wurden für Melanchthon eine Quelle nicht allein der größten Sorgen, Mühen und Arbeiten, sondern auch der bittersten Kränkungen von Freund und Feind. Die Lehre betreffend, so wußte Melanchthon im Voraus, daß man darüber nicht würde groß disputiren, und wirklich kam man über diese Artikel leicht hinweg, und wenn auch Eck das Wörtchen sola (d. i. daß wir vor Gott gerecht werden allein durch den Glauben) anfocht; so hatte doch Melanchthon die große Genugthuung, daß die Fundamentallehre von der Rechtfertigung durch den Glauben von den Gegnern anerkannt werden mußte. Dagegen war Melanchthon in Ansehung der äußeren Gebräuche um des lieben Friedens willen, zu großer Nachgiebigkeit erbötig. Selbst die Messe, meinte er, könne man nachgeben und den Kaiser

mandiren lassen; und tröstete sich damit: „Es werden sich doch wenige bei uns unterstehen, privatas missas zu halten.“ Doch wurde nichts erreicht, Melanchthon stand in den letzten Verhandlungen fest und trat nicht vor den Drohungen der Gegner zurück. Er hatte schon bei Beginn derselben unter dem 25. August an Luther geschrieben: „Du glaubst nicht, wie die Widersacher triumphiren. Wenn ich in meinem, nicht im Namen des Fürsten diese Geschäfte führte, würde ich diesen Uebermuth auf keinen Fall ertragen. Jetzt nöthigen Gefahren des Fürsten und des gemeinen Wesens und die Gesinnungen der Unsrigen, welche schwach, oder wenn es darauf ankommt, wenig standhaft sind, die Augen zu dem Allen zuzudrücken.“ Die Gegner waren sehr erbittert, sich in dem ängstlichen Melanchthon getäuscht zu haben, und der päpstliche Theolog Cochläus schrieb eine Reihe anklagender Reden wider ihn, welchen er den Scherznamen philippischer Reden gab. Aber Schwereres mußte er von den Freunden erleiden. Selbst bei seinem allernächsten Freunde Camerarius, der besonders über Melanchthon's Vergleichsrath in Betreff der Messe betreten war, mußte er sich rechtfertigen. Er konnte sagen, daß er in diesem Handel keines Menschen Gunst gesucht habe; daß es ihm um den Frieden zu thun gewesen, habe er nie verhehlt, aber er habe darüber keinen Glaubensartikel aufgegeben. Uebrigens habe er nichts ohne seine Collegen gethan, und wenn er gegen Privatpersonen im Privatgespräch etwas gesagt haben solle, so gehe dieß niemand etwas an. Er wisse wohl, worüber etliche Maaßlose so aufgebracht seien, nämlich daß den Bischöfen die Jurisdiction wiedergegeben, das kirchliche Regiment wieder hergestellt werden sollte, sie meinten, das hieße die päpstliche Gewalt wieder herstellen. Sie wollten in den Städten die bischöfliche Gewalt nicht wieder aufkommen lassen. Er aber wünsche zwar nicht die Herrschaft der Bischöfe zu befestigen, aber wohl die Verwaltung der Bischöfe wieder herzustellen; denn wie würde es um die Kirche stehn, wenn sich das kirchliche Regiment auflöse. Es würde eine viel unerträglichere Tyrannei daraus erfolgen, als je zuvor gewesen. Er habe auch nichts nachgegeben, als worüber er mit Luther schon vor dem Reichstage übereinge-

kommen sei. — Das war auch wirklich der eigentliche Stein des Anstoßes für den Landgrafen und die Städte. An diese verwies jener auch seine Räthe in einem sehr heftigen Schreiben, in welchem jener aufs bestimmteste erklärte, daß man die Zwinglischen nicht dürfe mit Gewalt bekämpfen lassen und in die Jurisdiction der Bischöfe nicht willigen, denn das würde ein feines Narrenspiel werden, wenn die sollten Examinatores über die christlichen Prediger sein, die selbst in der Lehr und im Leben Hannas, Kaiphas und Pilatus wären. Er schloß mit den Worten: „Greift dem vernünftigen Weltweisen, verzagten, ich darf nicht mehr sagen, Philippo in die Würfel." Die Nürnberger waren äußerst aufgebracht. Sogar Melanchthons naher Freund, Hieronymus Baumgärtner, (den es aber später sehr gereut haben soll) schrieb: Melanchthon könne, wenn er vom römischen Papst mit der größten Summe bestochen sei, kein besseres Mittel erfinden, die päpstliche Herrschaft wieder herzustellen, als das von ihm aufgestellte. Und später schrieb er nach Nürnberg an Lazarus Spengler: „Ich bitte, ihr wollt das Eure thun, und Dr. Martino schreiben, daß er doch als der, durch den Gott sein Wort erstlich der Welt wieder eröffnet, dem Philippo mit Gewalt einrenne und doch die frommen Fürsten zur Beständigkeit ermahne, sonderlich aber seinen eigenen Herrn vor ihm warne. Denn auf diesem Reichstage kein Mensch bis auf heutigen Tag dem Evangelium mehr Schaden gethan, denn Philippus. Er ist auch in eine solche Vermessenheit gerathen, daß er nicht allein niemand will hören anders davon reden und rathen, sondern auch mit ungeschicktem Fluchen und Schelten herausfährt, damit er jedermann erschrecke und mit seiner Aestimation und Dignität dämpfe." — Diese Klagen und Beschwerden wurden denn auch an Luther gebracht, aber dieser wurde nicht an Melanchthon irre. Er hatte ihm ja auch ausführlich über alles geschrieben und befragt, und in Ansehung der bischöflichen Gewalt hatte Luther selbst erklärt: „Wenn sie unsere Lehre wollten dulden und verfolgen nicht, so wollten wir ihnen keinen Abbruch thun an ihrer Jurisdiction, Dignität oder wie sie es sonst nennen." Ja er tröstete Melanchthon und schrieb: „Ich bitte dich inständig,

mein Philippus, quäle dich nicht ab über das Urtheil derer, die da sagen und schreiben, ihr wäret den Papisten zu weit gewichen. Es muß auch Schwache unter uns geben und du mußt deren Weise und Schwachheiten tragen, wenn du Pauli Wort Römer am 13. nicht verachten willst. Die den Bischöfen zugestandene Jurisdiction verstehen sie selbst nicht genug und bedenken nicht die hinzugefügten Bedingungen. Wenn sie die Bischöfe doch unter diesen Bedingungen angenommen hätten, aber die haben zu feine Nasen in ihrer eignen Sache." Luther hatte es übrigens auch in dieser Hinsicht nicht an Warnungen bei seinen Augsburger Freunden fehlen lassen und konnte darum die Nürnberger beruhigen, es werde keine Noth haben, und Spenglern that es selbst leid, daß Melanchthon noch mehr sollte bekümmert sein. „Der fromme Philippus — schrieb er — ist mir von Herzen lieb, halt ihn für ein christlich ehrbar gelehrt Männlein, der wider sein Gewissen meines Achtens wissentlich keineswegs handeln wird, für den wir Gott zu bitten schuldig sind, den ich auch, wie ich mit meinem Gewissen und meinen Schriften, auch vielen Personen bezeugen mag, bisher zum getreulichsten entschuldiget habe."

Am 22. September ließ der Kaiser den protestirenden Ständen den Entwurf des Reichsabschiedes mittheilen, gegen dessen harte und ihnen ungünstige Fassung sie sich verwahrten, worauf der Kurfürst mit seinen Theologen am folgenden Tage abreiste. In Koburg trafen sie Luther, welcher die Freunde erwartet hatte, um ihnen nach diesem heißen Bade den Schweiß abtrocknen zu können, getrosten Muthes an und zogen mit ihm heim. Melanchthon beschäftigte sich mit Abfassung der Vertheidigung der Augsburgischen Confession (Apologia Confessionis) gegen die Widerlegungsschrift der päpstlichen Theologen. Früher hatte man keine Abschrift derselben erlangen können und er hatte sich nur an das halten können, was Camerar bei der Verlesung nachgeschrieben hatte; jetzt hatte man sich eine solche verschafft und Melanchthon war nun so in seine Vertheidigungsschrift vertieft, daß er in Altenburg, wo man bei Spalatin eingekehrt war, selbst bei Tische schrieb und Luther ihm die Feder aus der Hand

nehmen und erinnern mußte, daß man Gott nicht allein mit Arbeit, sondern auch mit Feiern und Ruhen dienen könne. Das Werk wuchs ihm unter der Hand. Erst im April des folgenden Jahres erschien es gedruckt, in lateinischer Sprache, eine deutsche Uebersetzung im October; die Confession selbst wurde Ende November 1530 in Wittenberg gedruckt.*)

Nach dem ungünstigen Reichsabschied kam die Frage wegen der Gegenwehr aufs Neue zum Vorschein. Melanchthon blieb mit Luther zwar bei dem stehen, was sie als Theologen dawider geredet hatten, wollten aber die bürgerliche Rechtsfrage den Juristen überlassen und widerriethen nicht jede Verbindung und Vorkehrung. Den protestantischen Ständen verfaßte er im Februar 1531 Schreiben an die Könige Heinrich von England und Franz von Frankreich, um sie zu bitten, sie möchten nicht gestatten, daß der Kaiser die Waffen gegen sie ergreife, bevor ihre Sache auf einem Concil gehörig geprüft sei. Hierauf wurde im März der Schmalkaldische Bund geschlossen und auch die oberländischen Städte in denselben aufgenommen. Melanchthon war jetzt mehr mit Bucers Erklärungen zufrieden. In dem Streite über Ferdinands Wahl zum römischen König rieth er mit Luther, das Recht nicht so scharf zu suchen, und auch in den durch die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz angeregten Vergleichshandlungen äußerten sie sich dahin, daß bei allem Festhalten an der Lehre man in den äußerlichen Ceremonien

---

*) Wie M. es bei seinen Privatschriften zu machen pflegte, daß er nämlich bei spätern Ausgaben sorgfältig nachbesserte, wo es ihm nöthig schien, so brachte er auch bei den spätern Ausgaben der A. C. mehrere Aenderungen an, ohne zu bedenken, daß dieß bei einer öffentlichen, im Namen anderer verfaßten und von diesen unterschriebenen Schrift nicht zulässig war. Auf dem Wormser Religionsgespräch i. J. 1540 wurden diese Veränderungen zuerst und zwar von den Gegnern (Eck) als unstatthaft bezeichnet. Die wichtigste, in der 1540 erschienenen Ausgabe zuerst vorkommende, Aenderung betrifft den X. Artikel, in welchem das Bekenntniß vom Abendmahl im Sinne der geschlossenen Vergleichshandlungen und mit Hinweglassung der Mißbilligung der Anderslehrenden gefaßt ist. Diese Aenderung namentlich begründet bekanntlich den später streng festgehaltenen Unterschied zwischen dem geänderten und ungeänderten Bekenntniß (confessio variata und invariata).

wohl um des Friedens willen etwas weichen könne, ingleichen daß die Jurisdiction der Bischöfe nicht gar zu weigern seie." So kam denn am 12. Juli 1532 der Nürnberger Religionsfriede zu Stande, und Melanchthon konnte ungestört seinen gelehrten und akademischen Arbeiten leben, zu denen er nach seiner Rückkehr von Augsburg sich mit allem Fleiß wieder gewendet hatte. Am 16. August stand er am Sterbebett des frommen Bekenners in Augsburg, des Kurfürsten Johannes, und am 18. hielt er ihm eine lateinische Leichenrede, worin er seine Standhaftigkeit, Frömmigkeit, vorzüglich aber seine Mäßigung und Friedensliebe rühmt, durch die allein der Friede in Deutschland erhalten worden sei.

Kapitel 7.

Durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte. 1533—1538.

Im Jahre 1533 hatte Melanchthon mit den andern Theologen sein Gutachten über das von dem Papst Clemens VII. angetragene Concil abzugeben, und war mit ihnen der Meinung, daß man ja nicht den Unglimpf auf sich laden dürfe, als wenn man das Concil wolle hindern. Er halte dafür, daß sichs nicht anders gezieme, „denn daß man sich erbiete zu compariren und doch protestire, daß man sich jetzund darin nicht verpflichte, wie im andern Artikel gesucht wird." Er wurde, wie er selbst sagt, zu solchen friedlichen Rathschlägen schon von Augsburg her dadurch bestimmt, weil er den evangelischen Fürsten nicht traute. Den neuen Kurfürsten, Johann Friedrich, hielt er für einen trefflichen und friedliebenden Fürsten, dagegen fürchtete er sich vor dem gewaltthätigen Sinn eines Andern (des Landgrafen von Hessen), von dem er meinte, er wünsche Alles über den Haufen zu werfen. Auch in diesem Jahr, wo doch, wie er selbst sagte, in den kirchlichen Bewegungen eine ruhige Pause eintrat, ließ er sich von Elend, Sorgen und Arbeit so anfechten,

daß er bald davon aufgerieben wurde. Auch die Erscheinung eines großen Cometen am nördlichen Himmel (im Juli) erschreckte ihn sehr und er verhandelte über die in jenen Jahren erscheinenden Cometen viel mit seinen Freunden.

In dem folgenden Jahre hatte Melanchthon mehrere Rufe ins Ausland. Schon i. J. 1533 hatte er durch den Bischof von Plock einen Ruf nach Polen bekommen, im Jahre 1534 aber wurde er zur Förderung der Reformation nach Frankreich und England begehrt; der durch den Landgrafen Philipp in sein Land wieder eingesetzte Herzog Ulrich von Würtemberg aber hätte ihn gern an seine Universität Tübingen gehabt und ließ ihn durch seinen Kanzler und den Theologen Schnepf ausforschen, ob er nicht Lust habe, in sein Vaterland zurückzukehren. Melanchthon wünschte wohl, meinte, es könne sogar nöthig werden, eine Gegend zu verlassen, welche seiner Gesundheit nicht zusagte, fühlte sich auch oft in Wittenberg und in dem dortigen Umgang nicht wohl; aber er stellte die ganze Sache in den Willen seines Kurfürsten, und dieser, welcher fürchtete, daß durch Melanchthon in Tübingen ein neues Wittenberg erstehen könne, wollte ihn nicht ziehen lassen, schrieb aber den 29. September folgenden gnädigen Brief an ihn: „Unsern gnädigen Gruß zuvor. Hochgelehrter, lieber, getreuer. Wir werden berichtet, haben es auch dermaßen, daß wir es billig glauben, vermerkt, daß darnach getrachtet wird, euch von uns und unserer Universität zu Wittenberg an andere Orte zu bewegen. Daß ihr nun darein nicht gewilligt, solches reicht uns von euch zu besondern Gefallen, versehen uns auch gnädiglich, wo dergleichen Suchungen von Jemands weiter bei euch beschehen, ihr werdet euch nicht bewegen lassen, sondern bei uns und in unsrer Universität zu Wittenberg verharren und dabei, wie ihr bisher gethan, soviel ihr ohne Beschwerung und Schwächung eures Leibes vermöget, Fleiß haben 2c." — Und in einer Nachschrift fügte er hinzu: „Wo euch an eurer Unterhaltung und sonst etwas mangele, das wollt ihr uns zu unsern Handen zu erkennen geben, wollen uns darauf also erzeigen, damit ihr unsern gnädigen Willen daraus spüren sollt."

Die Verhandlungen wegen der Reise nach Frankreich begannen auch im Jahre 1534. Zuerst hatte Melanchthon auf Veranlassung des ihm sehr wohlwollenden Raths und Kämmerers des Königs, des gelehrten Wilhelm Bellay, Herrn von Langey, eines Bruders des Bischofs von Paris Johann Bellay, acht Artikel aufgesetzt, über die man sich vielleicht vereinigen könne, wenn auf Anlaß der Fürsten etliche gelehrte und fromme Männer sich offen und friedlich darüber besprechen wollten. Es solle dabei gar nicht darauf abgesehen sein, das kirchliche Regiment und die Gewalt des Papstes aufzuheben, die althergebrachten Ordnungen ohne Unterschied umzustürzen. — Man hatte damals die beste Hoffnung von dem Könige von Frankreich; diese wurde aber, wie der Straßburger Johann Sturm Melanchthon meldete, durch die Unbesonnenheit etlicher fanatischen Menschen vereitelt, welche in einer Nacht Schmäh- und Drohschriften über die Kirchenordnungen, die Messe ꝛc. in ganz Frankreich aller Orten, ja selbst an des Königs Schlafgemach angeheftet hatten. Der König war im hohen Grade aufgebracht, alle Schuld wurde auf die Lutheraner geschoben und es erfolgte eine heftige Verfolgung, in welcher 18 Personen zum Feuertode verurtheilt wurden. Melanchthon, sehr erschrocken darüber, richtete (den 22. April 1535) ein flehentliches Schreiben an den Bischof von Paris, worin er sein schmerzliches Bedauern aussprach, wenn man in einem so großen Reiche wie Frankreich, dessen Beispiel für die übrigen Nationen vom größten Einfluß sein müsse, den Entschluß gefaßt haben sollte, nicht blos fanatische Geister und Aufrührer in Zaum zu halten, sondern überhaupt gar keine Verbesserung der Kirchenlehre zuzulassen und die offenbaren Gebrechen der Kirche mit der äußersten Gewalt zu vertheidigen. Der Zorn des Königs hatte sich übrigens schon wieder besänftigt, es war ihm von Barnabas Vorräus de Fossa (dessen sich der König als Abgesandten bei den Verhandlungen mit den protestirenden Ständen bediente), vorgestellt worden, wie die lutherische Sache nichts mit dem Aufruhr gemein habe, insbesondere hatte er ihm Melanchthons Gelehrsamkeit, Unbescholtenheit und Mäßigung gerühmt, sich auch un-

gefragt als dessen Schüler bekannt. Der König hatte das gern gehört und den Wunsch ausgesprochen, daß Melanchthon kommen möchte, damit er ihn hören könne. Sturm hoffte Alles von Melanchthons Vermittelung und lag ihn mit inständigen Bitten an, sich zu dieser Reise zu entschließen. Dieser aber antwortete, die Ehre Christi, das Wohl so vieler frommen Seelen und die Ruhe der Kirche gehe ihm zwar über jede andere Rücksicht, und keine Furcht noch irgend welche Bande sollten ihn abhalten, hinzueilen, aber — und dieß setzte er ihm weiter auseinander — er zweifle, ja er verzweifle, irgend etwas ausrichten zu können. Aber er wurde wieder andern Sinnes, als er am 4. August in Jena, wohin die Universität der Pest wegen im Juli sich gewendet hatte, neue Briefe mit guter Vertröstung und dringender Einladung aus Frankreich durch Vorräus erhielt, und zwar nicht blos von den Brüdern Bellay, sondern vom Könige Franz selbst, des Inhalts: „Franz von Gottes Gnaden König von Frankreich unserm geliebten Philippus Melanchthon. Ich habe schon früher von meinem Kammerherrn und Rath Wilhelm Bellay von Langey, dessen Rath und Beihülfe ich mich in diesen Dingen vorzüglich bediene, von deinem sonderlichen Eifer in Schlichtung der über die christliche Lehre entstandenen Streitigkeiten vernommen. Jetzt aber ersehe ich aus deinem Briefe an ihn und aus dem, was mir Barnabas Vorräus Fossa, der bei dir gewesen ist, erzählt, daß du gern auch die Mühe auf dich nehmen willst, dich baldmöglich zu uns zu begeben, über die Einigkeit der Lehre mit etlichen auserlesenen unserer Doctoren dich hier in unserer Gegenwart besprechen und Rath pflegen willst, wie die herrliche Einigkeit des kirchlichen Wesens wiederum möge hergestellt werden. Da mir nun nichts mehr als dieß am Herzen liegt, so habe ich sogleich gegenwärtigen Vorräus Fossa mit diesem Briefe, als einem Unterpfande sicheren Geleits an dich schicken wollen und möchte dich beschwören, du wollest dich durch keines Menschen Einreden von diesem frommen und heiligen Vorsatze abbringen lassen. Du wirst mir über die Maaßen willkommen sein, magst du nun in deinem eigenen oder im Namen der Eürigen kommen, und du sollst da selbst erfahren, wie mir

Deutschlands Ehre und die öffentliche Ruhe, wie zeither schon vor Allem am Herzen liegen soll." Melanchthon reiste nun alsbald von Jena nach Torgau, stellte dem Kurfürsten die Sache vor und bat, daß er ihm zu dieser Reise zwei oder drei Monate Urlaub geben sollte. Auch Luther verwendete sich bei dem Kurfürsten dafür, indem er sagte: „Zu solcher Bitt bewegen mich der ehrlichen frommen Leute klägliche Schrift, so dem Feuer kaum entgangen sind, und M. Philipps Zukunft den König mit allem Fleiß dahin bracht, daß des Mordens und Brennens ein Ende worden ist. Sollte nun den Leuten ihr Trost fehlen, möchten die Bluthunde Ursach gewinnen, ihre Sache mehr zu verbittern und mit Brennen und Würgen weiter zu fahren, daß ich achte, M. Philippus kann fast nicht wohl mit gutem Gewissen sie in solchen Nöthen lassen und sie ihres herzlichen nöthigen Trostes berauben. Ohn was Argwohns der König selber und die Seinen schöpfen würden, vielleicht auch von uns allen, weil er auf M. Philipps Zusage so gnädiglich selben schreibet und Botschaft schicket. Ew. K. F. G. wollten es auf Gottes Gnad drei Monate M. Philipps wagen lassen. Wer weiß, was Gott thun will, welches Gedanken sind je allezeit höher und besser denn die unsern." Der Kurfürst wollte aber von dieser Reise nichts wissen, schrieb dabei auch zu dem an den Kanzler Brück deßhalb erlassenen Schreiben eigenhändig hinzu: „Wir tragen nicht wenig Sorge, so Philipps in Frankreich reisen werde, er werde mit seiner großen Weisheit und Fleiß, den er haben wird, den König irgend auf eine Meinung zu bringen, viel nachlassen, das hernach Dr. Martinus und die andern Theologen nicht werden einräumen können. — — Zudem ist nicht zu vermuthen, daß den Franzosen Ernst sei des Evangeliums halben, sondern weil sie die Wankelmüthigkeit bei dem Philippo spüren, daß sie werden anhalten, ihn weiter auszulernen und demnach seine Unbeständigkeit auszubeuten und ihn zu verunglimpfen. So ist auch wohl abzunehmen, daß die Leute, die die Sache fördern, mehr Erasmisch denn Evangelisch sein." Schließlich sagte er sogar: „Wir sind einmal darauf entschlossen und müßten wir uns Philippi gleich ganz verziehen, daß er mit

unserer Erlaubniß und gutem Willen nicht ziehen soll." Melanchthon ging unwillig über den abschläglichen Bescheid wieder nach Jena zurück, hatte aber doch nochmals schriftlich sein Gesuch wiederholt, worauf er aber eine sehr harte Antwort bekam, worin der Kurfürst schreibt, er habe sich dieser weitern Ansuchung nicht versehn und ihm zu bedenken giebt, „was ihr uns als eurer von Gott geordneten Obrigkeit schuldig seid; darum uns nicht wenig beschwerlich, daß ihr euch ohne unser Vorwissen dergestalt verteuft [tief eingelassen] und euch nicht zuvor bei uns erkundet, was uns darinnen gelegen hat sein wollen." Er setzte ihm dabei auseinander, weshalb ihm, besonders um der deutschen Angelegenheiten willen, diese Reise und Verhandlungen bedenklich seien und wiederholte, daß er ihn „aus solchen angezeigten und andern mehr stattlichen, tapfern und hochwichtigen Gründen" nicht beurlauben könne. In dem Concept standen sogar noch die harten Worte: „Haltet ihr es aber über das alles dafür, daß ihr diese Reise aus gutem Gewissen zu unterlassen nicht umgehen könntet, so müssen wir euch auf den Fall eures Gefallens gebahren und nach euerm Willen und auf euer Ebentheuer walten lassen und möget derhalben selbst bedenken, was euch hierin zu thun sein will." So sah sich denn nun Melanchthon genöthigt, bei dem Könige von Frankreich, an welchen auch der Kurfürst ein Entschuldigungsschreiben richtete, sowie bei denen, welche die Sache angeregt hatten, sich zu entschuldigen, daß es ihm unter diesen Umständen unmöglich sei zu kommen, so gern er dazu bereit gewesen sein würde. Er bat dabei den König, er möge sich, wenn auch der Uebermuth Züchtigung verdiene, durch die härtern Urtheile und Schriften Einiger nicht bewegen lassen, auch gute und der Kirche heilsame Dinge zu unterdrücken. Er habe kein Gefallen an ungemäßigten und kirchenstörenden Meinungen, und so seien alle gesinnt, unter denen er hier lebe. Die harte Antwort des Kurfürsten, welche auch Luthern sehr betrübte, that ihm übrigens sehr weh, so hatte dieser noch nie mit ihm geredet, er konnte es lange nicht verschmerzen und klagte bitter darüber; als jedoch der Kurfürst im Herbst in Jena war und nach alter Weise sehr freundlich mit ihm redete, meinte Melanchthon,

er müsse auch seine Empfindlichkeit fahren lassen, Freundschaften müßten unsterblich, Feindschaften sterblich sein, er wolle seinen persönlichen Schmerz dem öffentlichen Wohl nachsetzen und durch seine Privataffecte nicht die allgemeinen Uebel vergrößern. Luther, durch seltsame Gerüchte von der französischen Gesellschaft erschreckt, änderte bald seine Meinung und wünschte Melanchthons Reise selbst nicht, und auch dieser überzeugte sich wohl später, daß dieselbe schwerlich etwas genützt haben würde.

Einen ähnlichen Ausgang hatte die Einladung nach England. Schon im Jahre 1534 war er zweimal dahin eingeladen worden, und die Sache bewegte ihn sehr. Im Jahre 1535 kam ein Abgesandter des Königs Heinrich VIII., Antonius Barnes, nach Wittenberg, und zwar wegen des Ehehandels des Königs. Nun schickte Melanchthon ein sehr schmeichelhaftes Schreiben an den König, worin er ihm die Förderung der Gelehrsamkeit und die gütliche Beilegung der kirchlichen Streitigkeiten anempfahl. Auch widmete er ihm bald darauf die neue Ausgabe seiner loci communes, nicht um an ihm einen Schutzherrn, wenn er sollte geirrt haben, sondern einen Censor zu haben, dessen Urtheil bei seiner Gelehrsamkeit richtig, bei seiner hohen Stellung frei und billig sein werde. Der König dankte sehr verbindlich und schickte ihm ein Geschenk von 200 Ducaten.*) Im September kam der englische Abgesandte wieder und hatte neben anderen Anbringen auch den Auftrag zu bitten, daß Melanchthon nach England gesendet würde; aber der Kurfürst lehnte auch dießmal ab, obwohl sämmtliche Wittenberger Theologen sich dafür verwendeten. Melanchthon änderte seine Ansicht auch bald, als so tragische Dinge in England sich zutrugen und die zweite Gemahlin des Königs, des Ehebruchs beschuldigt, hingerichtet wurde, und war

*) Als der König später die von ihm gehegten Erwartungen so schmählich täuschte, ließ M. in den folgenden Ausgaben die Zueignung weg, und erklärte dieß in folgendem Distichon: „Als zu loben er war, da lobt' ich den König von England; Eines Königs Gemüth welch ein veränderlich Ding! (Dum laudandus erat Regem laudavimus Anglum, Hei mihi quam varium est regibus ingenium.) — Das Gerücht, als sei Luther wegen dieser Dedication auf M. ungehalten gewesen, stellt dieser bestimmt in Abrede.

froh, daß ihm die Sorge um die englische Reise abgenommen war. Er hatte in dieser Zeit (1536) auch wieder sehr an Hypochondrie zu leiden; er wendete dagegen Kamillen an, deren Wirksamkeit er sehr rühmte.

Im Jahre 1536 kam auch jene Vergleichung mit den Oberländischen Theologen in der Lehre vom Abendmal, die Wittenberger Concordie, zu Stande, welche besonders von Bucer betrieben wurde. Mit der von ihm (im September 1534) gegebenen Erklärung, daß wenn Brod und Wein gereicht werde, Christus wahrhaft und wesentlich gegenwärtig sei, war Melanchthon seinerseits vollkommen zufrieden; auch Luther erklärte sich zufrieden gestellt, wenn es Bucer so meine, wie die Worte lauteten. Voller Freuden schrieb daher Melanchthon an den Landgrafen von Hessen: Er habe an dem unfreundlichen Schreiben und Schreien auf Seiten der Seinigen nie Gefallen gehabt, sondern Herzeleid darüber getragen, hätte auch gern zu christlicher Einigkeit gearbeitet, habe es aber müssen Gott befehlen, weil er so große Hartnäckigkeit befunden und ander mehr Beschwerung daraus erfolgt sei. „Ich hoff aber gleichwohl noch — fügte er hinzu — es soll einmal eine gnädige Stunde kommen durch Gottes Gnade und habe lange Zeit fürgehabt, mich zu E. F. G. zu verfügen, und so mich E. F. G. hören wollte, von dieser Sache mündlich mit E. F. G. zu reden, denn E. F. G. wissen, daß ganzer Christenheit an diesem Artikel viel gelegen, so weiß ich, daß alle fromme Christen in Gallia und Anglia sich dieses Artikels halben hoch bekümmern, zu dem daß unsere Uneinigkeit andern christlichen Sachen große Verhinderung bringt. Derhalben bitte ich, E. F. G. wollen auf Wege gedenken, wie die Sache vorzunehmen, daß eine beständige Concordia auf diesem Theil durchaus in diesem Artikel gemacht werde, denn in andern Artikeln ist keine Uneinigkeit." Im December 1534 reiste Melanchthon zu den in Kassel zu pflegenden Vergleichshandlungen ab. Luther hatte ein Bedenken ausgestellt, darin er schließlich sagt: „Und ist Summa das unsere Meinung, daß wahrhaftig in und mit dem Brod der Leib Christi gessen wird, also daß alles, was das Brod wirket und leidet, der Leib Christi

wirke und leide, daß er ausgetheilt, gessen und mit den Zähnen zubissen werde." Hiermit war Melanchthon nicht ganz einverstanden, denn er schrieb nach seiner Rückkunft an Camerar: „Nach meiner Meinung frage jetzt nicht, denn ich bin der Bote einer fremden gewesen, obwohl ich meine Gedanken gewiß nicht verbergen werde, sobald ich gehört habe, was die Unsern antworten." Er war mit der Erklärung der Oberländischen Theologen, daß sie der Augsburger Confession gemäß lehren wollten, und mit Bucers Erklärung, „daß der Leib Christi wesentlich und wahrhaftig empfangen werde, so wir das Sacrament empfahen, und daß Brod und Wein sind signa exhibitiva," zufrieden und meinte, daß nach beiderseitiger Annahme der sacramentalen Vereinigung es überflüssig sei, über die physische zu disputiren. Er wurde (wohl seit längerer Zeit) durch das Studium der Kirchenväter zu einer andern Fassung der Abendmalslehre bewegt, da er sah, daß viele derselben deutlich einen Typus oder Tropus annahmen, und die Autorität der alten Kirche stand ihm sehr hoch. Er bat daher den Johannes Brenz, an welchen er darüber schrieb und der von einer Vereinigung mit den Sacramentirern abgerathen hatte, auch wenn sie sich zu Luthers Meinung neigten, er möge keinen übereilten Entschluß fassen und die Sache auch mit der alten Kirche berathen. „Ich mache mich, sagte er, nicht zum Richter, gebe euch, die ihr den Gemeinden vorsteht, nach und behaupte die wahre Gegenwart Christi im Abendmal. Ich möchte nicht der Urheber oder Vertheidiger einer neuen Lehre in der Kirche sein." Und auch von den Gegnern sagt er: „Ich zweifle nicht, daß sie willig die ganze Lehre aufgeben würden, wenn sie meinten, daß sie eine neue sei. Denn ich weiß, daß viel treffliche Leute unter ihnen sind. Jetzt neigen sie sich selbst zu Luther. Und zwar werden sie durch etliche Zeugnisse der Kirchenschriftsteller bewogen." — Die Verhandlungen gingen ihren Gang und schon war auf Cantate 1536 eine Vergleichsverhandlung in Eisenach angesetzt, als wegen der Herausgabe der Briefe des Zwingli und Oekolampadius Melanchthon von der Besorgniß ergriffen wurde, daß dadurch die Uneinigkeit wieder angezündet, und größere Trennung, Haß, Aer-

gerniß und öffentliches Schelten erwachsen werde." Er wünschte die Sache zu verziehen und wollte lieber eine größere Versammlung in Beisein der Fürsten und Stände gehalten haben. Allein die Zusammenkunft fand, jedoch zu Wittenberg statt in Eisenach, den 26. Mai statt, hatte den bekannten günstigen Erfolg und Melanchthon war sehr beruhigt, daß diese gefürchtete Katastrophe einen so ruhigen Ausgang hatte.

Bald nachher erbat sich Melanchthon auf fünf Wochen Urlaub von dem Kurfürsten zu einer Reise in seine Heimath, die er sich schon einige Zeit vorgenommen hatte. „Ich habe, schrieb er, etliche Sachen, da meinen armen Kindern auch angelegen, mit meinem Bruder zu handeln, welche ich durch andere Leut oder Botschaft nit ausrichten kann. Dazu hat M. Joachim Camermeister, welcher itzund mit fährlicher Schwachheit beladen, mein sehr begehrt." — „Ich bin selbst, fügte er hinzu, nit gern lang von der Schul, so hab ich nit Willen, an andre Orte zu reiten, denn allein zu meinem Bruder und gedachtem Joachim." Der Kurfürst ertheilte den Urlaub und ordnete ihm zugleich einen seiner „Einspänner" zu. Einigen Aufenthalt machte noch das Gutachten, welches der Kurfürst von den Theologen und Juristen über das von dem Papst Paul III. nach Mantua ausgeschriebene Concil verlangte, welches Melanchthon abfaßte, und erst am 25. August trat er seine Reise in Begleitung des aus Freiburg im Breisgau gebürtigen, ihm befreundeten Professors der Medicin in Wittenberg, Jakob Milich, an. Er traf seinen Freund, der jetzt Professor in Tübingen war, wieder wohl an, wurde aufs freundlichste aufgenommen und fühlte sich in seinem Umgange sehr glücklich. Mit dem Hofe zusammenzukommen vermied er, aber er gab dem Herzoge und den Professoren der Universität, deren Wiederaufblühen ihn sehr erfreute, seinen Rath, was für dieselbe zu thun sei, denn die Erhaltung der Wissenschaften und Lehranstalten lag ihm allezeit am Herzen. Dem Herzog, der ihn gern in Tübingen behalten hätte, antwortete er, daß er, wenn er mit seiner Hülfe etwas nützen könne, er lieber hier bei seinem Joachim, als irgendwo leben wolle; aber er sehe nicht ein, wie er von denen, mit denen

er bisher gelebt, sich losreißen könne. Wenn er hätte hoffen dürfen, die Erlaubniß dazu von dem Kurfürsten zu erlangen, würde er sich nicht geweigert haben, wenigstens einige Zeit zu Hülfe zu kommen; da dieß nicht ging, wendete er sich an Brenz nach Hall in Schwaben, und bat diesen wenigstens auf ein Jahr nach Tübingen zu kommen, bis man einen andern Professor erlangt habe.

Länger als er gedacht, hatte er sich in Tübingen aufgehalten. Von dem Herzog mit hundert Goldgulden beschenkt, kehrte er heim. In Nürnberg wurde er sehr gütig aufgenommen, gerieth aber dort in den von Osiander angeregten, gerade hell lodernden Streit über die Absolution, worüber er dem Rath ein Gutachten abgab. „Mich peinigen, schrieb er an seinen Tübinger Gastfreund, diese religiösen Streitigkeiten, durch welche die Kirchen und Staaten grausam zerfleischt werden, gar empfindlich. Darum wollen wir uns davon zurückziehn und uns damit beschäftigen, die Jugend zu unterrichten und ihr Urtheil zu bilden, damit wir für die Nachkommen sorgen, soviel wir vermögen. Ich will mich mit aller Anstrengung mehr und mehr bemühen, der Jugend gemäßigte und nützliche Meinungen einzuflößen und sie von dem unverständigen Streitigkeiten zurückzubringen.“ Aber noch in Nürnberg, wo er dieß schrieb, erfuhr er durch Cruciger, daß in Wittenberg seiner selbst eine neue Streitigkeit warte. Conrad Cordatus, von Geburt ein Oestreicher, früher in Zwickau, jetzt in Niemegk Prediger, hatte Cruciger wegen eines Satzes, den dieser in der Vorlesung über den Johannes vorgetragen, zur Rede gestellt. Dieser Satz lautete: „Nur Christus ist die Ursache der Rechtfertigung (causa, per quem); aber doch ist es wahr, daß die Menschen etwas thun müssen, wir müssen Reue haben und mit Gottes Wort das Gewissen trösten, daß wir Glauben fassen. So sind unsere Reue und unser Bemühen unerläßliche Bedingungen der Rechtfertigung (causae sine quibus non.“) Nun fand sich, daß Cruciger hier nur einen Satz Melanchthons vorgetragen hatte. „Es hatten nämlich — erzählt uns der kurfürstliche Leibarzt Dr. Ratzenberger — die Professoren damals diesen Brauch, daß keiner

einige Lection im Collegio hielt, es hätte ihm denn zuvor Philippus vorgeschrieben und aufs Papier disponirt materiam, welche er lesen sollte. Auf solche Philippi Gutwilligkeit verließen sich viele Magistri und Professores, denen es sonst nicht so sauer ward, als wenn sie selbsten hätten auf ihre Lectiones müssen studiren. Denn es war Philippo keine Arbeit verdrießlich und diente gern jedermann." Nun fing Cordatus an, Melanchthon allenthalben darüber anzuklagen, daß er den neuen Gehorsam oder die guten Werke für nothwendig zum Heile erkläre. Melanchthon ermahnte Cruciger zur Geduld und sagte: „Es geschieht nicht seit heute und gestern, daß ich ermahne, Beleidigungen zu übersehen und Unrecht zu ertragen. Ich habe auch viele Schmähungen ertragen und trage sie noch: erstlich, damit ich nicht, wenn ich mit den Gegnern zu streiten anfange, größern Zwiespalt in der Kirche errege, sodann, weil ich es für philosophisch halte, die Verleumder mehr durch die That als durch Worte zu wiederlegen. Mich reut auch diese Mäßigung nicht, wenn sie auch unser Hof manchmal als Furchtsamkeit und Kleinmuth auslegt. Aber ich habe oft andern Freunden, ja zuweilen auch ausgezeichneten Männern den Rath gegeben, und etlichen hat meine freundliche Zusprache genützt." Dabei richtete er aber ein offenes und entschiedenes Schreiben an seine Collegen (Luther, Jonas, Bugenhagen und Cruciger) über diese Sache, worin er bestimmt erklärte, er habe nie anders lehren wollen, noch anders gelehrt, namentlich auch über diesen Streitpunkt, als sie alle gemeinsam lehrten, er scheue auch ihr Urtheil nicht, nicht einmal das Amsdorfs.*) Er habe nie eine andere Absicht gehabt, als das was sie lehrten, weiter auseinanderzusetzen, weil er wüßte, daß Manche über so wichtige Dinge verkehrte Vorstellungen hätten. Er gestehe, daß er die guten Werke gern so sehr als möglich erhebe, aber nie auf ungebührliche Weise; er lehre deutlich, daß man das ewige Leben nicht damit erwerbe noch verdiene. Sehr bestimmt erklärt er: „Niemals habe ich

*) Amsdorf hatte dem Cordatus jedenfalls Gehör geschenkt, zwischen ihm und M. entstand je länger je mehr eine Spannung, die nach L.'s Tode zu offenem Streite führte. (S. u.)

mich mit meiner Ansicht von der Eurigen trennen wollen, aber wenn ich durch Verdächtigungen und Verleumdungen gewisser Leute gekränkt werde und fürchten muß, daß die Gemüther sich mir abwenden, will ich lieber sonst wohin gehn. Ich weiß, daß Etliche sehr heftig über mich gesprochen haben, was ich ihnen gern verzeihe, und habe das Alles lieber Euch als Andern klagen wollen; denn ich will keine Spaltung unter Euch erregen, liebe und verwahre einen Jeden von Euch von Herzen und habe das gemeine Beste vor Augen." Es war sogar das Gerücht verbreitet gewesen, Melanchthon werde nicht wieder zurückkehren, und er sei fortgegangen, weil er mit Luther und den übrigen nicht einstimmig sei; aber nach seiner Rückkehr verstummte alsbald dieses Gerede, er bemerkte, daß die Gesinnung seiner Freunde die alte gegen ihn sei und war ganz beruhigt. An Cordatus schrieb er sehr freundlich und dieser wurde von Jonas, als Rector der Universität, ernstlich ermahnt, die Sache ruhen zu lassen. Dieß geschah für jetzt, aber im folgenden Jahre nach dem Schmalkaldischen Tage (s. das folg. Kap.) erneuerte sich der Streit: Cordatus, der von Jonas sehr scharf zurechtgewiesen worden war, wollte sich nicht fügen, appellirte an die theologische Facultät und wendete sich auch an den Kanzler Brück. Luther legte die Sache bei, indem er in einer am 4. Juni 1537 gehaltenen Doctordisputation gegen Cruciger bemerkte, daß ihm der Ausdruck: „der neue Gehorsam sei nothwendig zur Seligkeit," nicht gefalle, weil der große Haufen ihn nicht recht verstehe, aber er gab gern zu, daß er eine nothwendige Folge der Rechtfertigung sei. Melanchthon empfand dieß übel, wollte die Sache aber nicht weiter treiben; sah auch, daß Luther durchaus nicht feindlich gegen ihn gesinnt sei, wie er denn auch ganz freundlich mit ihm von diesem Handel redete. Insbesondere that es ihm wohl, daß Luther bald darauf in dem Streit mit Agricola wegen dessen Gesetzesstürmerei in einer Predigt ganz klar dasselbe über das Gesetz und den neuen Gehorsam vortrug, was er, wie er sagte, behauptet habe und worüber er von Unverständigen gemißhandelt worden sei. „Wie würde es mir gehn, wenn ich diese Predigt geschrieben hätte! So ungesalzen sind die Urtheile der Leute!" — „Ich

wünschte, schrieb er auch in dieser Angelegenheit, daß diese Artikel, über welche einige Verschiedenheit zwischen uns zu sein scheint, klar und förderlich auseinandergesetzt würden. Du weißt, daß ich Einiges in Ansehung der Prädestination, der Zustimmung des menschlichen Willens, der Nothwendigkeit des neuen Gehorsams, der Todsünde weniger schroff vortrage. Daß Luther in dem Allen dieselbe Meinung hat, weiß ich, aber einige Ungelehrte legen zu viel Werth auf einige seiner Kraftaussprüche, da sie doch nicht verstehen, worauf sich diese beziehen." *)

Am kurfürstlichen Hofe scheint des Cordatus Anklage gegen Cruciger und Melanchthon doch Bedenken erregt zu haben, wie man aus einer „Fürhaltung" ersieht, welche der Kurfürst deßhalb an Luther und Bugenhagen wollte gerichtet wissen; doch muß dieselbe entweder unterblieben sein oder die Gefragten müssen beruhigend geantwortet haben, wenigstens hat Melanchthon nichts davon erfahren. Aber eine andere Sache machte ihm bald großes Herzeleid. Der Hofprediger des Herzogs Heinrich in Freiberg, Jakob Schenk, hatte Melanchthon und Jonas befragt, ob man unter einem tyrannischen Regiment das heilige Abendmal unter einer Gestalt brauchen dürfe. Jonas war vorsichtig und antwortete nichts darüber, Melanchthon antwortete in einem Privatschreiben milder als Schenk gewollt hatte, und dieser denuncirte nun seinen ehemaligen Lehrer, der ihm erst noch

*) Allerdings hatte M. in den angegebenen Artikeln seinen Lehrbegriff und zwar nicht blos dem Ausdruck nach gegen früher allmälig umgestaltet. Es war dieß erst beiläufig geschehen, namentlich in der mit besonderer Sorgfalt behandelten Auslegung des Briefes an die Kolosser; in die loci theologici nahm er diese veränderte Lehrweise erst bei der im Jahre 1535 veranstalteten Umarbeitung auf. Einverstanden konnte Luther wenigstens nicht durchgängig mit diesen Aenderungen sein, obwohl er, namentlich damals, eine Mißbilligung nicht ausgesprochen hat. Aeußert sich doch selbst Erasmus in seinem letzten an M. geschriebenen Briefe unzufrieden mit diesen fortwährenden Aenderungen. Die Anlage dieses Buches gestattet ein näheres Eingehen auf diese Lehrentwicklung nicht und muß auf die Schrift von Fr. Galle, Versuch einer Charakteristik M.'s als Theologen und einer Entwicklung seines Lehrbegriffs, verwiesen werden, welche sich damit vorzugsweise beschäftigt.

bei seiner Anstellung förderlich gewesen war und ihm eine Vertheidigungsschrift aufgesetzt hatte, bei dem kurfürstlichen Hofe deßhalb, so daß Melanchthon und Jonas aufgefordert wurden, sich zu vertheidigen. „Ich erwarte mit großer Gleichmuth — schrieb er an seinen getreuen Schüler Veit Dietrich, der jetzt Prediger in Nürnberg war — und will tragen, was es zu leiden giebt; aber ich hoffe, ich will nichts thun, was von Verständigen mit Recht zu tadeln wäre, und will mich von meiner Mäßigung in keinem Stück abbringen lassen. Sehr ruhig will ich von dannen gehen, wenn sie mich von dannen treiben; denn was bleibt mir zu hoffen, wenn mich Einige offen, andere heimlich angreifen?" Doch machte er seinem Unwillen Luft durch eine bei der Doctorpromotion des Ambrosius (Bernd?) aus Jüterbock gehaltene Rede „über die Undankbarkeit des Kuckuks", wobei er es gestandner Maßen auf den Freiberger Ankläger, seinen undankbaren Schüler abgesehen hatte, der um diese Zeit in Wittenberg erwartet wurde. „Zuerst bestehen — sagt er in der Anwendung — treue Lehrer ungeheure Kämpfe, Gefahren, Schwierigkeiten um der reinen Lehre willen, dann fördern sie, wie die Ammen die Kindlein pflegen, mit höchster Sorge, Fleiß und Mühe die Studien ihrer Schüler. Und doch geschieht es oft, daß Einer, der mit großer Treue auferzogen und unterwiesen worden ist, nachmals alle Wohlthaten vergißt und aus Ehrgeiz, natürlicher Bosheit oder Neid seine Lehrer angreift und ihnen nicht blos zu schaden, sondern aus Haß gegen sie auch die guten Wissenschaften zu unterdrücken sucht. — — Die Beispiele sind nicht selten, daß wenn solche einmal einen Angriff auf die Lehrer gemacht haben, nachher ihre Wuth zunimmt und der Zwiespalt wächst und endlich das gemeine Wesen wegen der Sünde und Undankbarkeit solcher Leute Schaden leidet." Im October kam der Kurfürst nach Wittenberg und ließ durch den Kanzler Brück heimlich mit Luther verhandeln, welcher darüber an den Kurfürsten folgendermaßen berichtete: „Doctor Martinus sagt und bekennt, daß er nimmermehr gemeint hätte, daß Philippus in den Phantaseien noch so steif steckte. Daraus ich verstunde, daß ihm Philippus das Schreiben Ew. Chf. Gn. an Doctor

Jacob verborgen gehabt. Er zeigte daneben an, er hätte wohl allerlei Vorsorge, und könnte nicht wissen, wie Philippus am Sacrament wäre. Denn er nennte es nicht anders, hielte es auch für eine schlechte Ceremonie, hätte ihn auch lange Zeit nicht sehen das heilige Abendmal empfahen. Er hätte auch Argumente gebracht, nach der Zeit, als er zu Kassel gewest, daraus er vernommen, wie er fast Zwingli'scher Meinung wäre. Doch wie es in seinem Herzen stünde, wisse er nicht, aber der heimlichen Schreiben und Räthe, daß unter den Tyrannen einer das Sacrament möge in einerlei Gestalt empfahen, geben ihm seltsame Gedanken. Aber er wollte sein Herz mit Philippo theilen und wollte ganz gern, daß sich Philippus als ein hoher Mann nicht möchte von ihnen und von der Schule allhier thun; denn er thäte ja große Arbeit. Würde er aber auf der Meinung verharren, wie er aus dem Schreiben an Doctor Jakob vermerkt, so müßte die Wahrheit Gottes vorgehen. Er wollte für ihn beten. Denn sollte um der Tyrannen Verbot willen und zu Erhaltung Friedens eine Gestalt mögen genommen werden, so müßte man ihrem Gebote recht geben, und aus derselben Ursach müßte man auch lehren, daß die Werke zu der Rechtfertigung thäten." Melanchthon war über diese geheimen Verhandlungen, von denen er hörte, sehr beunruhigt. „Ich wünsche, schrieb er, daß wenn sie mir zürnen, sie mich frei und offen zur Rechenschaft ziehen und habe deshalb heute eine kleine Vertheidigungsschrift aufgesetzt. Ich will sagen, weshalb ich in einigen Lehrsätzen geglaubt habe, Etliches genauer auseinandersetzen zu müssen, um gefährliche Zweideutigkeiten und uneigentliche Ausdrücke zu beseitigen; ich will zeigen, welchen Nachtheil solche uneigentliche Ausdrücke mit sich führen und weshalb ich gemeint habe, Einiges mildern zu müssen; ich will auch hinzufügen, welches Ziel ich mir gesteckt habe, nämlich nicht der Urheber einer neuen Secte zu werden, oder den Anschein zu haben, als wollte ich mit Luther hinter seinem Rücken kämpfen, sondern diese beiden Stücke zu bewirken: daß zum Nutzen der Jugend die christliche Lehre eigentlich und einfach dargestellt und das Studium der übrigen Wissenschaften gefördert werde. — Ich will mich auch

darüber entschuldigen, daß meine Ansichten in öffentlichen Angelegenheiten gemäßigter gewesen sind; denn ich habe niemals tyrannisch auf meiner Meinung bestanden, sondern ich bin dem gefolgt, was die Häupter gemeinsam beschlossen haben, wie es in einer Aristokratie geschehen muß." Schon war, wie Melanchthon selbst schrieb, ihm ein Tag anberaumt, aber eine Krankheit Luthers verhinderte die Verhandlung, die Sache ruhte, und Schenk brachte sich durch die Theilnahme an des Agricola antinomistischer Schwärmerei um allen Credit. Luther konnte nicht Worte genug finden, seinen Unwillen über diese beiden, ihre Heuchelei, Hochmuth, Vermessenheit und Eitelkeit auszuschütten. Alle andere Hoffarth, sagte er, sei nichts gegen die schändliche Hoffarth und Ehrgeizigkeit in der Theologie, die sei ein Zunder alles Uebels und ein fressend Feuer. Als Luther dem Schenk vorwarf, wie er als ein unversuchter und unerfahrener Mann, weder in der Dialectica noch Rhetorica gerüstet, wagen dürfe, wider seine Präceptores Solches vorzunehmen, und dieser sich auf sein Gewissen berief, und daß er Gott mehr fürchten müßte, als seine Präceptores; so antwortete ihm Luther: „Da du gleich unsere Lehre gar wohl verstündest, doch solltest du uns, deine Präceptores, von welchen du es am ersten gelernt hast, ehren, Gotte zu Ehren. Wenn ich gleich alle Psalmen Davids könnte und verstände eben mit dem Geist, durch welchen sie gemacht sind, dennoch würde ich keinen können machen, ja ich vermöchte nicht den ersten Vers im ersten Psalm zu machen ꝛc."

Vor diesem Schenk hatte Melanchthon an seinem Theile nun Ruhe, aber an Kümmernissen und Verdrießlichkeiten fehlte es immer noch nicht. So klagt er unter dem 22. März 1538, daß Amsdorf an Luther geschrieben habe, er nähre eine Schlange in seinem Busen und bezog dieß auf sich; und viel Verdruß bereitete ihm in demselben Jahre ein gewisser Simon Lemnius durch von ihm in den Druck gegebene Schmähgedichte, in welchen er über manche Wittenberger und verdeckt selbst fürstliche Personen seinen Spott ausgegossen hatte. Melanchthon, obwohl er selbst mit angegriffen war und vor dem Druck kein Blatt gesehen hatte, kam in den Verdacht, daß er darum gewußt,

oder daß er doch dabei als Rector seine Schuldigkeit nicht gethan hätte. Er konnte sich zwar vollständig rechtfertigen, aber er war doch sehr ärgerlich über diesen neuen Vorfall und wenn er nicht gerade das Rectorat verwaltet hätte und auf seinem Posten hätte aushalten müssen, so wäre er geradezu von Wittenberg fortgegangen. Noch im Jahre 1539 schrieb er in Erinnerung an alle diese Dinge: „Die heftigen und anhaltenden Gemüthsleiden, welche ich seit drei Jahren ertragen habe und andere tägliche Kümmernisse haben mich so aufgerieben, daß ich fürchten muß, nicht länger leben zu können.“ *)

---

*) Es ist wohl recht demüthigend, daß auch unter solchen Männern solche Menschlichkeiten vorkommen konnten; aber eben deßhalb sollen sie nicht verhehlt werden. Beide theure Gottesmänner, Luther und Melanchthon, stehen wie in ihrem ganzen Leben so auch in ihrem Verhalten zu einander als so herrliche Exempel da und haben sich in entscheidenden Augenblicken so bewährt, daß wir wegen vorübergehender Mißstimmungen ebensowenig an ihnen irre zu werden brauchen, als sie selbst an einander irre geworden sind. Eine höhere Hand hatte sie verbunden, sie konnten sich nicht lassen. Die Schuld dieser zeitweiligen Mißstimmungen vertheilt sich zwischen Beide. Von aufwallender Heftigkeit wird L. niemand frei sprechen wollen; daß er auch der menschlichen Schwachheit seinen Tribut zahlte, und mit zunehmendem Alter sich Eigensinn und Reizbarkeit bei ihm einstellten, ist ebenfalls zuzugeben.' Da war er denn den Aufreizungen eines Amsdorf nicht unzugänglich: ihm schenkte er um seiner Geradheit und Aufrichtigkeit willen unbedingtes Vertrauen, und dieser war allerdings eine zu verschieden organisirte Persönlichkeit, um M. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber auch M. hatte offenbar seine Zuträger, und dann sind sein Mißtrauen und seine Schwarzseherei, seine neben seiner großen Bescheidenheit und Mäßigung unverkennbare Empfindlichkeit und Reizbarkeit, endlich sein Mangel an Offenheit und sein berechnendes Wesen nicht zu entschuldigen. Er hat sich damit selbst viel größere Noth bereitet, als Anderen: er hat den äußern Frieden, über den er so ängstlich wachte, oft mit Darangabe seines Seelenfriedens erkauft, manchmal auch durch sein Verdecken und Vermitteln das Uebel ärger gemacht. Durch größere Offenheit, namentlich von seiner Seite, wären die Mißverständnisse zwischen ihm und L. größtentheils zu vermeiden gewesen. L. polterte seinen Zorn allzuschnell und offen heraus, konnte leicht verletzen und zuviel thun, aber nie, wenigstens in seinen Briefen nie, hat er hinter M.'s Rücken über ihn Klage, wohl aber unzähligemal für ihn das Wort geführt und ihn hoch gepriesen. M. war zum Nachgeben allezeit bereit, aber in seinen

Kapitel 8.

Viximus in Synodis oder auswärtige Geschäfte. 1537—1541.

Nach der Zusammenstellung dieser verdrießlichen Händel kehren wir zu der Erzählung von Melanchthons Lebensschicksalen und Arbeiten zurück. Gleich nach seiner Rückkunft von der Tübinger Reise (den 6. November) war Hochzeit in seinem Hause: seine älteste Tochter Anna verheirathete sich mit Georg Sabinus, einem sehr begabten Manne, der aber später seinem Schwiegervater schweres Herzeleid bereitete. Auch hatte Melanchthon in dieser Zeit einen lebensgefährlichen Unfall, indem er von der Treppe herabstürzte und sich das sogenannte Heiligenbein am Rücken verletzte.

Gleich im Anfang des Jahres 1537 nahm er an den Berathungen über die Artikel Antheil, welche Luther für die nach Schmalkalden anberaumte Versammlung der evangelischen Stände geschrieben hatte, woselbst man sich über Beschickung des Concils berathen und darüber einigen wollte, „was und wiefern man wolle den Papisten weichen und worauf man gedächte endlich zu beharren und zu bleiben.“ Melanchthon unterschrieb diese sogenannten Schmalkaldischen Artikel mit dem Zusatze: „Ich Philipp Melanchthon halt diese obgestellten Artikel auch für recht und christlich, vom Papst aber halt ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig sein möchten, seine Superiorität über die Bischöfe, die er sonst hat, jure humano [nach menschlichem Recht] auch von uns zuzulassen sei.“ Ende Januar reiste er, obwohl bei schwacher Gesundheit, mit Luther nach Schmalkalden ab, wo er bereits im Jahre 1535 einmal mit dem Kurfürsten zu einem Convente gewesen war. Der dortige Aufenthalt behagte ihm nicht und

---

Briefen an seine Vertrauten machte er seinem Herzen überflüssig Luft und diese unausgesetzten Klagen über alle Welt sind seinem Temperamente wohl zu verzeihen, machen aber zuweilen geradezu einen unangenehmen Eindruck.

auch mit den Verhandlungen, vor denen ihm schon im Voraus bange gewesen war, war er nicht zufrieden; dazu ängstigte ihn die lebensgefährliche Krankheit, von welcher Luther dort ergriffen wurde, und er war hocherfreut, als nach dessen Abreise Nachricht von seiner Besserung einlief. Obwohl Melanchthon bei den Verhandlungen, wie er sagte, nur eine stumme Rolle spielte, verfaßte er doch in Schmalkalden die kleine wichtige Abhandlung über den Primat und die Gewalt des Papstes und die Jurisdiction der Bischöfe, welche ziemlich freimüthig abgefaßt war und von den Versammelten mit unterschrieben wurde, um dem kaiserlichen Gesandten als Grund der Ablehnung des Concils mit übergeben zu werden. Am 6. März trat er die Heimreise an, nachdem er in der Sache des Convents noch öfters die Feder geführt hatte, und traf am 14. wieder in Wittenberg ein. Er klagte über sein Geschick, daß er durch diese weltlichen Händel verhindert würde, den Lebens- und Studiengang zu verfolgen, der ihm der liebste sei. Aber gerade in den nächsten Jahren wurde er immer und immer wieder in diese Geschäfte hineingeführt.

Anfang April 1538 war er drei Tage bei einem Fürstenconvent in Braunschweig gegenwärtig, wo über die Aufnahme des Königs von Dänemark in den Bund verhandelt wurde und er sich über die unter den Fürsten herrschende Einigkeit sehr freuete. Kaum von dort zurückgekehrt, mußte er zum Kurfürst von Brandenburg reisen, der schon zum zweitenmale nach ihm geschickt hatte. Er wollte nicht, aber man redete ihm in Wittenberg sehr zu, indem man hoffte, daß er etwas Gutes ausrichten könnte, weil der Kurfürst geneigt war, die evangelische Predigt und beide Gestalt im Abendmal zuzulassen. Im weitern Verlauf des Jahres fesselte ihn das Rectorat an Wittenberg, um so mehr aber mußte er im folgenden Jahre (1539) auswärts sein. Gleich zu Anfang des Jahres hatte er und Dr. Brück eine, jedoch fruchtlose, Vergleichshandlung mit den Abgesandten des Herzogs Georg in Leipzig, und am 31. reiste er zu einem Fürstenconvent nach Frankfurt am Main. Die dort gepflogenen Vergleichsverhandlungen wollten aber zu keinem

Ziele führen, da die evangelischen Fürsten den auf 18 Monate angebotenen Waffenstillstand, unter der Bedingung, daß sie sonst Niemand in ihren Bund aufnehmen sollten, nicht annehmen konnten und eine anderweit aufgestellte Friedensformel ziemlich eben so lautete, so daß es Melanchthon vorkam, als wenn man an dem Gewebe der Penelope arbeite. Er wurde inzwischen durch häufige und liebreiche Briefe Luthers erfreut, hoffte auf Erhaltung des Friedens und benutzte seine Muße zur Abfassung von drei Reden, welche im Fall des Ausbruchs der Feindseligkeiten als Rechtfertigungsschriften ausgegeben werden sollten, zu wiederholten Schreiben und Fürsprachen an den König von England, wo die reine Lehre wieder unterdrückt wurde, und was deß mehr. Mit herzlichem Danke gegen Gott, daß durch das kaiserliche Mandat die Feindseligkeiten verboten und der Nürnberger Friede neu bestätigt sei, reiste Melanchthon den 30. April von Frankfurt ab, jedoch nicht, wie er gewünscht, nach Leipzig, wo er die Messe (der Bücher halber) gern besuchte, sondern in dem fürstlichen Gefolge nach Annaberg, weil inzwischen der Herzog Georg von Sachsen gestorben und man dort Raths pflegen wollte, wegen der Einführung der Reformation im Meißnischen. Kaum nach Wittenberg zurückgekehrt, reiste er Pfingsten mit Luther und Jonas — Mykonius und Cruciger waren schon dort — nach Leipzig, um die Reformation der Kirche und Universität dort vollziehen zu helfen, wobei er mit seinen Rathschlägen diente, und sich um Beschaffung tüchtiger Lehrer bemühte. Diese Reformation in der Nachbarschaft verdoppelte die Arbeit der Wittenberger und auch Melanchthons, der während des Monats Juli an der Visitation im Meißnischen Theil nahm. Im October endlich war er wieder in Berlin. Während dieser Abwesenheit brach in Wittenberg die Pest aus, an welcher Dr. Sebald Münster, ein Rechtsgelehrter und sehr geachteter Mann, mit der Schwester von Melanchthons Frau verheirathet, nebst seiner Gattin starb. Luther nahm, ohne sich an das Geschrei der Leute zu kehren, die verwaisten vier Kinder in sein Haus; nach seiner Rückkehr nahm sie Melanchthon zu sich. Melanchthon selbst dachte damals an sein Ende: das

Stufenjahr, in dem er stand, machte ihn bedenklich, er war öfters kränklich, litt namentlich an seinem alten Uebel, der Schlaflosigkeit, und fühlte seine Kraft gesunken, theils durch Gemüthsleiden, theils durch die tägliche Anstrengung. Seiner Kinder, auch wohl seiner Bücher halber, — eben war er über der Vollendung seiner Schrift „von der Seele" — wünschte er wohl noch länger zu leben, doch wollte er gern Gott folgen, wenn er ihn aus diesem Leben riefe. So schrieb er (um den 12. November 1539) sein Testament. Er thut darin „um seiner Kinder und etlicher Freunde willen" sein Bekenntniß. Zuerst dankt er Gott für die Sendung seines eingebornen Sohnes, bekennt seine Sünde, sagt aber, es sei ein Frevel, seine Sünde höher zu achten, als den Tod des Sohnes Gottes. Weiter bekennt er sich zu dem Apostolischen und Nicänischen Symbolum und zu der ganzen christlichen Lehre, wie er sie in seinen Locis in der letzten Ausgabe vorgetragen habe. In der Lehre vom Abendmal bekennt er sich zu der in Wittenberg aufgerichteten Eintrachtsformel. „Ich habe mich, sagt er, zu unsern Kirchen gehalten und halte dafür, daß sie die Lehre der katholischen Kirche Christi bekennen und in Wahrheit Christi Kirchen sind." Er will, daß seine Kinder dabei bleiben, warnt sie nachdrücklich vor der Papisten Lehre und Abgötterei, wie auch vor den drohenden Ketzereien in der Lehre vom Sohne Gottes und dem heiligen Geiste und andern Verunreinigungen der reinen Lehre. „Aber hier — fügt er hinzu — sind die Gelehrten zur Wachsamkeit zu ermahnen, damit sie nicht unter dem Schein des Friedens und der öffentlichen Ruhe eine Vermischung der Lehren zulassen, wie in der Synode zu Syrmium geschehn. Ich kann in Wahrheit versichern, daß ich versucht habe, die Lehre unserer Kirche richtig und eigentlich auszulegen, damit die Jugend unsere Meinungen besser verstehn und auf die Nachkommenschaft vererben kann. Wenn diese Weise nütze ist, wie ich meine, so bitte ich Kaspar Kreuziger und Andere, die mich gehört haben, sie in den Schulen zu erhalten." Er vertheidigt sich sodann gegen den Verdacht, als hätte er zu Gunsten der Gegner etwas vornehmen wollen, und bezeugt vor Gott, daß er dieß nicht gewollt, sondern nur der Jugend klar und deutlich

erklären, was in dem Augsburger Bekenntniß nicht ausgeführt sei. Er habe es sich sehr sauer werden lassen, die rechte Methode zu finden, und man wisse, wie oft er seine Erklärungsweise deshalb geändert habe. Eine andere Lehre, als die in unsrer Kirche gelehrte, durch Luther aus Gottes Gnaden ans Licht gebrachte Lehre habe er nicht vortragen wollen. Hierauf dankt er Luthern, von dem er das Evangelium verstehen gelernt und so viel Gutes genossen habe, und will ihn von seinen Kindern als Vater verehrt haben. Ebenso dankt er sonderlich dem Kurfürsten, dem Kanzler Brück und endlich auch allen seinen bewährten Freunden, seinem Bruder Georg, Joachim Camerarius, dem Kanzler Franz (Burkard), Dr. Jonas, Dr. Pomeranus, Cruciger, Dr. Augustin (Schürpf), Dr. Milich, Paul Eber, Veit (Dietrich) und bittet sie um Verzeihung, wenn er sie beleidigt habe. Auch seinen Collegen an der Universität spricht er seinen Dank aus.

Um den 18. Februar 1540 reiste Melanchthon zu einem abermaligen Convent nach Schmalkalden, woselbst ein von ihm verfaßtes Bedenken: „Ob die evangelischen Fürsten einen weltlichen Frieden mit den Bischöfen annehmen und was oder in wie ferne man im Streit der Religion ihnen nachgeben könne oder nicht,“ unterschrieben wurde. Kaum wieder zu Hause angelangt, wurde er den 5. Mai nach Torgau beschieden, um wegen der Antwort zu berathen, welche man auf dem im Juni nach Speier ausgeschriebenen Religionsgespräch geben sollte, und im Anfang Juni machte er sich zu diesem Religionsgespräch, das inzwischen nach Hagenau verlegt worden war, auf den Weg. Er hatte ein Vorgefühl der ihm bevorstehenden Krankheit, war durch einen Traum geschreckt worden und es lag ihm auch etwas schwer auf dem Herzen. So legte er denn sein Testament vor der Abreise in Crucigers Hände nieder und als er, von mehreren Studenten und Magistern begleitet über die Wittenberger Elbbrücke fuhr, rief er aus: „Auf Synoden hab ich gelebt und werd ich noch sterben.“ [Viximus in Synodis, tandem moriemur in illis.] In Weimar machte er Halt, weil es mit den Hagenauer Verhandlungen ungewiß geworden war, und

hier war es, wo er in eine höchst gefährliche Krankheit verfiel. Die Hauptursache war wohl die große Kümmerniß über den ärgerlichen Handel des Landgrafen Philipp von Hessen, dessen berüchtigte Doppelehe. Luther und Melanchthon hatten in dem ihnen abgeforderten Gutachten nach ernsten Vorstellungen und Abmahnungen erklärt, daß, wenn er von seinem Vorhaben aus angegebenen Gründen nicht abgehen könne, eine solche zweite Ehe nur dispensationsweise zugelassen werden könne und geheim gehalten werden müsse, um kein Aergerniß zu geben. Melanchthon aber war während seines Aufenthaltes in Schmalkalden zu der am 3. März in Rotenburg erfolgten Trauung des Landgrafen mit der Margaretha von Sala wider seinen Willen und zu seinem großen Verdruß zugezogen worden. Die ganze Sache lag ihm um so schwerer auf dem Herzen, weil er zu dem Landgraf je und je eine besondere Hoffnung und Zuneigung gehabt hatte, und dieser nun ein so großes Aergerniß gegeben hatte. Als er nun in Weimar hörte, wie derselbe im Falle der Noth den von Luther und Melanchthon gegebenen Beichtrath zu seiner Rechtfertigung veröffentlichen wollte, wurde er über die Maaßen schwermüthig. Luther, der es bitter bereute, daß er habe Melanchthon auf diesen Convent schicken lassen, wie ein Schaf mitten unter die Wölfe, zumal da er sie eben erst so heftig gereizt habe*), suchte auf die Nachricht von seiner Krankheit und Bekümmerniß ihn durch ein mächtiges Trostschreiben aufzurichten, als aber die Krankheit zunahm und man seines Todes gewartete, ließ der Kurfürst bei Tag und Nacht Luthern nebst Crucigern von Wittenberg holen, welcher (mit Melanchthons Sohne) auch alsbald eintraf, und ihn wie einen Sterbenden fand, sich aber alsbald im zuversichtlichsten Gebet zu Gott wendete und dann den Freund durch die liebreichste Zusprache und Tröstung wieder zum Leben brachte. Wohl bat der Kranke den Freund, er wolle ihn um Gottes Willen nicht

---

*) Er meint die beiden von M. 1539 herausgegeben Schriften: De Ecclesiae autoritate et veterum scriptis, und: De officio principum, quod mandatum Dei eis? praecipiat tollere abusus Ecclesiae.

aufhalten, er sei jetzt auf einer guten Fahrt und es könne ihm nichts besseres widerfahren; allein Luther antwortete ihm: „Mit nichten, Philippe, Du mußt unserm Herr Gott noch weiter dienen!“ ließ ihm auch etwas zu essen vorrichten, brachte es ihm selbst und nöthigte ihn mit Drohworten, etwas zu essen. So kam Melanchthon wieder zu sich und zu Kräften.*) Er schrieb selbst über seine Krankheit an Camerar: „Ich kann mit Worten nicht sagen, welche furchtbaren Schmerzen ich ausgestanden habe und noch jetzt erneuern sie sich manchmal. Ich merkte, daß auch der Lehrer (so nennt er zuweilen Luthern schlechtweg) sich bekümmere, aber er unterdrückte seinen Schmerz, um nicht den meinen zu vermehren, und suchte mich mit der höchsten Seelengröße aufzurichten, indem er mich nicht allein tröstete, sondern auch heftig bedräuete. Wenn er nicht gekommen wäre, wäre ich gestorben.“ Dieß hat er öfters wiederholt und auch noch nach Jahren gesagt, wie er sich an dem Vers getröstet, den er in seinem Schlafgemach geschrieben gefunden: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen.“

Der Kurfürst schrieb an Melanchthon einen sehr freundlichen Trostbrief, bat ihn die Ursachen seiner Bekümmerniß nunmehr beiseits und aus dem Sinne zu thun und den Zusprachen Luthers und Jonas, die er bei sich habe, zu folgen, so werde ihm der Allmächtige bald sein Gemüth und damit auch seine Gesundheit wieder geben. Wenn seine Gesundheit es aber verstatte, so sollte er mit seinen Freunden ihm nach Eisenach folgen und die Tagfahrten also nehmen, wie er sie ohne Beschwerung ertragen möge. Melanchthon reiste denn auch wirklich mit Luther nach Eisenach, wo über die Hessische Angelegenheit verhandelt wurde. Er dankte Gott für den Trost, den er ihm durch seine Freunde beschert hatte, bestand die Reise ohne sonderliche Beschwerde und Luther konnte von ihm heim schreiben: „M. Philippus kommt wieder zum Leben aus dem Grabe, siehet noch kränklich, aber leberlich, scherzet und lebet wieder mit uns und

---

*) Das Nähere in des Verfassers Leben Luthers S. 687 ff., im Auszug S. 302 ff.

isset und trinket im Zimmer und über Tisch." Gegen Ende des Monats kehrten sie glücklich zusammen heim.

Aber im October mußte er schon wieder fort, nach Worms, wo das zu Hagenau nicht zu Stande gekommene Religionsgespräch, an welchem dem Kaiser so viel gelegen war, gehalten werden sollte. Er reiste mit den kurfürstlichen Räthen Johann von Dolzig, Franz Burkhard und dem Kanzler Kilian Goldstein, sowie mit seinem Collegen Cruciger dahin ab: statt des erkrankten Friedrich Mykonius schloß sich Justus Menius an sie an. Melanchthon war sich bewußt, daß es bei diesen Verhandlungen sich um nichts geringeres handele, als um die ganze Lehre Pauli und sprach den Vorsatz aus: „Wenn die Gelegenheit kommt, unsere Sache auseinanderzusetzen, so will ich mich mit Gottes Hülfe befleißigen, diese so heilsamen Lehren, über die wir streiten, klar, wahr, ohne Redekünste und nachdrücklich darzulegen, was ich um so leichter thun kann, weil ich aufgehört habe, mich um der Fürsten Willensmeinung zu kümmern und ruhigern Geistes bin als früher." Dieß hat er denn auch treulich gethan. Zuvörderst verfaßte er in sehr nachdrücklicher Sprache den Protest, worin man gegen den Vorsitz des Papstes und überhaupt gegen dessen Autorität protestirte. Ebenso bewies er sich in den spät angefangenen und lang hingezogenen Verhandlungen sehr standhaft. Als der kaiserliche Bevollmächtigte Granvella bei der am 25. November gehaltenen Eröffnung des Gespräches eine Rede hielt, darin er unter Thränen bat, alles zur Herstellung des Friedens aufzubieten, wollte Melanchthon eine Antwort darauf geben, aber Granvella gab es durchaus nicht zu, und als der kurfürstliche Rath Burkhard sagte, Melanchthon werde mit Mäßigung antworten, entgegnete er: „Ich weiß, daß er mäßig ist, wenn er will." Es dauerte hierauf sehr lange, ehe man sich über die Form der Verhandlungen einigte. Man wollte den Evangelischen Artikel vorlegen, welche sie annehmen sollten, und Granvella hätte die Sache gern kurz und stehenden Fußes, wie er selbst sagte, ohne alle Disputation abgemacht, indem er meinte, es seien doch nur Wortstreitigkeiten. Dagegen verwahrte sich Melanchthon in einer im Namen der sämmtlichen anwesenden

Prediger Augsburgischen Bekenntnisses geschriebenen Eingabe an die Präsidenten des Colloquiums mit großem Nachdruck, indem er schrieb: „Eine solche Rede verletzt beide Parteien gleich hart. Warum werden die Unsrigen getödtet, warum so viele Priester ins Exil geschickt, wenn wir nur in Worten und nicht in der Sache uneinig sind? Das ist ja gerade, als wenn ein Russe einen Deutschen darum todtschlagen wollte, weil er eine andere Sprache redet. Wahrlich wir leiden allzuharte Strafen für unsere Unkenntniß, wenn wir nur darum gestraft werden, weil wir uns nach der Meinung der Gegner nicht angemessen auszudrücken vermögen. Aber auch wir sind Bösewichter, wenn wir die Ruhe der Kirche um bloßer Wortstreitigkeiten willen stören." — — „Wir sind zwar der Meinung, man müsse in der Kirche die eigentliche Redeweise beibehalten, aber wir streiten nicht über die Art sich auszudrücken. Es handelt sich bei diesen Streitigkeiten um wichtige Dinge, um die rechten Gottesdienste, die rechte Anbetung. Die darf man nicht unter dem Vorwande abweisen, als ob es nur Wortstreitigkeiten wären. Dann möchte man wohl alle Religionsstreitigkeiten dafür halten. Eine solche Ansicht schickt sich für Christen nicht. Wir sind der Meinung, daß es nur eine wahre Religion giebt, die in dem gewissen Wort Gottes uns überliefert ist und in der die allgemeine (katholische) Kirche Christi, nämlich die Väter, Propheten und Apostel, übereinstimmen. In dieser wahren Religion herrscht der Sohn Gottes, höret die ihn anrufen und schenkt ihnen das ewige Heil." Nach langen Verhandlungen wurde endlich bestimmt, daß Melanchthon und Eck in Gegenwart der Uebrigen mit einander disputiren sollten. Es waren außer den Notaren, welche die ganzen Reden genau nachschrieben, etwa 80 Personen gegenwärtig. Am 14. Januar begann das Gespräch. Die Evangelischen waren hocherfreut über die Weise, wie Melanchthon die Sache führte. Schon am ersten Tage schrieb der Rath Burkhard an seinen Collegen Brück nach Hause: „Eck läßt nicht von seiner Art und ist überaus unverschämt; aber er hat einen Gegner gefunden, welcher die Sache der Wahrheit darzulegen und schön auszuführen, und seinen Widersacher zu drängen und in die

Enge zu treiben versteht, und es kommt mir vor, als wenn ich David und Goliath streiten sähe, zweifle auch nicht, die Wahrheit, so auf unserer Seite ist, wird den Sieg behalten." Und ein Anderer schreibt: „Es ist unglaublich, mit welcher Aufmerksamkeit und Verwunderung alle unserm Philippus zuhören; denn er weiß mit seiner deutlichen und durchsichtigen Redeweise viele dunklern Stellen zu erklären, und bei seiner ernsten und gar lieblichen Stimme dringt Manches, ich weiß gar nicht wie, viel tiefer ins Herz. Eck dagegen brüllt wie ein Rasender und wendet mit seinem unsinnigen Geschrei und seinem Schauspielerwesen aller Gemüther von sich ab." Als Melanchthon einmal von einem neuen, scharfsinnigen Beweise überrascht nachdenklich stockte und dann entgegnete: „Morgen will ich darauf antworten," rief Eck triumphirend: „Es gereicht dir nicht zum Ruhm, wenn du nicht augenblicklich antworten kannst!" Melanchthon aber antwortete: „Lieber Herr Doctor, ich suche bei dieser Sache nicht meinen Ruhm, sondern die Wahrheit. Morgen, so Gott will, werde ich antworten." — Die allgemeine Besorgniß der Evangelischen, es werde solch geordnet Gespräch, dieweil es also tapfer und ernstlich mit der Handlung und Erläuterung göttlichen Worts vorgetragen, nach wenig Tagen aufgehoben werden, ging bald in Erfüllung: nur vier Tage disputirten Melanchthon und Eck mit einander, am 18. wurde das Gespräch in Folge eines eingegangenen kaiserlichen Rescripts aufgehoben und auf den nächsten in Regensburg abzuhaltenden Reichstag verschoben. Man hatte nur über den 2. Artikel der Augsburger Confession, von der Erbsünde, verhandelt und war auch darin zu keiner vollständigen Einigung gelangt. Granvella hatte versprochen, alles aufzubieten, um den Frieden zu erhalten, und Melanchthon hegte von ihm eine gute Meinung; aber von dem neuen Religionsgespräch in Regensburg erwartete er nichts Gutes. Nicht vor Waffen und Gewalt, meinte er, sondern vor der Hinterlist und den Schleichwegen fürchte er sich. Diese ganzen Verhandlungen führten zu nichts und seien nur trügerisch. Es würde viel besser sein, offen zu erklären, man glaube, wie es in der Confession stehe und werde darüber auf einem Concil, oder vor dem Kaiser,

wenn er es fordere, oder vor jedem rechtmäßigen Gericht Rechenschaft geben. Das sei ein richtiger Entschluß und wie er sich für Männer gezieme. Besonders unzufrieden war Melanchthon mit dem Landgrafen,*) der seit seiner ärgerlichen Geschichte sich sehr ängstlich benahm und allerlei Vermittlungswege suchte. Gegen Ende Januar 1541 war Melanchthon heim gekommen, und den 14. März mußte er schon wieder mit Cruciger nach Regensburg aufbrechen. Luthers Verwendung für sie, man möge sie um der Universität willen mit dieser Reise verschonen, wurde von dem Kurfürsten freundlich abgelehnt, weil es unerläßlich sei, den Reichstag mit Theologen stattlich zu beschicken. In der seinen Räthen mitgegebenen Instruction sorgt der Kurfürst aber auch dafür, daß den Theologen, die bei den Gesprächen die meiste Last tragen, von den protestirenden Ständen „eine Verehrung“ möchte gegeben werden, und trifft die sorgfältigste Vorkehrung, daß Philippus nicht von dem Landgrafen, dessen Leuten und Theologen in sonderliche geheime Rede oder Vergleichung der Religion halber gezogen werde, sondern von ihnen ungeplagt bleibe. — Unterwegs hatte Melanchthon einen Unfall: an der Grenze von Baiern nämlich verletzte er sich durch einen Umsturz des Wagens die rechte Hand so heftig, daß er sich derselben lange nicht bedienen konnte und seine Briefe schreiben lassen mußte, ja nie wieder zu ganz ungehindertem Gebrauch derselben kam. Am 5. April eröffnete der Kaiser den Reichstag, bat die Stände zu erwägen, „welcher Maaßen der Zwiespalt in unserer heiligen christlichen Religion und Glauben hingelegt und zu einhelligem christlichen Verstand gebracht und vereinigt werden möge,“ und schlug vor, durch etliche ehr- und friedliebende Personen die streitigen Artikel der Religion nothdürftig examiniren und erwägen zu lassen. Die hierzu ernannten Personen (von evangelischer

*) M. hatte wie viele damalige Gelehrten die Eigenschaft, bekannten Persönlichkeiten in seinen Briefen andere Namen zu geben, oder allerlei Spiel mit ihren Namen zu treiben, so daß man zum Verständniß derselben eine Clavis zusammengestellt hat. Früher nennt er den Landgrafen immer den Macedonier, aber seit seiner ärgerlichen Geschichte wird er Paris oder Alcibiades titulirt.

Seite Melanchthon, Bucer und der landgräfliche Prädicant Johann Becker, von päpstlicher Julius Pflug, Johann Eck und Johann Gropper) ließ der Kaiser selbst in sein Gemach kommen, redete freundlich mit ihnen, indem er ihnen seinen Wunsch ausdrückte, die streitigen Artikel verglichen zu sehn und sie ermahnte, daß sie von beiden Theilen nichts denn Gottes Ehre und gemeine Wohlfahrt vor Augen haben und weder auf ihre eigenen Affecten noch Herrschaften sehen sollten. Als Grundlage der Besprechung diente eine von dem Kaiser vorgelegte Schrift, welche Gropper zum Verfasser haben sollte, das sogenannte Regensburger Buch, später Regensburger Interim. Am 28. April begannen die Besprechungen. Melanchthon, der keine Hoffnung davon hegte und oftmals seinen Unwillen wider den Landgrafen und diese trüglichen und fruchtlosen Verhandlungen aussprach, hielt sich sehr standhaft: er sagte wiederholt in Gegenwart des Granvella, er wolle lieber sterben, als von der evangelischen Wahrheit abgehn oder etwas wider sein Gewissen billigen. Dabei fiel ihm wie gewöhnlich die meiste Arbeit zu. „Unser Atlas, Philippus — schrieb der Anhaltinische Kanzler Reibisch — trägt hier alle Last allein, übernimmt willig allein alle Arbeiten und ich sehe ihn täglich, noch vor Tages Anbruch bei der Lampe arbeiten, keine Mühe und Arbeit scheut er, wenn es sich darum handelt, eine gute und christliche Einigung herzustellen. Und doch erntete Melanchthon schlechten Dank, denn obwohl die kürfürstlichen Räthe wiederholt schrieben, wie standhaft er sich verhalte, fürchtete der Kurfürst doch immer, er möge sich zu weit einlassen und war mit der Formel, über welche man sich in Betreff der Rechtfertigungslehre vereinigt hatte, so unzufrieden, daß ihn Luther inständig bitten mußte: „E. K. F. G. wollen M. Philippo und den Unsern ja nicht zu hart schreiben, damit er nicht abermal sich zu Tode gräme; denn sie haben ja die liebe Confession ihnen fürbehalten und darin noch rein und fest blieben, wenn gleich alles fehle." Auf der andern Seite kam Melanchthon im Fortgang der Verhandlungen bei dem Kaiser in den Verdacht, als wenn er von Luther eine Instruction habe, von dem französischen Gesandten sich habe aufreizen

lassen, und durch seine Hartnäckigkeit den Frieden aufhalte. Er rechtfertigte sich gegen diese Anschuldigungen durch ein Schreiben an den Kaiser, der Kurfürst aber, der sich seiner Standhaftigkeit und Beständigkeit freute, meinte, er werde sich durch diese Verunglimpfung nicht irren lassen, sondern allein auf den sehn, deß die Sache sei. Das Gespräch über die 23 Artikel der Schrift, in welchem Melanchthon sich durchaus fest bewies, war am 28. Mai beendet, aber nun spannen sich noch lange Verhandlungen fort, es ging sogar mit Vorwissen des Kaisers eine Gesandtschaft an Luther, um ihn zu gewinnen; dieser erklärte sich aber ganz einverstanden mit seinen Freunden und wünschte, ungeduldig über die trüglichen Verhandlungen, nichts mehr als deren Heimkehr. Es dauerte aber noch bis Ende Juli, ehe es dahin kam, denn sie sollten auf Befehl des Kaisers noch den Ausgang der Sache abwarten. Melanchthons letzte Hauptarbeit bei dieser Handlung war die Abfassung des auf Verlangen des Kaisers von den Evangelischen übergebenen Verzeichnisses der Mißbräuche, die sie wollten abgestellt sehn, und noch eine andere, in seinem eigenen Namen verfaßte Schrift an den Kaiser, „über die Abstellung der Mißbräuche in der Kirche." Am 29. Juli erschien der Reichsabschied, durch welchen der Nürnberger Frieden vor der Hand erhalten wurde. Um diese Zeit trat Melanchthon seine Reise an, aber zu den Sorgen dieses Reichstags, die ihn peinigten, kamen schon wieder neue, die ihn zu Hause erwarteten, die Einrichtung der Universität und die Verhandlungen darüber mit dem Hofe, vor denen ihm bangte. So schlug er denn auch eine freundliche Einladung der Nürnberger, ihn auf der Hinreise zu besuchen, ab, obwohl er gern die Nürnberger Aerzte wegen seiner noch immer leidenden Hand befragt hätte; es lag eine Kümmerniß auf ihm, daß er mehr die Einsamkeit als die Gesellschaft suchte. Am 5. August kam er zu Hause an, mit dem Wunsche, allen Welthändeln entgehen und sich in der Schule verbergen zu können.

Kapitel 9.

Die letzten mit Luther verlebten Jahre. 1541—1546.

Im Jahre 1541 wurde Melanchthon durch mehrere Todesfälle in Trauer versetzt, namentlich durch den Tod des Simon Grynäus in Basel und des Dichters Eoban Heß in Marburg, welche beide an der Pest starben, sowie des Wolfgang Capito in Augsburg. Dagegen wurde ihm die Freude, seinen Camerar in die Nähe zu bekommen: schon bei der Reformation der Universität Leipzig im Jahre 1539 war dessen Berufung dahin zur Sprache gekommen, es verschob sich jedoch die Sache wegen der damals dort herrschenden Pest. Auf der Rückreise von Regensburg verhandelte Melanchthon deshalb aufs Neue mit dem Hofe: schon war seine Berufung von dem Herzog Heinrich bestimmt, als dieser starb und sein Sohn Moritz die Regierung antrat, von dem Melanchthon hoffte, daß er einst ein Schirm für ganz Deutschland werden würde. Die Sache hatte aber ihren Fortgang, und am 26. November zog Camerar in Leipzig, wo er früher seine Studien gemacht hatte, ein. Nun konnte Melanchthon des ihm unentbehrlichen Umgangs mit diesem seinen vertrautesten Freunde besser und ungehinderter genießen.

So besorgt Melanchthon bei dieser Gelegenheit für den Freund in allen Stücken war, so uneigennützig bewies er sich, wo es ihn selbst betraf. Es war in diesem Jahre ein Lector der griechischen Sprache angestellt worden; aber Melanchthon wollte die griechische Lection nicht lassen, um der Universität den Sold zu ersparen, und Luther mußte es dem Kurfürsten klagen, daß Melanchthon so heilig und schamhaftig sei, daß er die ihm zugelegten hundert Gulden nicht nehmen wolle, wenn er nicht griechischer Lector sein solle, um den Kurfürsten und die Universität seinethalben nicht zu beschweren. Er bat ihn um seine Entscheidung und setzte dabei hinzu: „Mich dünkt, er hätte bis daher genug gethan, nun wohl zwanzig Jahr und drüber die große

Arbeit in der Universität oder Schule gethan, daß er nu möchte wohl Ruge zum Theil annehmen. — Denn E. K. F. G. wissen selbst wohl, welch ein Famulus communis er in dieser Schule ist, daß er ohn Zweifel wohl werth ist deß, daß ihm E. K. F. G. so gnädiglich gönnen und die Christenheit ihm wohl zu danken weiß; die Papisten auch nunmehr Gott Lob ihn mehr fürchten und seine Jünger, denn sonst jemands unter den Gelehrten." Und im folgenden Jahre meldete er einem Freunde: „Magister Philippus ist gesund und wohl, und der unermüdliche Atlas, der allein Himmel und Erde trägt." Zuweilen wurde es Melanchthon aber doch selbst zu viel und unter dem 29. Januar 1543 schreibt er einmal an Mykonius: „Ich bin so mit Arbeiten überhäuft, daß ich oft daran denke zu fliehen, und wenn mich nicht das Alter und die Erwartung nicht länger zu leben zurückhielte, würde ich mich allenthalben nach einem Schlupfwinkel umsehen."

In der Angelegenheit der Naumburger Bischofswahl wurde Melanchthon ebenfalls zu Rathe gezogen und es brachte dieselbe ihm insofern eine besondere Verlegenheit, als der vom Domcapitel gewählte, von dem Kurfürsten aber zurückgewiesene Julius von Pflug, ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann, ihm nahe befreundet war. Der zuletzt noch gütlich beigelegte Streit zwischen dem Kurfürsten und dem Herzog Moritz, die Vertreibung des Herzogs von Braunschweig aus seinem Lande durch die evangelischen Fürsten, die Protestation derselben wider das Reichskammergericht, die Einfälle der Türken in Ungarn, die grausamen Verfolgungen in England und Frankreich, sowie in Lothringen, dieß und Anderes beunruhigte ihn in dieser Zeit sehr. Ein wichtiges Geschäft aber führte ihn im Jahre 1543 wiederum auswärts. Der Kurfürst und Erzbischof Hermann von Cölln ging mit einer Reformation des Erzbisthums um und hatte Melanchthon bereits mehrmals um seine Hülfe gebeten; dieser aber konnte sich nicht dazu entschließen und sagte noch im Anfang des Jahres 1543, er würde für den frommen alten Herrn zwar Leib und Leben zu wagen bereit sein, es gehörten aber zu diesem Werk „Personen, die zu predigen tüchtig, und die dem Volk die Lehre also fürtragen, daß sie gestärkt

werden, und sich des Gegentheils Widerstreben nicht abschrecken lassen;" wozu er zu gebrauchen sei, könne er nicht sehn, und bei der Universität könne er nicht wohl abkommen, sowohl „von wegen der fremden Sachen, so schier täglich anherkommen aus andern Herrschaften oder Städten," als auch „von wegen unsers jungen Volks und der Lection und Druckens." Als aber am 8. April M. Petrus Medmann mit einem Credenzschreiben des Erzbischofs erschien, um es auszuwirken, daß Melanchthon hinkäme, so stellte es dieser in seines Kurfürsten Willen mit dem Vermerk, so es bei ihm stunde, würde er es bei seiner frühern Antwort lassen. Der Kurfürst aber meinte, weil es ein göttliches und christliches Werk sei, so wolle er es in Gottes Namen erlauben, und gab seinem Professor sechs oder sieben Wochen Urlaub, wies ihm auch zur Zehrung hundert Güldengroschen zu und zwei von seinen Einspännigen, welche mit ihm reiten und ihm fleißig aufwarten sollten. Am 17. brach er von Wittenberg auf und langte den 4. Mai bei dem Erzbischof in Bonn an. In allen Briefen an seine Freunde klagt er über die unglaubliche Unwissenheit der Priester, die Blindheit des Volks und den Bilderdienst, in welchem der ganze Gottesdienst bestehe; es könne kaum einen andern Ort in Deutschland geben, wo so thörichter und wahrhaft heidnischer Aberglaube bestehe. Er überlas den von Bucer ausgearbeiteten Reformationsentwurf und fügte selbst einige Artikel zu demselben hinzu, hoffte auch bereits am 23. Mai, daß die Arbeit bald werde vollendet sein und er sich losreißen können; denn er sehnte sich, zumal alle Briefe aus Sachsen ausblieben, nach der Universität, nach Hause und nach seinen Freunden. Die Sorgen um die Universität, sagte er, begleiteten ihn allenthalben, sie sei der Hafen seines Privatlebens, wie der Höhepunkt des gemeinen Wesens. Er beklagte seine Thorheit, daß er seiner Ueberzeugung zuwider und nach so vielen bittern Erfahrungen doch immer wieder zu den öffentlichen Geschäften an den Höfen sich hergebe. Es geschehe aber nicht aus Wohlgefallen daran, sondern um der Kirche willen. Er mußte sich aber gedulden, denn die Sachen nahmen einen langsamen Verlauf. Es sollten nur die groben abergläubischen Gebräuche

abgethan werden, die ganze Kirchenverfassung dagegen, die Collegien mit allen ihren Einkünften, Würden und Vorrechten sollten bleiben. Das war der friedliche Weg, welchen Melanchthon oft schon bei den gepflogenen Verhandlungen vorgeschlagen hatte, und auch Luther war mit diesem Grundsatze, als ihm Melanchthon von der Sache erzählte, wohl zufrieden. Der Erzbischof prüfte Alles mit großer Aufmerksamkeit und Sorgfalt, und bei dem gehaltenen Convent, um dessentwillen Melanchthon noch länger hatte warten müssen, sprachen sich auch die Grafen, Ritter und Abgeordneten der Städte für die Reformation aus, aber die Abgesandten des Cöllner Domcapitels widersprachen. Der Cöllner niedere Clerus hatte schon vorher eine Schmähschrift wider Bucer herausgegeben, auf welche Melanchthon eine Antwort verfaßte. Diese Schrift, mit der Melanchthon selbst wohl zufrieden war, ist nicht blos eine ernste und überlegene Zurechtweisung jener Schmähschrift, sondern zugleich eine Anklageschrift wider die Irrthümer unter dem Papstthum und eine Schutzschrift für die Reformation. Insbesondere wird an mehrern Stellen nachgewiesen, daß die Reformation keine Neuerungen anstifte, sondern daß die Irrthümer und Mißbräuche, wider die sie kämpfe, Neuerungen seien, wogegen sie zu der ursprünglichen Lehre der katholischen Kirche zurückführe. Am 25. Juli konnte er aufbrechen und traf, nachdem er noch unterwegs mehrere Geschäfte besorgt hatte, am 15. August wieder in Wittenberg ein. Seine Ankunft erregte große Freude, besonders unter den Studenten, welche ihm im Geleit der meisten von ihren Lehrern feierlich entgegenzogen.

Die Cöllner Reformation bereitete jedoch dem Melanchthon viel Bekümmerniß, nicht blos durch ihren späteren unglücklichen Ausgang, sondern bereits damals durch die Unzufriedenheit, welche Luther über den Artikel vom Abendmal in dem Cöllner Reformationsentwurf äußerte. Derselbe lautete zweideutig dahin, es sei das heilige Abendmal eine Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, welche uns mit dem Brode und Weine wahrhaftig gegeben werde. Bucer hatte ihn verfaßt, aber Melanchthon hatte ihn gebilligt. Er neigte sich überhaupt mehr

und mehr auf die andere Seite, und zwar bestimmt durch die Autorität der Kirchenväter. Indem er seinen Schüler und Freund Veit Dietrich, weil dieser sich nach seiner Meinung auch zuweilen zu scharf in diesem Punkte ausgedrückt hatte, vor allzugroßer Strenge warnte, sagte er: „In alter Zeit hat man weit anders von dieser Sache gesprochen, als in neuer Zeit. Gregor von Nazianz nennt Brod und Wein ganz einfach Zeichen des Leibes und Blutes Christi." Melanchthon sprach dergleichen jedoch nur gegen seine Vertrauten aus, so daß Luther, als er unter dem 21. April 1544 wegen der irrigen Sacramentslehre eines früher in Wittenberg gewesenen Predigers an die Evangelischen in Eperies in Ungarn schrieb, diesen versicherte, von Wittenberg könne er dergleichen nicht mitgebracht haben und insonderheit hinzufügte: „In Ansehung des M. Philippus habe ich durchaus keinen Argwohn, sowenig wie wegen irgend eines der Unsern; denn, wie ich gesagt habe, öffentlich wagt Satan nicht einmal zu mucksen." Um so ungehaltener war Luther, als ihm das Cöllner Buch zu Gesichte kam, und er hier alsbald auf den Artikel vom Abendmal stieß; so ungehalten, daß er vor der Hand das Buch gar nicht weiter lesen mochte, und zwar weil da viel Geschwätz von Nutz, Frucht und Ehre des Sacraments getrieben, aber über die Substanz nichts Deutliches gesagt werde; nirgend wolle heraus, ob da sei rechter Leib und Blut mündlich empfangen, und wider die Schwärmer werde nicht ein Wort gesagt. Luthers Unwille, den er auch öffentlich und heftig aussprach, galt zunächst Bucer, „dem Klappermaul," als dem Verfasser der Reformationsformel, aber Melanchthon meinte, daß er auch auf ihn ziele, und machte sich darauf gefaßt, Wittenberg verlassen zu müssen. Seine Besorgniß steigerte sich aufs äußerste, als Luther damals (August 1544) zu Amsdorf reiste, von dem man annahm, daß er ihn in dieser Sache aufreize. „Er hat — schrieb er nach Luthers Rückkehr an Bucer — wieder auf das heftigste über das Abendmal zu donnern angefangen und ein hartes Buch geschrieben, das jedoch noch nicht erschienen ist, in welchem auch wir beide durchgenommen werden. Er war in diesen Tagen deßhalb bei Amsdorf, den er allein zu Rathe nimmt und der allein seine Heftig-

keit billigt. Mich und Cruciger wird er, wie ich höre, morgen zu sich fordern. Ich bitte Gott, daß er den Ausgang für uns und die Kirche zum Besten wende. Vielleicht geschieht es von Gott, daß diese Sache wieder zur Sprache kommt, die doch einmal erledigt werden muß. Ich bin wie ein stiller Vogel und will nicht ungern aus diesem Arbeitshause Abschied nehmen, wenn er mich feindlich drängen wird." Seine Befürchtungen dauerten noch einige Tage fort und noch am 8. September schrieb er einem Freunde: „Du wirst in Kurzem hören, daß ich von hier wie Aristides von Athen vertrieben bin." Sein Bruder rieth ihm, sich, ohne sich in den Streit einzulassen, an einen ruhigen Ort zurückzuziehn. Aber seine Besorgniß war ungegründet. Die gefürchtete Schrift Luthers, dessen „kurzes Bekenntniß vom heiligen Sacrament wider die Schwärmer," enthielt nichts wider ihn, ja auch Bucer war darin nicht einmal genannt, und Cruciger, welcher Melanchthons Befürchtungen einigermaßen getheilt hatte, meldete unter dem 7. October mit Freuden, daß nichts Schlimmes vorgefallen sei, daß Luther sich seither nicht habe merken lassen, daß er unwillig gegen sie sei, obwohl man früher aus seinen Reden habe merken können, daß er einen gewissen Verdacht hege; auch das nun erschienene Buch sei viel gemäßigter geschrieben, als man habe erwarten können. Auch scheint Melanchthon sich mit Luther besprochen zu haben: „Ich habe Luthern gesagt, schrieb er, daß ich immer eine Synekdoche vertheidigt habe, daß, wenn Brod und Wein empfangen werde, Christus wahrhaftig zugegen sei und uns zu seinen Gliedern mache, daß aber außer dem Gebrauch nichts die Kraft eines Sacramentes habe. Ich meine, ihm damit Genüge gethan zu haben; wenn das nicht ist, muß ich daran denken, mich weg zu begeben." Und als der Landgraf Philipp erschreckt durch die Nachricht von einer drohenden Uneinigkeit zwischen Luther und Melanchthon sich an den Kanzler Brück wendete, so konnte dieser melden, wie er von Melanchthon selbst gehört, es sei nichts Besonderes und auch an ihm nichts anders vermerkt, denn daß er und Martinus ganz gute Freunde seien. Allein im folgenden Jahre erneuerten sich in Folge der Antwort Bullingers auf das kurze Bekenntniß Luthers die Be-

sorgnisse von einer neuen heftigen Gegenschrift Luthers. Mit Thränen klagte es Melanchthon dem Kanzler, und der Kurfürst, welchem Brück darüber berichtete, beauftragte diesen (den 26. April 1545), mit Luther deßhalb zu reden und ihn zu bitten, daß er Philippum in seinem Buche namhaftig anzuziehen verschonen, sondern, wenn er ihn in der Lehre vom Sacramente im Verdachte der Hinneigung zu den Zürichern habe, zu sich zu fordern und allein christlich und väterlich ermahnen möchte. Wir wissen von dem Erfolg dieser fürstlichen Vermittelung nichts, doch das wissen wir, daß es zu keinem Bruche kam und Luther sich im Lobe Melanchthons gleich blieb. „Was Gott durch dieses Organon gewirkt hat — schrieb er am 5. März in der Vorrede zu seinen lateinischen Werken — nicht in den Wissenschaften allein, sondern auch in der Theologie, dafür geben seine Werke Zeugniß, wenn auch Satan und alle seine Schuppen sich darüber ergrimmen.“

In jener Zeit hatte Melanchthon wieder Veranlassung, in einer wichtigen allgemeinen Angelegenheit die Feder zu führen, indem der Kurfürst unter dem 23. November 1544 von seinen Theologen einen Rathschlag der versprochenen Vergleichung und Reformation halber verlangte, welcher nach dem Beschlusse des letzten Speierschen Reichstages auf dem nächsten in Worms abzuhaltenden vorgelegt werden sollte. Die von den übrigen Theologen mit unterschriebene und den 14. Januar 1545 dem Kurfürsten übersendete Schrift hatte Melanchthon zum Verfasser und führt zum Unterschied anderer derartiger Entwürfe gemeiniglich den Namen der Wittenberger Reformation. Den Inhalt bezeichnet der Verfasser selbst im Eingang mit den Worten: „Rechte christliche Kirchenregierung bestehet vornämlich in diesen fünf Stücken: Erstlich in wahrer reiner Lehr, die Gott den Kirchen gegeben, geoffenbaret und befohlen hat. Zum Andern in rechtem Brauch der Sacrament. Zum Dritten in Erhaltung des Predigtamts und des Gehorsams gegen den Seelsorger, wie Gott das Ministerium Evangelii will erhalten haben und selbs gewaltig erhält. Zum Vierten in Erhaltung rechter Zucht durch Kirchengericht oder geistliche Jurisdiction. Zum Fünften in der Erhaltung nöthiger Studien und Schulen.“

Es wird dabei zum Sechsten noch hinzugefügt, daß auch leiblicher Schutz und ziemliche Unterhaltung vonnöthen sei. — Nachdem von christlicher Lehr und Sacramenten gehandelt ist, daran man nichts ändern wolle, könne und dürfe, weil es sich um den ewigen unwandelbaren Willen Gottes, im Evangelio geoffenbart, handele, wird in Ansehung der Bischöfe gesagt, daß man nicht gern Unordnung sehe, gerne wolle, daß die Bischöfe und ihre mitregierenden Personen ihr Amt thäten und sich ihnen auf den Fall zum Gehorsam erbiete, „so sie Verfolgung christlicher Lehr nachlassen und sind nicht Tyrannen oder Mörder unserer armen Priester, sondern fahen an zu pflanzen reine Lehre des Evangelii und christliche Reichung der Sacrament und helfen solche handhaben.“ Von dem rechten bischöflichen Amt wird weiter gehandelt, auch daß man ihnen die geistlichen Güter gern lassen wolle und daß Kirchengerichte nöthig seien. Die Erhaltung christlicher Schulen, reiner Lehre und guter Zucht in denselben und die leibliche Versorgung der Diener des Evangeliums wird dringend empfohlen, auch die Beibehaltung der Klöster, jedoch ohne die erdichteten und nichtigen Gelübde, nachgelassen.

Wenn es dem Kurfürsten schien, als sei in dieser Schrift „nicht gar genugsamer und nothdürftiger Fleiß gethan“ und dieselbe nicht „stattlich“ genug; so erwiderte dagegen der Kanzler Brück, daß ihm diese Schrift ganz wohlgefallen und wiewohl die Reformation ganz gelinde gestellt und Martini rumorischer Geist nicht darin zu spüren, so halte er sie doch für ganz köstlich und gut. Er erinnert den Kurfürsten, was die glimpfliche und reine Augsburger Confession sammt der Apologie darnach gleichwohl für Frucht geschafft habe, und das werde diese Reformation, mit der auch Lutherus und die andern Theologen einig seien, wills Gott, auch thun. Des Martini möge der Kurfürst sparen, bis man sehe, daß das päpstliche Concilium (das damals wieder nach Trient ausgeschrieben war) mit der Büberei fortgehe; alsdann werde vonnöthen sein, daß er mit der Baumaxt weidlich zuhaue, dazu er durch Gottes Gnade einen höhern Geist habe, denn andere Menschen.

Diese Schrift gelangte jedoch nicht zur Uebergabe auf dem

Reichstage. Die Verhältnisse gestalteten sich immer drohender: zwar wurde nochmals ein Religionsgespräch auf den nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstag anberaumt, aber der Kaiser drang auf Anerkennung und Beschickung des Trientiner Concils, die protestirenden Stände berietheu sich, konnten zu keiner festen Einigung kommen, lehnten jedoch in einer in den Druck gegebenen Schrift: „Ursach, warum die Stände der Augsburger Confession das Tridentiner Concil nicht besuchen wollen," dasselbe ab. Diese Schrift war wiederum von Melanchthon verfaßt.

Im October und dann wieder Ende December war Melanchthon mit Luther in Mannsfeld zur Schlichtung der Streitigkeiten der dasigen Grafen. Das zweite Mal war es bei furchtbarer Kälte, und er war noch dazu sehr krank, so daß Luther sagte, er sei froh, daß er ihn von Mannsfeld lebendig heimgebracht habe; aber deßhalb auch den Kanzler Brück und den Kurfürsten dringend bat, man möge Melanchthon mit dem nichtigen und vergeblichen Colloquium zu Regensburg (wohin er geschickt werden sollte) verschonen; er würde wohl gehen, wenn man wollte, und sein Leben wagen, aber es heiße Gott versuchen und man werde es bitter bereuen. Melanchthon war es auch sehr wohl zufrieden, daß er bleiben durfte, und Dr. Major geschickt wurde, aber auch mit den Mannsfelder „Sauhändeln," wie Brück sie nannte, blieb er verschont, als Luther am 23. Januar zum dritten Mal dahin reiste. Am 20. hatte er noch nebst einigen Freunden bei Luther gegessen und von Mannsfeld aus empfing er noch drei Briefe von ihm, in deren erstem er ihm schrieb, daß er ihn zwar sehr gern bei sich hätte, aber es aus Rücksicht seiner Gesundheit doch als wohl gethan betrachten müsse, daß er ihn zu Hause gelassen habe. Der letzte Brief war vom 14. Februar. Melanchthon antwortete auf denselben am 18. Februar, dankte Luthern, daß er ihm so fleißig und liebevoll geschrieben habe, und sendete ihm ein verlangtes Medicament. Aber in frühster Morgenstunde dieses Tages war Luther bereits in Eisleben gestorben und am 19. früh traf die Todesnachricht in Wittenberg ein. Melanchthon verkündete sie in der Vorlesung über den Brief an die Römer seinen Zuhörern, indem er sagte, er wisse

nicht, ob er bei diesem seinem großen Schmerz künftig in seinen akademischen Arbeiten werde fortfahren können. Nachdem er ihnen die einzelnen Umstände über Luthers Ende mitgetheilt hatte, fügte er hinzu: „Ach der Wagen und Reuter Israels ist dahin, er der in dieser letzten Weltzeit die Kirche regiert hat. Denn nicht durch menschlichen Scharfsinn ist die Lehre von der Vergebung der Sünden und dem Glauben an den Sohn Gottes entdeckt worden, sondern Gott hat sie durch diesen Mann uns geoffenbart, und wir sehen, daß Gott ihn dazu erweckt hat. Darum wollen wir sein Gedächtniß und die von ihm uns überlieferte Lehre lieb behalten, wir wollen demüthiger sein und uns auf die schweren Drangsale und großen Veränderungen, welche auf den Tod dieses Mannes folgen werden, gefaßt machen. Dich aber, Sohn Gottes, du unser für uns gekreuzigter und auferstandener Imanuel, bitte ich, du wollest deine Kirche regieren, erhalten und schützen. Amen." Am 22. hielt Melanchthon dem entschlafenen Freunde bei seinem Begräbniß in der Schloßkirche eine lateinische Gedächtnißrede*) und später hat er eine gar schöne Lebensbeschreibung desselben verfaßt.

Kapitel 10.

Melanchthons Häuslichkeit, Lebensweise und Charakter.

Mit Luthers Tode machen wir einen Ruhepunkt in Erzählung der Lebensschicksale und Arbeiten Melanchthons und sehen uns einmal den Mann selbst, seine Häuslichkeit, sein äußeres und inneres Leben etwas genauer an.

Melanchthons Gattin Katharina (s. S. 16) war eine sehr fromme Frau, die ihren Gatten von Herzen lieb hatte, eine emsige und fleißige Hausfrau, freigebig und wohlthätig gegen alle; ihre Fürsorge für die Armen ging so weit, daß sie ohne Unterschied gab, sich für sie bei Andern verwendete und dabei nicht

*) S. des Verf. Luthers Leben. 2. Aufl. S. 763 ff. — Auszug S. 331 f.

allein auf ihre eigenen Verhältnisse zu wenig Rücksicht nahm, sondern auch in der Fürbitte und Verwendung für sie zuweilen zu viel that. Bei ihrer großen Unbescholtenheit und in ihrer steten Uebung der Frömmigkeit und Ehrbarkeit nahm sie auf Essen und Trinken und äußerliche Zier wenig Rücksicht. Und doch hätte Melanchthon, dessen Gedanken und Sorgen sich mehr auf das allgemeine Wohl als auf seine Angelegenheiten richteten, eigentlich einer Gattin bedurft, die dies um so mehr gethan hätte; aber so geschah es, daß sie beide auf Mehrung des eigenen Haus- und Besitzstandes nicht bedacht waren, sondern daß sogar der Vorrath, der ihnen ungesucht reichlich zufloß, bei einer so rücksichtslosen Freigebigkeit erschöpft wurde: weder Geld noch Lebensmittel hielt man zurück, wenn Jemand bat; was zu Handen war, wurde ohne Widerrede hergegeben. In ihrem Hause ging es immer hin und wieder, da fand man Leute alles Alters, Geschlechts, Standes, ja sogar aller Nation. Nicht blos täglich, sondern fast alle Stunden und Augenblicke wurde da allerlei fortgeschafft, denn das war einmal Brauch im Hause, nichts abzuschlagen. Zu Melanchthon kamen immer Viele, welche um Empfehlungsbriefe baten, eine Schrift corrigirt haben wollten oder ein Zeugniß wünschten; Andere fragten ihn um Rath in ihren Angelegenheiten; Andere meldeten ihm öffentliche und ihre eigenen Begebenheiten, um seine Ansicht zu hören, seinen Beistand zu erlangen; Andere brachten allerlei Klagen vor ihn; noch Andere forderten geradezu von ihm Unterstützung, als wenn es so sein müßte. Melanchthons Freunde ärgerten sich mitunter über seine allzugroße Willfährigkeit und Gutwilligkeit, wodurch der Unverschämtheit solcher Leute Vorschub geleistet wurde. Unterdessen kamen Andere zu seiner Frau und seinen Kindern und es schien Niemand ohne ein Geschenk und betrübten Gesichts von dannen zu gehen. In einem Brief an Spalatin, Ende 1524 geschrieben, worin er sich über seine Besoldungsverhältnisse verbreitet, sagt er, daß er, obwohl er durch seine Privatvorlesungen und Arbeiten in dieser theuern Zeit wenig verdient habe und trotz des nöthigen Aufwandes gleichwohl sich vor Schulden sorgfältig hüte, und fügt hinzu: „Ich könnte im Golde sitzen, wenn

ich die Theologie zum Gegenstand des Gewinns machen wollte, aber das mag ich um keinen Preis. Du kannst einen Schluß daraus machen, wie sorgfältig ich über die Erhaltung meines Hauswesens wache, wenn ich sage, daß ich meiner Frau, so lang ich sie habe, noch kein neues Kleid gekauft habe. Wie viel ist unterdessen an Andere weggegeben worden, die uns als angesehene Leute in dieser Stadt täglich berauben? Ich wünschte wohl meinen Kindern ein kleines väterliches Erbe zu hinterlassen, wenn es mit Ehren geschehen könnte."

Er hat aber nie im Ernst daran gedacht, etwas zur Erfüllung dieses Wunsches zu thun, ja er hat oft die ihm dargebotenen Vortheile verschmäht und das, wornach Andere sich rissen, wenn er es schon in der Hand hatte, fahren lassen. Er konnte mit Recht sagen: „Ich habe weder Schätze, noch Ruhm, noch Wohlleben gesucht," und gern führte er das Wort des Achilles bei Philostratus im Munde: „Mein soll der Haupttheil der Arbeit sein, mit den Schätzen mag sich bereichern, wer da will." Es wurden ihm oft glänzende Anerbietungen gemacht, nicht daß er von den Seinen abfallen, sondern daß er nur in etlichen Lehrstücken etwas nachgeben solle; aber er antwortete, er wisse, daß die Arianer einst ebenso von den Homousianern verlangt hätten, sie sollten die Kirche doch nicht um zweier Worte willen zerfleischen lassen, aber diese hätten doch nicht nachgegeben, so könne auch er nichts zugestehn oder nachgeben. Er blieb sich in seiner Freigebigkeit gleich vor seiner Verheirathung, im Ehestande und als Wittwer, so daß sein Schwiegersohn Peucer einmal, als der Herzog Albrecht von Preußen ihm ein Geschenk machen wollte, an Justus Jonas schrieb: „Ich wollte, daß Keiner meinem Schwiegervater Geld schenken möchte; denn wenn ihm Geld geschenkt wird, so hilft das weder ihm noch seinen Kindern, denn er verschenkt es wieder. Ich sehe wohl, wie er thut, wenn seine Besoldung einkommt. Da giebt er davon hinweg, so lange ein Heller da ist. Was dann im Haushalt fehlt, muß ich hinzu thun. Darüber werden wir alle beide nicht reich." Er rieth daher, daß seinem Schwiegervater ein Becher geschenkt werde. Aber damit wäre auch nicht hinlänglich geholfen gewesen: Melanchthon war gar verschwie-

gen und heimlich bei seinen Wohlthaten und wenn das baare Geld zu Ende war, trug er oft selbst heimlich seine Becher zu einem Kaufmann, ohne sich zu kümmern, ob er einen angemessenen Preis dafür bekam oder nicht. Eine in Nürnberg gefertigte silberne Schaale, welche ihm der Herzog von Preußen früher (1540) zum Dank für die Zueignung der Schrift „von der Kirche und den Irrthümern der Väter" geschenkt hatte, ließ er alsbald verkaufen. „Ich habe die Armuth zum Begleiter meiner Philosophie, aber ich trage sie willig," schrieb er bei Ertheilung des betreffenden Auftrags.

Unter diesen Umständen hätte er sich und die Seinen nicht erhalten können, wenn nicht durch göttliche Leitung mehr noch, als aufging, ihm von allen Seiten reichlich zugeflossen wäre. Sodann hatte er in seinem Hause einen treuen Schwaben, Johann Koch aus Ilsfeld bei Heilbronn, den ihm Hieronymus Baumgärtner, bei dem er Famulus gewesen war, empfohlen hatte. Melanchthon hatte bald seine Treue, Rechtschaffenheit und Anhänglichkeit erprobt und hielt ihn sehr werth. Der besorgte nun Alles im Hause, kaufte, verwahrte, gab heraus und besorgte kurzum alle häuslichen Angelegenheiten. Durch seine Wachsamkeit, Emsigkeit, Umsicht, Sorgfalt und Klugheit wurde viel Nachtheil vom Hauswesen abgewendet und nicht blos der nöthige Aufwand bestritten, sondern auch etwas in Vorrath gehalten. Er wurde in Melanchthons Hause alt und starb bei ihm nach 34jährigem treuen Dienst am 3. April 1553. Melanchthon war tief ergriffen von seinem Tode, und rühmt ihn in dem Anschlag, worin er seine Zuhörer zu seinem Begräbniß einlud, als einen treuen, ehrbaren, frommen Mann, seinen unzertrennlichen Begleiter in Kriegs- und Pestzeiten, ein lebendiges Glied der Kirche Christi, ja selbst als einen Rathgeber in wichtigen Lehrstreitigkeiten. In welcher Achtung er in der ganzen Stadt stand, zeigte sich bei seinem Begräbniß.

Vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter hatte Katharina ihrem Gatten geboren: Anna (1520), Philippus (1525), Georg (1527) und Magdalena (1531). Wie er überhaupt große Zärtlichkeit gegen kleine Kinder bewies, so hing sein Herz natür-

lich an den eigenen ganz besonders und er schämte sich dessen nicht: „Siehe — sagte er — wenn wir Kinder haben, küssen wir sie, wie stellen wir uns so närrisch; wenn das ein Stoikus sieht, möchte er es tadeln oder wenigstens denken: Was ist das für ein Geck? — Bekannt ist das Beispiel des Agesilaus. Ein Fürst kam einst zu ihm, als er schon Greis war und eben mit seinem Sohne Archidamus spielte. Der alte Vater ritt mit dem Sohne auf dem Stocke und lehrte den Sohn auf dem Stocke reiten. Da jener nun plötzlich dazu kam, sagte Agesilaus: Ich bitte dich, sage Niemanden etwas, bis du selbst Söhne haben wirst. Er deutete damit an, daß die Zuneigung, welche der Vater gegen seine Kinder hat, sich nicht von Andern fordern lasse." — Aehnlich ging es ihm selbst: Ein französischer Gelehrter kam einst zu ihm, um ihm seinen Besuch zu machen, und wunderte sich nicht wenig, als er ihn im Zimmer fand, mit der einen Hand die Wiege schaukelnd, in der andern ein Buch. Philippus aber setzte ihm eines christlichen Hausvaters Pflicht und Gottes Wohlgefallen an den Kindern so rührend auseinander, daß dieser erbaut hinwegging. Der Kinder Liebkosungen und kindliches Wesen rührten ihn sehr. Als ihn einst seine Tochter Anna früh Morgens in Thränen antraf und ihm mit ihrem Hemdchen die Backen trocknete, so ging ihm das durchs Herz und dünkte ihm bedeutungsvoll. Ebenso als ein andermal eine seiner Töchter länger vom Hause weggeblieben war und er sie fragte, was sie der Mutter antworten werde, die sie über dieses längere Außenbleiben derb auszanken werde, erwiderte das Kind in seiner Einfalt, sie wolle gar nichts antworten. An das Wort gedachte er zum öftern und meinte, er wolle es bei den Schmähungen seiner Feinde auch so halten wie sie.

Wie der Tod seines Söhnleins Georg (im Jahr 1527) ihn betrübte, haben wir bereits oben (Seite 53) erwähnt. Kummer anderer Art bereitete ihn das Schicksal seiner Tochter Anna, die er um ihrer Gemüthsart und Gaben willen ganz besonders liebte. Sie war im Jahre 1536 (s. oben S. 83) mit Georg Sabinus, einem sehr begabten, aber eitlen, selbstgefälligen und ruhmsüchtigen Manne verheirathet worden. Er war im Jahre 1523 in

einem Alter von fünfzehn Jahren nach Wittenberg gekommen und hatte zehn Jahre in Melanchthons Hause gelebt, der durch seine elegante Schreibart für ihn eingenommen worden war. Er studirte zwar Jurisprudenz, fuhr aber fort sich mit den classischen Wissenschaften zu beschäftigen, machte eine Reise nach Italien und kehrte von da als gekrönter Dichter, nach einem kürzern Aufenthalte am Mainzer Hofe, nach Wittenberg zurück. Hier lebte er nach seiner Verheirathung noch zwei Jahre und wurde dann im Jahre 1538 vom Kurfürst Joachim als Professor der schönen Wissenschaften an der Universität Frankfurt angestellt. Hatte er aber schon in Wittenberg seinem Schwiegervater manchen Verdruß gemacht, so bereitete er ihm nun das bitterste Herzeleid durch sein unordentliches, verschwenderisches Leben, hochfahrendes Wesen und die lieblose Behandlung seiner sanften Gattin. Melanchthon klagte oft im Stillen seinen vertrautesten Freunden seinen Kummer, und machte sich bei der Klage über des Schwiegersohnes selbstsüchtiges und unlenksames Wesen in seiner astrologischen Grübelei den Vorwurf, daß er die Verbindung des Saturn und Mars in der Jungfrau nicht sorgfältiger erwogen habe, als Sabinus um seine Tochter geworben hätte, zumal als dieser ihm später gestanden hatte, daß er dieß nicht auf eignen Antrieb, sondern auf Anregen eines Andern gethan. Sabinus fühlte sich in Frankfurt zu beengt, er trachtete nach hohen Dingen und wünschte durch seinen Schwiegervater dem Herzog von Preußen für das Rectorat an der neuerrichteten Universität Königsberg empfohlen zu werden. Melanchthon war damit wenig zufrieden, fürchtete auch, er wolle ihm die Tochter nur noch weiter aus den Augen entführen. Doch gelang es ihm durch Camerars Vermittlung. Inzwischen war das eheliche Verhältniß durch des Mannes Benehmen tief zerrüttet, und die Frau lebte einige Zeit mit ihren Kindern im elterlichen Hause. Aber Melanchthon trug und gab nach, und im August reiste Anna nebst zwei Töchtern mit ihrem Gatten nach Königsberg; die dritte, Katharina, ließ sich die Großmutter nicht nehmen. „Mir macht die Reise der Tochter unendlichen Kummer und Schmerz — schrieb damals Melanchthon an Camerar —; aber ich bitte

Gott, daß er auf unsere Thränen achten wolle. Könntest du doch sehen, wie gut meine Tochter immerfort zu Hause gewesen ist; sie ist still, bescheiden, mäßig, nicht zanksüchtig und klugen Verstandes." Drei Jahre später starb sie und bei ihrem Tode erneuerten sich in dem Herzen des bekümmerten Vaters alle um sie früher erduldete Schmerzen und er warf sich vor, daß sie nicht durch eigne Schuld, sondern durch seine Nachlässigkeit in solches Unglück gerathen sei. „Da ich aber, fügte er hinzu, sie seit zehn Jahren täglich mit ernstlichen Seufzern Gott befohlen habe, so bin ich der Meinung, daß sie nach Gottes Willen aus diesem Leben gerufen sei, um von ihrem Elend befreit zu werden." Er hatte nun den innigsten Wunsch, daß Sabinus ihm außer Katharina wenigstens noch die jüngste Tochter Martha, weil sie schwächlich sei, überlassen möge und seine Freude war groß, als dieser ihm bei einem Besuche in Wittenberg sogar drei Töchter und den Sohn zurückließ. Auf diese Kinder wandte sich nun seine ganze Liebe und Zärtlichkeit, er hatte große Freude an ihrem kindlichen Wesen und erzählte von ihnen selbst in seinen Reden an seine Zuhörer.*)

Melanchthon war von mittlerer Statur, die Form seiner Glieder war schlank, seine Stirn breit und hoch mit hervorstehender Ader, das Haar dünn, der Hals lang, die Schultern sehr hohl, die Augen schön, von leuchtender Klarheit, die Brust ziemlich breit, der Unterleib zurücktretend; alle seine Körpertheile waren wohlgebildet und übereinstimmend. Seine Sinne waren scharf. Das Fleisch belästigte ihn nicht, so daß er bei seiner Zartheit

---

*) Melanchthons Sohn Philippus war gutmüthig, aber von geringen Fähigkeiten; durch eine heimliche Verlobung und zwar gerade in der Zeit, wo Luther wegen der von den Juristen als rechtsgültig vertheidigten heimlichen Verlöbnisse in heftigem Streite lag (1514), machte er dem Vater viel Sorge; er nahm jedoch bessern Rath an, zumal er noch ohne alle Hoffnung einer Anstellung war. Er heirathete erst im Jahr 1550 eine Wittwe in Torgau, wurde später als Notarius der Universität und Consistorialsecretair in Wittenberg angestellt und starb in diesen Verhältnissen im 80. Jahre ohne einen männlichen Erben. — Der zweiten Tochter Melanchthons werden wir noch später zu gedenken haben.

leicht empfindlich, aber doch anstrengender Arbeit fähig war und nicht leicht ermüdete. Nur Schlaflosigkeit belästigte ihn sehr. Es geschah bisweilen, daß er die ganze Nacht wachte und die darauf folgende Schwäche sowohl als die unangenehmen Gedanken, welche sich da einzufinden pflegen, belästigten ihn sehr. Aber er befreite sich von diesem Uebel durch Beobachtung einer sorgfältigen Diät, besonders als er bei vorschreitendem Alter schwerere Weine und derartige Getränke genoß, welche den Schlaf zu befördern pflegen. Er begab sich gleich nach dem Abendessen zur Ruhe und stand nicht lange nach Mitternacht auf. Alle seine Ausarbeitungen und übrigen Arbeiten, wenigstens die wichtigen, fertigte er in den Morgenstunden. Die Gewohnheit, zeitig schlafen zu gehen, empfahl er allen seinen Zuhörern. „Nichts ist nachtheiliger für den Körper, sagt er, als Nachtwachen, mag man sich nun auf den Gassen herumtreiben oder studiren. Osiander hat sich auf diese Weise sein Leben verkürzt. Ich glaube, nichts befördert mein Wohlbefinden so, als daß ich zeitig schlafen gehe. Wenn ein Mensch den ersten Schlaf genießt, kann er den zweiten entbehren." Er sah aber sehr darauf, einen ruhigen Schlaf zu haben. So viel er konnte, hütete er sich daher, daß ihn, wenn er schlafen ging, nichts beunruhigte, und deshalb verschob er das Lesen von Briefen, welche Abends ankamen, meist auf den andern Tag, besonders wenn es Briefe von Fürsten und Städten waren, und er vermuthen konnte, daß wichtige Angelegenheiten darin standen. Als er älter wurde, sah man ihn zuweilen nach Mittag, jedoch nicht im Bett, sondern nur auf einer Bank hingelehnt, etwas schlafen. Als es bekannt wurde, was für Getränk ihm dienlich war, da wurde ihm von allen Seiten her, von Fürsten, Stadträthen und andern Freunden dergleichen geschickt. Wir haben oben schon gehört, wie der Kurfürst Friedrich in den ersten Jahren ihn ermahnte, seiner Gesundheit wahrzunehmen und ihm Wein aus seinem Keller anbot. Er hatte gern einen kleinen Vorrath guten und auserlesenen Weines, nicht so wohl um seinet- als um der Gäste willen, die er gern bei sich sah, und auch um Andern davon mitzutheilen. Niemandem in der ganzen Stadt war sein Keller verschlossen und es war Brauch im Haus von

dem, was darin war, darzureichen, so oft Jemand darum bat. — Durch Aufmerksamkeit auf sich selbst und stete Sorgfalt brachte er es denn dahin, daß sein Körper seinen anhaltenden Arbeiten gewachsen war und dabei ausdauerte. Gegen Medicamente hatte er große Abneigung, wendete überhaupt keine besondere Sorge auf seinen Leib, ja er war darin sogar sehr nachlässig und unterließ selbst absichtlich Alles, was die Pflege des Leibes betraf. Wenn seine Gesundheit in Wittenberg in der ersten Zeit, ehe er sich an das fremde Klima und die andere Lebensweise gewöhnt hatte, sehr angegriffen war, so wurde sie doch später durch Mäßigkeit und sorgfältige Diät so befestigt, daß er keinen besondern Krankheiten unterworfen war. Doch litt er einigemal heftig an Steinschmerzen und hypochondrischen Beschwerden, und einige Jahre vor seinem Tode an Triefen der Augen und Verstopfung der Nase, was ihn sehr belästigte.

Ein angenehmer und guter Trunk war ihm Bedürfniß, dagegen aß er Alles, was ihm vorkam, und nur kostbare und fein bereitete Speisen und Leckerbissen waren ihm zuwider. Kleine Fischchen liebte er am meisten, sowie Gemüse und Brei aller Art; aber aus Fleisch machte er sich nichts, so daß er sagen konnte, es würde ihm nicht schwer werden, die Lebensweise der Pythagoräer zu befolgen. Schon als Jüngling im Tübinger Convict hatte er oft seine Fleischportion an einen Andern gegen dessen Suppe abgetreten. Fische waren ihm überhaupt nicht zuwider und Eier genoß er gern, sie mußten aber frisch sein und heiß auf den Tisch kommen. Große Tractamente konnte er nicht leiden, und wo man dergleichen angestellt, sprach er offen seine Mißbilligung aus. Camerar war Augenzeuge, wie bei einem Gastmal (in Oschatz), wo Alles im Ueberfluß war, der Wirth, wie es die Leute so machen, seine Gäste bat, sie möchten vorlieb nehmen, er hätte sie gern gut bewirthen wollen, aber er merke wohl, es sei nicht besonderes da. Da unterbrach ihn Melanchthon unwillig und sagte, er solle nicht so reden und sich nicht wider Gott versündigen; man müsse vielmehr Gott danken, der uns so viel und vielerlei darreiche und so gnädig zusehe, wie man seine Gaben brauche, ja sogar mißbrauche. — In seiner

Kleidung blieb er bei der Art und Weise, wie er es von jeher gewohnt war. Kleider von Seide oder andern fremden Stoffen ließ er sich nicht aufreden. Pelzwerk verschmähte er jedoch der Wärme wegen nicht.

Daß er etwas stotterte, diesen Fehler aber mit zunehmendem Alter so verbesserte, daß er nicht auffiel, ist schon erwähnt worden. Als junger Mensch pflegte er auch in seinem Gange die eine Schulter etwas schief zu tragen. Es gab Leute, welche dieses, sowie andere Angewöhnungen, namentlich sein Bewegen der Hände beim Sprechen und das Hinaufziehen der Augenbraunen ihm geradezu nachmachten, wie dieß von Friedrich Staphylus erzählt wird, ingleichen von Erasmus Sarcerius, unter dessen Bild die Worte zu lesen sind: „Sarcerius dem Melanchthon auf Erden Gleich gelebt hat mit Kleidern und Geberden."

So sanftmüthig, leutselig und zugänglich Melanchthon auch war, so war er doch auch zu heftigen Gemüthsbewegungen geneigt, und es hing dies mit seiner Leibesbeschaffenheit, seiner leicht erregbaren Galle zusammen; aber diese heftige Aufwallung stillte sich bald wieder. Er gestand diesen Fehler selbst ein und nannte sich einen ὀξυχολος, das ist einen, der schnell aber nicht lange zürnt, und wenn sein Zorn verbraust war, scherzte er selbst darüber und sagte: „Ueber nichts ist nicht zu zürnen," und wendete den Reim auf sich an: „Er haut und sticht und thut doch niemand nichts."

Der Leibarzt des Kurfürsten Johann Friedrich, Dr. Ratzenberger, sagt von Melanchthon, er habe sich, so gemäßigt und sanftmüthig er in seinen Schriften gewesen, doch beim Disputiren leicht bewegen und entrüsten lassen, so daß Mancher, der von Natur blöde gewesen, sich durch seine Heftigkeit habe zurückschrecken lassen, während Luther, so scharf er in seinen Schriften gewesen, eine viel gemäßigtere Weise des Disputirens gehabt habe. Er sagt darüber: „So war es auch sonsten des Herrn Philippi Gewohnheit von Natur, in disputationibus publicis und privatis, daß er sich bald ließe entrüsten, wo Jemand etwa ein schwach oder gering Argument ihm opponirte, denn er war

ein scharfer Dialecticus und war der scharfen Argument gewohnet und durchgangen, mehr denn der geringen, derowegen, wenn er etwas geringes oder schwaches hörte in disputatione vorbringen, so verwarf er solch schwach Argument, also daß er oftmals ex impatientia den Opponenten nicht wollte aushören, sondern hieß ihn stille schweigen und einem Andern Raum geben."*)

Wenn er aber auch schnell und heftig zürnen konnte, so war doch Niemand versöhnlicher und konnte seine leidenschaftliche Bewegung mehr mäßigen als er; sein Gemüth war frei von Neid, Haß, Uebelwollen, offen und redlich gegen Jedermann. Er hat mit Vorsatz Niemand geschmäht, offenbar oder heimlich verlästert, noch ihm irgend einen Makel angehängt. Er nahm nichts, was wider ihn geredet oder gethan wurde, so übel auf, daß er dem Beleidiger sein Wohlwollen und seinen Umgang entzogen hätte. Es war in ihm keine versteckte Böswilligkeit, kein Argwohn, keine hinterlistige Eifersucht, nichts Falsches, Geheucheltes, Verstecktes, dagegen Alles aufrichtig, redlich, offen, wahrhaftig,**) und so war er auch in seinen Reden freimüthig,

*) Der Verfasser hat in der Schilderung von Melanchthons Charakter und Lebensweise fast ausschließlich seinen Freund Camerarius reden lassen und nur hier und da etwas aus einer andern Quelle eingeschaltet. Trägt dessen Darstellung nun auch durchweg den Charakter der Wahrheit an sich und wird sie auch durch anderweite Zeugnisse unterstützt, so ist doch nicht zu leugnen, daß Camerar zu sehr mit dem Auge des Freundes sieht und in seiner apologetischen und vermittelnden Weise alle Spitzen abbricht. Es scheint daher nicht unangemessen, auf der andern Seite auch einen Mann zu hören, der zwar Melanchthons hohe Gaben und Verdienste zu würdigen weiß, aber auch ein sehr scharfes Auge für dessen Schwächen hatte. Ratzenberger, einer der treusten Diener des unglücklichen Kurfürsten, konnte es, wie wir weiter unten sehen werden, Melanchthon und Bugenhagen nicht vergeben, daß sie nach dessen Fall aus Anhänglichkeit an Wittenberg in des Kurfürst Moritz Dienste getreten waren, und beurtheilt ihn sehr scharf, wird mitunter geradezu ungerecht gegen ihn. Gleichwohl schien es nicht unangemessen, einige seiner abfälligen Aeußerungen einzuschalten, damit dem Lichte der Schatten nicht fehle.

**) Das Alles ist in der Hauptsache durchaus wahr und namentlich hat Melanchthon oft genug bewiesen, wie er vergeben und Beleidigungen vergessen konnte; wir brauchen aber um deßwillen seine Schwachheiten nicht zu

oft selbst ohne gehörig zu überlegen, mit wem er sprach, und darum geschah es, daß manche seiner Worte von Mißgünstigen aufgegriffen und weitergetragen wurden. Er wußte das wohl, aber es bestimmte ihn dieß nicht, vorsichtiger zu werden, selbst nicht, wenn er von seinen Freunden darauf aufmerksam gemacht wurde. Auch im Schreiben bewies er diese Offenheit und ließ sogar seine Bücher, Schriften und die Briefe, deren er täglich eine große Menge von den verschiedensten Leuten empfing, vor aller Augen offen daliegen, so daß ihm gar Manches weggetragen wurde. Er wußte das selbst, aber obwohl die Seinigen ihn erinnerten, seine Sachen unter Verwahrsam zu nehmen, und obwohl er Andern fortwährend dieß anempfahl, so konnte er doch durch die Vorstellung von dem Nachtheil, der daraus erwachsen könne, ja wirklich erwachse, nicht bewogen werden, diese seine Gewohnheit zu ändern.

Gegen Andere war er sehr willfährig, und sogar gegen ihre Neigungen sehr nachsichtig, während er doch gegen sich selbst sehr streng und unnachsichtig war. Es geschah dieß nicht aus Grundsatz, sondern aus natürlicher Milde und Gutmüthigkeit; auch sah er ein, daß er darin fehlte, wußte wohl und sprach es auch aus, wie verderblich Ungebundenheit und Zügellosigkeit sei, und beklagte es, daß er es nicht besser verstehe, Einhalt zu thun. Kleine Kinder liebte er über die Maaßen, und diese natürliche Zuneigung war bei ihm außerordentlich und ging fast zu weit, da doch sonst seine Klugheit und sein Schicklichkeitsgefühl so groß war. In seinem Wesen war nichts Rohes oder Bäurisches,

---

übersehen. In seinen Briefen gegen seine vertrauteren Freunde macht er seinem gerechten und auch wohl ungerechten Unmuthe gegen manche Personen oftmals Luft und trägt sich mit allerlei Argwohn gegen sie, aber sein Herz war doch dabei von bitterm Groll und Haß frei, und es geschah dieß mehr unter dem Eindruck einer trüben Stimmung, die auf ihm lag und unter der er selbst am meisten litt. Ebenso war es kein verstecktes, hinterhaltiges Wesen, wenn er mit Manchem an sich hielt, nicht offen mit der Sprache herausging, sondern eine gewissenhafte Besorgniß, den Frieden zu stören oder übel ärger zu machen: er hat in seiner ängstlichen Sorge um den lieben Frieden vielfach manchen falschen Schritt gethan, noch mehr aber getragen und gelitten.

sondern alles gefällig und wohlanständig. Einen Scherz hatte er gern, oder vielmehr er wich einem Scherz zu seiner Zeit, wie beim Gastmal oder auf Reisen, nicht aus, war überhaupt durchaus nicht finster und mürrisch. Sein Scherz durfte aber Niemanden beschimpfen oder verletzen und nicht ohne das rechte Salz sein. Ein Vergnügen war es für ihn, Knaben und Jünglingen räthselhafte Fragen vorzulegen, um damit ihr Nachdenken zu üben, daß sie auch ernste Trugschlüsse verstehen und entwirren lernten, und wenn dabei auch Andere mit der Lösung sich abmühten oder dabei fehlgriffen, so machte ihm das vielen Spaß. Auch nützliche und merkwürdige Geschichten erzählte er oft. Der Umgang mit seinen Freunden war ihm Bedürfniß und darum wich er auch Tischgesellschaften nicht aus. „Ehrbare Männer, sagte er, finden an ehrbaren Gastmälern Wohlgefallen, um die Freundschaft zu erneuern und zu erhalten. Es giebt Einige, die nicht zu Malzeiten bei ihren Freunden kommen wollen, wenn sie schon eingeladen werden. Solche sind Timonsseelen und Menschenhasser, welche damit beweisen, daß sie vielmehr im Gefängniß als im Umgange guter Leute leben sollten.“ Dabei waren ihm die zuwider, welche schweigend bei Tische saßen und nur gespannt auf Andere hinblickten oder sich heimlich unterredeten, wie Kundschafter. Das sei kein Zeichen von Weisheit, sondern von Unhöflichkeit und Barbarei. „Was ist das Leben, fügte er hinzu, ohne die gegenseitige freundschaftliche Mittheilung? Wollt ihr Menschen sein, so lebt wie Menschen. Irenäus sagt, Polykarp habe oft die Worte des Apostels Johannes angeführt, welcher gesagt habe, wie so holdselig der Herr Christus mit den Leuten geredet habe.“

Beim Unterricht fragte er fast immer Einige über das, was er behandelte, und that dieß auf sehr geschickte und passende Weise, weil er die Regeln der Kunst vortrefflich inne hatte. Er hatte ein sehr gutes Gedächtniß nicht blos für Sachen und Sätze, sondern auch für die Worte und Redeweise. Was er gelesen hatte, das saß in seinem Gedächtniß fest; und wenn er etwas niedergeschrieben hatte, so konnte er es mit leichter Mühe fast mit denselben Worten und in derselben Reihenfolge ohne Hülfe des

Manuscripts wiedergeben. Daher war er beim Disputiren im Antworten auf die Einwürfe seiner Gegner sehr stark, und sie mußten sich vor ihm fürchten, wie sich das bei den angestellten Religionsgesprächen oft gezeigt hat. Wenn es sich um eine wichtige Sache handelte, so ließ er es sich sehr angelegen sein, die Sache klar auszudrücken, die Meinung bestimmt auszusprechen. Nichts war ihm mehr zuwider, als wenn bei der Beweisführung Arglist und Trugschlüsse angewendet wurden. Er befleißigte sich daher einer klaren und deutlichen Redeweise, die wirklich das ausdrückte, was man sagen wollte, und wurde über verworrene Gedanken und eingeflochtene Spitzfindigkeiten so unwillig, daß er solchen hinterlistigen und trügerischen Leuten ihre Schändlichkeit heftig vorhalten konnte. Er besaß aber einen solchen Scharfsinn, daß er dergleichen schnell wahrnahm und sich nicht leicht auf diese Weise täuschen ließ. Schwankende und unbestimmte Redensarten konnte er so wenig leiden, daß ihm sogar sonst übliche unbestimmte Redefiguren zuwider waren. Einst fand er bei einem Gastmal einen aufgetragenen Wein sehr gut und bat einen von den Gästen, ihn zu kosten und zu sagen, was ihm davon dünke. Als dieser nun mit der gewöhnlichen Redeform antwortete, der Wein sei nicht übel; sagte Melanchthon fast unwillig: „Einen guten Wein muß man nicht auf diese Weise loben, man muß es gerade heraus und ausdrücklich sagen.“ Ja er hatte einen solchen Widerwillen gegen alles Unklare, Vage, Unbestimmte und Undeutliche, daß er, so oft er mit Andern etwas über die Zeit festsetzte, immer einen genauen Zeitpunkt angegeben haben wollte, und er war unwillig gegen die, welche eine Zusammenkunft oder ein Vornehmen auf eine Zeit etwa innerhalb zwei Stunden anberaumten. Gleicherweise sah er bei Ertheilung eines Auftrages darauf, daß die Sache, um die es sich handelte, genau ausgedrückt wurde, ließ auch keinen Auftrag, den er selbst ertheilen konnte, durch einen Andern geben, sondern besorgte es selbst.

Fast unabläßig war seine Sorge, Alles aufs sorgfältigste zu bedenken und zu erwägen. Darum nahm er seine Arbeiten immer wieder aufs neue vor und suchte sie durch Ueberarbeitung

vollkommener zu machen. Hätte er bei einer Sache bleiben und darauf seine Zeit verwenden können, so würden seine Schriften wohl alle andern übertroffen haben. Aber so blieb ihm gar keine freie Zeit über; sie wurde auf die mannigfachste Weise in Anspruch genommen: Jederman wollte etwas Schriftliches von der Hand des berühmten Mannes besitzen; man brachte ihm Bücher, in die er etwas hineinschreiben sollte, ingleichen Stammbücher, und es ging ihm damit viele Zeit verloren. Sodann wurde in Wittenberg in allen Fächern fast nichts geschrieben, was er nicht angab und wobei er hülfreiche Hand leistete. Was aber in den öffentlichen Vorlesungen vorgetragen wurde, die Reden, welche bei feierlichen Gelegenheiten gehalten wurden, die aufzustellenden Begriffsbestimmungen und Sätze, das alles verfaßte er allein. Oft war, wenn die Redner bereits den Anfang der von ihm verfaßten Reden vorzutragen begonnen hatten, auf den letzten Blättern, die ihnen hingereicht wurden, die Dinte noch nicht trocken. Ja auch nach Außen hin mußte er Manchen schriftliche Unterlagen für ihre Vorträge, Predigten, Disputationen liefern. Und welche Menge Vorreden wurden nicht von ihm verlangt, weil man wohl wußte, daß eine solche Vorrede das beste Mittel war, um Käufer für ein Buch zu bekommen. Auch Empfehlungsbriefe und Zeugnisse gab er mit großer Bereitwilligkeit; es war, als wenn er nicht für sich, sondern nur für Andere da wäre. Man hat ihn darüber öfters getadelt, und es kann ihn auch nur seine unbeschränkte Gutmüthigkeit und Dienstwilligkeit entschuldigen. Mitunter waren die Petenten auch so zudringlich, daß er sie nicht anders los werden konnte, als indem er ihren Willen that. Was er schrieb, das war für den Empfänger sehr ehrenvoll und mit den gewähltesten Worten ausgedrückt. Hatte er aber wichtige Gründe, das nicht zu thun, so schrieb er lieber nichts, und schenkte Manchen lieber Geld, daß sie ihn nur mit ihren Bitten um Empfehlungsbriefe in Ruhe ließen, und kaufte sich so gewissermaßen von ihnen los. Welche Menge von Briefen hat er aber außerdem geschrieben. Der Briefwechsel mit seinen Freunden war ihm eine „Würze der Freundschaft.“ Aber auch sonst strömten Briefe aus allen Welt-

gegenden in seinem Hause zusammen und gingen von da überall hinaus. Ganze Paquete von Briefen wurden bei günstigen Botengelegenheiten abgefertigt.

Er konnte nun einmal den Arbeiten nicht entgehen. Sein Schüler und College Paul Eber schreibt einmal von ihm: „Er ißt sehr spärlich und seltener zweimal als einmal des Tages; wir haben ihn vor dieser gefährlichen Enthaltsamkeit gewarnt, aber er sagt, es sei ihm so dienlich und manchmal nothwendig, wenn er die Last von Geschäften, mit denen er von Tag zu Tage mehr überbürdet wird, erledigen wolle. Ich wünsche ihm oft, er möchte in seinem Alter an einen ruhigen Ort kommen; aber die Geschäfte würden ihn auch dahin begleiten, wie einmal der Engländer Antonius Barnes sich ausdrückte, als Philippus zu ihm sagte: Antonius, wenn du Bischof in England wirst, werde ich dein Kanzler werden. O nein, antwortete dieser, du würdest mir allzuviel Arbeit machen, denn wo du auch hinkommst, begleiten dich die Geschäfte."

Melanchthon hat öfters gesagt und es durch sein ganzes Leben bewiesen, daß er mit seinen Schriften und bei allen seinen unermüdlichen Arbeiten nicht seine Ehre gesucht hat: die guten Wissenschaften pflegen, die Unterweisung der Jugend fördern, der Kirche und dem gemeinen Wesen dienen, das war seine klar erkannte und oft ausgesprochene Absicht. Wie einmal Jemand gesagt hat, daß der Gesang der Nachtigall, der die Menschen so sehr ergötzt, ihr selbst nichts nütze; so hatte er von allen seinen mühevollen Arbeiten keinen Gewinn als die Freude an seinem Studium und der Arbeit selbst. „Ich will frommen, studirenden Jünglingen nützen, sie zum Studium der Religion erwecken und auch zur Betreibung anderer Wissenschaften ermuntern. Etwas anderes habe ich auch nicht beabsichtigt, als ich noch jünger war, sicherlich habe ich in Behandlung der heiligen Schriften niemals nach Lob meines Genies gehascht; nur das hatte ich vor Augen, was ich für die Pflicht jedes rechtschaffenen Mannes halte, die christliche Lehre näher zu erwägen und kennen zu lernen." Ebenso schrieb er zwei Jahre vor seinem Tode: „Ich habe Dienste gethan, soviel mir Gott Kräfte ver-

liehen hat, für die wissenschaftliche Ausbildung der jungen Leute in meinem Lehramte gesorgt und habe in diesem Schulstaube keinen glänzenden Namen gesucht.“ Und in seiner Antwort an Osiander im Jahre 1552 sagt er: „Daß Osiander auch mich mit hochbeschwerlichen Reden schmähet, daran er mir Unrecht thut, das will ich Gott befehlen, der aller Menschen Herzen siehet und Richter ist. Ich habe ihn alle Zeit geliebet und geehret, wie männiglich weiß, und wundert mich, wovon diese große Bitterkeit herfließt; ich bin zu diesen großen Sachen wider meinen Willen gezogen worden und erkenne mich viel zu gering, habe also die Zeit, da viel ungereimte Opiniones irre gelaufen, Fleiß gethan, die Summe rechter und nöthiger Lehre zusammen zu ziehen, und soviel mir möglich gewesen, eigentlich davon zu reden; das habe ich treulich gemeint, der armen Jugend zu Gute, und weiß wohl, daß alle meine Schriften viel zu gering und schwach sind; darum ich sie auch unserer Kirchen Urtheil allzeit unterworfen.“ Das hat er allerdings gethan, ist sich auch seines Unterschiedes als Gelehrter und Lehrer von den verordneten Kirchendienern, denen die Gemeinden befohlen sind, allezeit bewußt gewesen, wie er in einer Vorlesung sagte: „Ein Doctor ist eine mittelbar von Gott berufene Person, welche den Beruf zu lehren hat, nicht aber die Sacramente zu verwalten; sie hat nicht das Regiment des Pastors, sondern sie ist unter dem Pastor, wie ich bin. Ich soll nicht hintreten und soll mir ein besonder Kirch einrichten, ich bin dazu nicht gefordert.“ Er war auch von der Einbildung entfernt, als ob er Alles allein ausrichten könne: „Wie das Sprüchwort mit Recht sagt — schreibt er einmal —: Das ist ein schwacher Kampf, der mit einer Hand geführt wird; so müssen wir auch bei diesen unsern Studien die Urtheile vergleichen, auf die Worte und den Vorgang der Gelehrten achten. Mögen sich Andere in dem Ruhm gefallen, Autodidacten zu sein (oder Alles sich selbst zu verdanken); ich an meinem Theil gestehe aufrichtig, daß ich noch täglich von Vielen lerne und Lehre annehme.“

Bei dem Allen und wenn wir insonderheit Melanchthons oben erwähnte Neigung zu augenblicklicher Aufwallung und sein

Dringen auf einen exacten Ausdruck erwägen, brauchen wir die nachfolgende ungünstige Schilderung Ratzenbergers nicht für eitel Verläumdung zu halten. „Soviel aber seine des Philippi Person belanget, war es mit ihm also gewandt und gethan, daß er obwohl sine omni controversia [ohne alle Widerrede] in ganz Deutschland omnium eruditorum ut doctissimus ita officiosissimus [unter allen Gelehrten sowohl der gelehrteste als auch der dienstfertigste] war, und Jedermann mit Rath und That gerne diente; so wußte er doch darneben auch, daß er von Jederman dafür und so hoch gehalten war, derhalben war er also affectionirt, daß was er in publicis und privatis lectionibus tractirte, wollte er alsbald pro authentico et pro demonstratione [als untrüglich und bewiesen] aufgenommen und verstanden haben, also daß man darüber nicht viel fragen und disputiren sollte Wie oder Wenn, es war gleich in simplicibus, physicis aut aliis quaestionibus [in gewöhnlichen, physischen oder andern Fragen]. Sahe er aber oder vermerkte er, daß Jemand daran wollte zweifeln oder fragen, über denselben ward er geschwinde unlustig, derwegen wo er im Collegio oder sonsten einen vermerkte, der noch an seinem Vorgeben dubitirte oder ihm nicht so apposite [genau] respondirte, als es Philippus gerne gehabt hätte, denn mancher Fremder war noch blöde und seines generis docendi [seiner Lehrweise] ungewohnet und schämet sich seinem praeceptori in tanta frequentia [in Gegenwart so Vieler] sobald zu antworten, den schalt er alsbald einen Cuculum, Asinum, Beanum, stupidum nihil intelligentem [einen Kukuk, Esel, Dummhut, der nichts einsähe], daß also Mancher darüber bestürzt und schamvoll war, denn er wollte seine rationem docendi [seine Art zu lehren] ganz allein exacte ad unguem [aufs Haar genau] observirt und pro oraculo [wie ein Orakel] von Allen gehalten haben."

Zum öftern sprach sich Melanchthon darüber aus, wie Demuth und Bescheidenheit einem Christen gezieme und wie aus Ehrsucht und Rechthaberei die Streitigkeiten entstünden, welche die Kirche zerfleischten: „Rechte Christen — sagte er einmal — verachten Andere nicht, sondern schenken ihren guten

Erinnerungen Gehör, halten sie in Ehren, vertheidigen ihre Irrthümer nicht hartnäckig, sie wissen endlich, daß ihre Gaben, wie groß sie immer sein mögen, zum Nutzen der Kirche verliehen sind, nicht um damit ein eitles Schaugepränge zu treiben, wie es heißt: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst sollt ihr es geben. Darum theilen sie gern Andern ihre Gaben mit und brauchen sie nicht, um sie zu verletzen oder sie zu unterdrücken. O daß diese sonderliche und der Kirche so nützliche Tugend den meisten Lehrern des Evangeliums eigen wäre, so würde es weniger Unruhen in dieser Zeit geben. Jetzt aber herrscht solch ein Ehrgeiz, solch ein Durst nach Ruhm in Etlichen, daß sie lieber alles zu Grunde gehen lassen, als irgendwo einen Irrthum erkennen und verbessern." Die auf diese Weise hervorgerufenen Streitigkeiten waren seinem friedfertigen Gemüthe eine Ursache unablässiger Klagen. Er klagt, daß, obwohl seiner Natur die Streitsucht so zuwider, er sich doch fortwährend in öffentlichen Geschäften und Streitigkeiten herumtreiben müsse, vor denen seine Natur zurückschaudere; er nennt seine Zeit um der fortwährenden Streitigkeiten willen ein ehernes Zeitalter, und warnt seine Freunde, wo er kann, den herrschenden Zwiespalt zu vermehren. Er an seinem Theile hielt es, weil bei den Streitereien nichts herauskomme, für das Beste, auf Beschuldigungen und Schmähungen gar nicht zu antworten, zu dem erlittenen Unrecht zu schweigen, die Sache Gott zu befehlen und durch Geduld und Milde die Widersacher zu überwinden, übrigens aber die erkannte Wahrheit ruhig darzulegen. „Wie oft empfange ich Streiche, schreibt er, nicht blos von den Widersachern, sondern auch von den Unsern! Wir wollen es tragen und durch Mäßigung mildern." Ebenso: „Auf Schmähungen werde ich nichts antworten, sondern dem Worte des Psalms folgen: Sie lästern, ich aber bete." „Ich weiß — schreibt er bei dem 1544 wieder auflebenden Abendmalsstreite — nicht Alle sind so gesinnt, Viele halten es für rühmlich, kühn auf Alle loszugehn, Niemand zu schonen, Freund und Feind zu bekriegen. So denke ich nicht, so sollst du nicht denken, so hat Paulus nicht gedacht, der da will, daß man die Schwachen schonen, der Brüder sich annehmen

soll. — Die Gerechtigkeit einer Sache siegt, wenn sie mit Mäßigung und deutlich dargelegt wird, auch ohne Streit, wie man in vielen großen Angelegenheiten sehen kann. Ich glaube, daß ich, du und wir alle diesen Fabianschen Grundsatz befolgen müssen. Viele große Krankheiten, sagt Celsus, werden durch Enthaltsamkeit und Ruhe geheilt." Und ein andermal: „Es ist zuweilen nothwendig zu antworten, wenn Gottes Ehre beeinträchtigt erscheint, wobei unser Bekenntniß erfordert wird. Zu einer andern Zeit ist aber wiederum nichts zu antworten, oder wenigstens mit großer Mäßigung, nämlich bei Vorwürfen geringer Art. Schön spricht Cyprian: Der ist nicht unglücklich, welcher eine Schmährede hört, sondern wer sie ausstößt; und in einem alten Gedichte steht, daß keine Musik wohltönender und harmonischer sei, als das Ertragen von Schmähungen. Denn also muß ein rechtschaffener Mann sich mäßigen können, daß er nicht sowohl durch Wort, als durch die That selbst sich von persönlichen Beleidigungen zu reinigen sucht." Seine Lindigkeit ist ihm öfter zum Vorwurf gemacht worden, er aber sagt einmal: „Es ist besser durch Lindigkeit fehlen." Uebrigens hatte auch diese Lindigkeit bei ihm ihre Grenzen. „Bei gewichtigen und großen Dingen, sagte er einmal, müssen wir alle vom Eifer entzündet sein. Mir wurde einmal, als ich hier an demselben Orte saß, der Vorwurf gemacht, ich stritte erzürnt. Ich gab zur Antwort: Bei Dingen von großer Bedeutung und gegen solche, die mit Hartnäckigkeit die Lüge in Schutz nehmen, könne ich nicht ohne Aufregung sein." Dagegen schrieb er an Musculus: „Ich halte dafür, daß, was ich geschrieben habe, wahr sei, aber ich will jetzt nicht mit dir streiten und die öffentlichen Streitigkeiten nicht vermehren. — Ich habe dich geliebt und liebe dich noch, denn ich meine, wir Lehrer alle, die wir in der Hauptsache der Lehre übereinstimmen, müssen Freunde unter einander sein, wenn sich auch Einer in der Auslegung von etwas, was nicht zur Hauptsache gehört, mehr oder minder geschickt ausdrückt."

Melanchthons große Friedensliebe und ängstliche Scheu vor allem Streit hatte übrigens einen andern Grund als blose

natürliche Furchtsamkeit. Wir haben bereits mehrere Mal gesehen, wie der von Natur allerdings schüchterne Mann in entscheidenden, wichtigen Sachen doch viel Muth und Standhaftigkeit beweisen konnte. Auch von natürlicher Herzhaftigkeit hat er Proben abgelegt. Durch sein Ansehn hat er öfters Studentenaufläufe gestillt. Einmal hörte er in der Nacht gegen Morgen betrunkene Friesen vor dem Collegio in seiner Nähe tumultuiren: er ging hinunter, um sie zu beruhigen, Einige ergriffen die Flucht, Andere baten mit Thränen um Verzeihung, er schalt sie nach seiner Gewohnheit tüchtig aus und ließ sie gehen. „Wenn doch — schrieb er scherzend über „diese Schlacht" an Camerarius, der davon gehört und besorgt darüber geschrieben hatte — wenn doch die Ungarn die Türken so leicht vertrieben hätten!" Ein andermal (es war am 3. Juni 1555) konnte die Sache ernsthafter werden. Melanchthon hörte Nachts zehn Uhr einen großen Studentenlärm in der Nähe seines Hauses: mit einem Jagdspieß bewaffnet und in Begleitung seines Dieners ging er hinunter, gebot Frieden und hieß sie ruhig nach Hause gehn. Alle gehorchten, nur ein einziger wilder Student, ein polnischer Edelmann, blieb ungehorsam und ging wiederholt mit gezogenem Degen auf Melanchthon und seinen Diener los, so daß Jener sich mit seinem Spieße ernstlich zur Gegenwehr setzen mußte. Die Sache machte Aufsehn, der Tumultuant wurde auf acht Jahr von der Universität relegirt und der Dichter Johannes Stigel verewigte die Begebenheit durch ein Epigramm.

Melanchthon war überhaupt, was ihn selbst betraf, gar nicht so ängstlich, hatte da vielmehr einen sehr guten und getrosten Muth; anders aber war es in öffentlichen und gemeinen Angelegenheiten: da konnte er sich über den Ausgang der Dinge und Geschäfte, bei denen er betheiligt war, über alle Maaßen sorgen, am meisten dann, wenn er ein Urtheil oder einen Rath in der Sache hatte abgeben müssen, denn er war der Meinung, ein rechtschaffner Mann müsse sich aufs Aeußerste hüten, daß er nicht aus Irrthum oder Unvorsichtigkeit ein Uebel anrichte. In solchen Dingen konnte er sich so ängstigen, daß er darüber beinahe unterlag.

Hierzu kam, daß, wenn ihm etwas auf dem Herzen lag, er es schwer los werden konnte. Er sagte selbst einmal, indem er sich bei Veit Dietrich wegen seiner fortwährenden Klagen entschuldigte: „So geht es mir, wo mirs weh thut, da greife ich immer mit der Hand hin."

Es ist nun noch übrig, etwas über Melanchthons Frömmigkeit zu sagen. Er war von Kind auf zur Frömmigkeit angeleitet, mit seiner wachsenden evangelischen Erkenntniß war seine Frömmigkeit gewachsen und geläutert worden, sie war aber wie sein ganzes Wesen und sein ganzes Studium praktischer Natur und ihm gleichbedeutend mit Veredlung seiner selbst. Seine Theologie war nicht Sache der Speculation: „Ich bin mir bewußt, sagte er, daß ich niemals aus einer andern Ursache Theologie getrieben haben, als um mein Leben zu bessern". Der Maaßstab, nach welchem er die Bedeutung einer Lehre bestimmte, war, in wie weit sie zur Förderung der Frömmigkeit diene. Aber dahin sollten nach seinem Willen auch alle Studien führen. Sagt er doch in der zu einem Lehrbuch der Geometrie geschriebenen Vorrede: „Von Gotteswegen sind wir an diesen Ort gestellt, daß wir die heilsame Lehre unter dem menschlichen Geschlecht erhalten und ausbreiten. Diesen Fleiß fordert Gott von den Lehrern und Schülern gleichermaßen. Darum sollen die Jünglinge bedenken, daß sie es Gott schuldig sind, nach der gründlichen und vollkommenen Gelehrsamkeit zu streben, mit der sie der Kirche und dem gemeinen Wesen dienen sollen. Dieselbe Gesinnung, welche wir in den Tempel mitbringen, sollen wir auch in die Schule mitbringen, das Verlangen nämlich, die göttlichen Dinge zu lernen und zu lehren. Wenn Jemand in die Schule kommt, nur um von da ein Stück Gelehrsamkeit mit hinwegzunehmen, wovon er Gewinn oder Ehre haben will, der soll wissen, daß er das Heiligthum der Wissenschaft entweihe." Darum sagt er auch ein andermal: „Ueber dem Eingang vieler alten Kirchen steht der Spruch: Mein Haus ist ein Bethaus, in Stein eingehauen. Diese Aufschrift sollten auch die Schulgebäude führen, weil die Schulen ein Theil des öffentlichen Gottes-

dienstes sind, und wir darin die Wahrheit lernen und lehren und Gebet damit verbinden müssen."

Er bezog Alles auf Gott. „In ihm leben, weben und sind wir", das sagte er sich oft, und sein gewöhnliches Sprüchwort war: „Unser Herr Gott helf und sey uns gnädig." Er wollte nicht, daß die Frömmigkeit eine blos innerliche sei, „wir müssen uns", sagt er, „auch an das Hersagen einer gewissen Formel bei der Anbetung gewöhnen, weil, wenn sie auch durch einen Herzensseufzer geschehen mag, doch wenn ernstliche Bewegungen stattfinden, sie zuweilen nicht anders entladen werden können, als durch ein Gebet in Worten. Gleichwie im Gegentheil, wenn niemals oder doch nur selten Gebete hergesagt werden, es ein Zeichen ist, daß das Herz kalt sei und nicht sehr gerührt werde. Daher ist das namentliche und wörtliche Gebet nicht zu verachten, welches auch dazu dient, daß wir uns selbst aufrütteln. Ganz recht sagte Dr. Hieronymus Schurpf: Christus sagt: Wenn ihr betet, sollt ihr sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel. Daher ist es denn nicht genug, im Geiste zu beten, sondern wenn es geschehen kann, müssen sich bestimmte Worte daran anschließen." So that er denn selbst auch und betete alle Morgen also: „Allmächtiger, ewiger Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, Schöpfer Himmels und der Erden und der Menschen, zugleich mit Deinem Sohne, unsrem Herrn Jesu Christo, deinem Worte und Ebenbilde, und mit deinem heiligen Geiste: erbarme dich unser und vergieb uns unsere Sünden um deines Sohnes willen, den du nach wunderbarem Rathschluß zum Mittler gemacht hast, und heilige uns mit deinem heiligen Geiste, der ausgegossen worden über die Apostel; verleihe uns, daß wir dich wahrhaft erkennen und preisen in alle Ewigkeit." Das apostolische Symbolum betete er täglich dreimal und empfahl diesen Brauch sehr, und führte dabei das Beispiel des obengenannten Dr. Schurpf an, der es vor seinem Tode fast jede Stunde wiederholte und mit solcher Lebendigkeit des Geistes, daß man sah, wie sehr er durch jenes Bekenntniß aufgerichtet und gestärkt wurde, ebenso das Beispiel eines ehrbaren Mannes vom Adel, der zu ihm und Luther gesagt hatte: „So oft ich das

Symbolum hersage, gewahre ich meine Schwäche und spreche darnach: Herr ich glaube, hilf meinem Unglauben."

So sehr er aber die häusliche Andacht, das wiederholte Lesen heiliger Schrift des Tages über anempfahl, so rühmte er doch mit Tertullian die Macht des gemeinsamen Gebets, welches zu Gott dringe und ihm angenehm sei, und ermahnte zum fleißigen Besuche der Kirche, und eiferte gegen die, welche sagten, es sei am Kirchengehen nichts gelegen, es sei papistisch und Aberglauben, als gegen viehische und grobe Leute. „Nein, sagte er, es ist vielmehr eine Barbarei, dergleichen zu versäumen. Nicht giebt es etwas Schöneres, als ehrbare und heilige Zusammenkünfte, in denen die Menschen von Gott belehrt werden und wo gemeinsame Anrufung und Danksagung geschieht. Darin hat man ein Bild des ewigen Lebens, wo wir vor dem Angesichte Gottes und seines Sohnes sitzen und den Sohn Gottes über die größten Wunder uns werden belehren hören."

Er legte dabei auch großen Werth auf die bestehenden kirchlichen Ordnungen und den Zusammenhang mit der alten Kirche. Nicht allein vertheidigte er die Feier der kirchlichen Festtage wider die, welche schrieen, es sei kein Unterschied zwischen den Tagen zu machen; er empfahl sogar seinen Zuhörern, des Morgens, wenn sie ein Gebet gesprochen und ein Kapitel in der Bibel gelesen, in den Kalender zu sehn, nicht nur, um an den Wechsel der Zeiten zu gedenken, sondern um auch eine Erinnerung an einen Theil der Kirchengeschichte zu haben. „Wir haben neulich, setzte er hinzu, den Namenstag des Polykarp gehabt und heute ist der des Basilius. Wir müssen aber die Entwicklung der Kirche aller Zeiten wissen, sowie auch die Kämpfe der alten Lehrer, durch welche wir die Lehre, die in der Kirche erschallt, empfangen haben." Ebenso wollte er von jeher die kirchlichen Ceremonien, soweit dies ohne Gefahr geschehen könne, aufrecht erhalten haben, und sagte von denen, welche dieselben, sowie die kirchliche Disciplin verachteten, daß sie dieß „aus Barbarei", nicht „aus Heiligkeit" thäten und daß sie Mücken seigten und Kameele verschluckten. Er konnte sich daher auch bei den später darüber entstandenen Streitigkeiten (s. unten), darauf be-

rufen, indem er sagte: „Nicht blos aus Furcht werde ich bewogen, wenn ich den Wunsch kund gebe, daß fromme, schmuckvolle und gleichartige Ceremonien in unsern Kirchen in Gebrauch sein möchten. Schon vor vielen Jahren habe nicht nur ich, sondern auch viele andere Aufseher der Kirche den Rath gegeben, man möge in denselben eine Ehrfurcht gebietende und gleichmäßige Form der Gebräuche einführen. Darum heben wir die Lehre von der evangelischen Freiheit nicht auf, sondern alle besonnenen Männer erkennen, daß das Schmuckvolle bei den öffentlichen Zusammenkünften der Natur des Menschen angemessen sei. Und ich bedauere es, daß an vielen Orten auch nützliche Gebräuche, wie die der Absolution, der Gesänge abgeschafft sind.“ So war er auch nicht der Meinung, daß um des Mißbrauchs willen die Bilder in den Kirchen ganz abgethan werden sollten. Der Mißbrauch könne durch den Unterricht entfernt werden, die Bilder aber als eine Erinnerung an die Geschichte von Nutzen sein. Ein Bild sei ja auch nichts anders als eine Schrift.

Wir wollen an dieser Stelle erwähnen, was Melanchthon in den letzten elf Jahren seines Lebens that, um für die Erbauung der Studenten zu sorgen. Er hat nie gepredigt, war dazu nicht zu bewegen und sagte geradezu: „Ich kann nicht predigen.“ Als aber nach dem Schmalkaldischen Kriege die Universität wieder hergestellt war, so fing er, um der vielen Ungarn willen, die in Wittenberg studierten und die Predigten in den Kirchen nicht verstehen konnten, an, an den Sonn- und Festtagen die Evangelien des Tages in seinem Hause auszulegen, bald aber, als die Menge der Zuhörer durch den Zulauf Andrer sehr anwuchs, verpflanzte er diese Vorlesungen oder Predigten in sein Auditorium und setzte sie bis an seinen Tod fort. Er pflegte in denselben in vertrauter Rede die Hauptpunkte des Textes auszulegen, und wie er denn im Jugendunterrichte so überaus geübt und mit der mannigfaltigsten Gelehrsamkeit ausgerüstet war, so richtete er diese Auslegungen nach der Fassungskraft seiner Zuhörer, deren größter Theil Jünglinge, ja meist noch Knaben waren, ein, indem er Grammatisches und Ge-

schichtliches, dann aber auch Katechetisches und Theologisches zu verbinden pflegte, so daß diese Vorlesungen nicht allein nützlich, sondern auch anziehend und angenehm waren, und die in jener Zeit in Wittenberg Studierenden erinnerten sich kaum, daß irgend eine andere Vorlesung so besucht gewesen wäre, als diese: es gab unter den Zuhörern Grafen, Barone, Adlige, Studenten aller Classen und Facultäten, Greise, Jünglinge, Knaben, in großer Zahl, und sie alle hingen am Munde des Lehrers. Obwohl er aber nichts zu dictiren pflegte, sondern ganz frei sprach, damit es schneller gefaßt würde und er im Laufe einer Stunde um so mehr vollendete; so fehlte es doch nicht an solchen, welche, an schnelles Schreiben gewöhnt, das Meiste aus seinem vertrauten mündlichen Vortrage zu Papier brachten, ja Einige waren so eifrig dabei, daß sie nicht einmal Nebensachen wegließen. So groß war damals der Eifer, den theuern Lehrer zu hören und seine heiligen Ermahnungen, die ebensowohl das Urtheil bilden, als die Frömmigkeit und Gelehrsamkeit fördern konnten, niederzuschreiben. — So erzählt Christoph Pezel, ein Schüler Melanchthons, durch dessen Bemühungen aus jenen Niederschriften eine „Postille Melanchthons" zusammengestellt worden ist, daraus man sehen mag, welchen Schatz von Gelehrsamkeit und christlicher Erkenntniß Melanchthon in sich trug, und wie er so lehrhaft, herzlich und erbaulich mit seinen Studenten reden konnte.

Wie aus der Betrachtung der Werke Gottes überhaupt, schöpfte Melanchthon insbesondere aus der des gestirnten Himmels eine wahrhafte Erbauung, und deßhalb insonderheit stand ihm die Astronomie, deren Studium er auf alle Weise zu befördern suchte, so hoch. Nur der, welcher nicht den reinen und erhabenen Genuß kenne, den uns der Anblick des gestirnten Himmels gewähre, sagte er, und sich durch denselben nie zur Bewunderung der Größe und Weisheit Gottes hingerissen und zur freudigen Hoffnung des ewigen Lebens erhoben fühle, könne gleichgültig oder verächtlich von dieser Wissenschaft denken. Er glaubte aber auch an den Einfluß der Constellation der Gestirne auf die Schicksale der Menschen und beschäftigte sich

viel mit Beobachtung derselben. Luthern bemühte er sich jedoch vergebens zu seiner Meinung zu bewegen, dieser lachte ihn vielmehr aus und trieb ihn, wenn sie darüber disputirten, durch allerlei Beispiele in die Enge, konnte ihn aber doch nur etwa das Bekenntniß abnöthigen, „die Kunst sei wohl gut, aber es wären keine Meister, die sie recht könnten und verstünden", und er ließ sich auch nicht abschrecken, wenn Luther herausfuhr: „Die Astrologi sind arme, unselige Leute, die ihnen träumen, daß ihr Kreuz und Unglück nicht von Gott, sondern vom Gestirne herkomme, darum können sie keine Geduld haben." Das war aber seine Meinung nicht, er betrachtete den Stand der Gestirne nur als die Ursache gewisser Veränderungen und Beschaffenheiten in den Elementen und lebendigen Geschöpfen, und nannte dieß das „physische Schicksal" oder die unter Gott stehende Naturordnung. Beharrlich vertheidigte er seine astrologischen Meinungen gegen die Einwürfe mehrerer seiner Freunde und blieb bei denselben bis an sein Ende. Auch auf Vorbedeutungen verschiedener Art hielt er, sowie auf Träume, deren er allerdings manche merkwürdige hatte, und war selbst nicht abgeneigt, wenn auch halb im Scherz, aus den Linien der Hand die Zukunft zu bestimmen.

Kapitel 11.

Die Wirrsale des Schmalkaldischen Kriegs und des Interim. 1546—1555.

Dr. Ratzenberger erzählt, Melanchthon habe zwar Luthers Tod bei den Leuten beweinet, aber man habe doch, wenn er bei seinen guten Freunden allein gewesen, fein spüren können und er habe sich auch selbst vernehmen lassen, daß hinfüro die Leitung der ganzen Universität nach seinen Händen und Rathe müsse angestellt werden und daß nunmehr die vornehmsten Theologen und Professoren nach seinem Rath und Willen sich würden richten müssen, welche allesammt zuvor vornehmlich auf Luther ge-

sehen. Das ist nun zwar eine harte und soweit ungerechte Beschuldigung, als Melanchthon von so grobem Ehrgeize gewiß frei war, allein er hat freilich selbst durch manche seiner Aeußerungen Veranlassung zu dem Argwohn gegeben, als ob er sich durch Luthers Tod gewissermaßen erleichtert gefühlt habe.*) Und doch hätte Melanchthon zu keiner Zeit Luthers mehr bedurft. Was er seit Jahrzehnten gefürchtet hatte, das sah er jetzt über Deutschland hereinbrechen — die Schrecken des Religionskrieges. Viele hatten wohl Luther als den Urheber alles Unheils und als das einzige Hinderniß zur Wiederherstellung von Friede und Einigkeit betrachtet. Melanchthon wußte es besser, er wußte, wie gerade durch Luthers Rathschläge der Friede erhalten worden war, und sprach in seiner Leichenrede, und fast in allen Briefen, worin er Luthers Tod beklagte, die Befürchtung aus, daß neue, schrecklichere Unruhen ausbrechen würden.

Und also geschah es. Der Ausgang des Regensburger Reichstags ließ keine Hoffnung zum Frieden mehr übrig. Melanchthon mit seinen Collegen stimmte in dem abgeforderten Gutachten selbst für den Krieg, ja für den Angriff, doch immer nur bedingter Weise. Sie sprachen darin zuerst die Hoffnung aus,

*) Abgesehen von manchen Klagen, die er noch bei Luthers Lebzeiten führte, kommt hier vorzüglich die unten zu erwähnende Aeußerung in dem Brief an v. Carlowitz in Betracht. Er hat zwar nicht blos öffentlich, sondern auch in seinen Privatbriefen Luthers Tod als ein Unglück für die Kirche beklagt, und es wäre Unrecht, an der Aufrichtigkeit dieser Klagen entfernt zu zweifeln; aber wenn wir diese Klagen mit denen vergleichen, welche Melanchthon früher bei einer nur zeitweiligen Trennung von dem Freunde aussprach (s. oben S. 32 f.), so tritt uns hier ein Unterschied entgegen, welcher nicht blos auf Rechnung des kühlern Alters zu bringen, sondern aus einer gewissen Erkaltung der Liebe zu erklären sein dürfte, und mehr noch möchte man sich wundern, daß Melanchthon den Freund in den nach seinem Tode folgenden schweren Zeiten nicht mehr vermißt, wenigstens dieß nicht ausgesprochen hat. Sollte er vergessen haben, was er in Augsburg den Händen verdankte, welche sich in Koburg für ihn falteten, ihm die unvergleichlichen Straf- und Trostbriefe schrieben und ihn gegen ungerechten Argwohn in Schutz nahmen? Es würde Manches anders gekommen sein, wenn Luther noch gelebt und Melanchthon sich ihm vertraut hätte.

Gott werde seine geoffenbarte Lehre nicht lassen ausrotten, es würden etliche Länder und Städte bleiben, darin sie leuchten werde; doch könnten daneben immer auch Strafen kommen, denn Gott fange damit an an seinem eignen Hause. „Uns für unsere Person, fahren sie dann fort, wäre viel leichter zu leiden und zu sterben denn zu rathen auf ungewissen Argwohn, denn wenn es gewiß ist, daß der Kaiser diese Stände vonwegen der Religion überziehen wolle, alsdann ist kein Zweifel, diese Stände thun recht, so sie sich und die Ihren erstlich mit Gottes Hülf schützen, — — und ist eine solche Gegenwehr nichts anders, denn als so man einem Haufen Mörder wehren müßte, er werde geführet vom Kaiser oder Andern. Denn es ist eine öffentliche Tyrannei und notoria violentia [„offenbare Gewaltthat"]. Wenn man gewiß wisse, sagen sie dann weiter, was des Kaisers Gemüth und daß er Willens sei, die Stände zu überziehen, so sei es auch recht ihm zuvorzukommen; wenn das aber noch ungewiß sei, dann, bitten sie inständig, wolle man nicht so sehr eilen, denn es sei ein großes Werk und dieser Krieg werde eine ewige Veränderung deutscher Nation bringen, darum dürfe man nicht leichtlich anfangen. Sie rathen, Gott zu vertrauen, stille zu sein und nicht aus ungewisser Furcht des Zukünftigen in Gegenwärtigkeit von der Regel zu weichen und gefährlich Ding vorzunehmen. Sie geben zu, daß die Gefahr für die Fürsten die größte sei und daß sie wie Israel am Meer ständen und wenig menschlichen Trostes hätten. „Wiewohl aber, schließen sie, dieß eine scheinbarliche Ursache wäre, einen Zug zu thun, so diese Herrn sagten, sie wollten einen gewissen Feind haben und nicht allezeit so sitzen und des Backenstreichs erwarten, so ists dennoch zu bedenken, ob es Ursach genug sei, Andere zu überfallen, und ob es fruchtbarlich sein werde." Endlich bitten sie die Herren, bei sich selber zu erwägen, „ob sie kriegen und warum sie kriegen wollen, und welche Sachen so hochwichtig sind, daß derhalben Krieg und Zerstörung des Reichs nicht zu scheuen sind." Denn wer dieses nicht bei sich erwogen habe, werde des Krieges bald müde werden.

Als nun der Krieg ausbrach, da war Melanchthons Herz

tief bekümmert: „Oft, schrieb er einem Freunde, wenn ich die Elbe vorbeiströmen sehe, seufze ich und denke dabei, daß ich, und wenn ich einen gleichen Thränenstrom vergießen könnte, nicht im Stande wäre, meinen Schmerz über diesen Bürgerkrieg auszuweinen. O daß der Kaiser den nur nicht erregt hätte!" Doch tröstete er auch in allen Briefen sich und die Seinen damit, daß alle unsere Haare auf dem Haupte gezählt seien, daß Niemand dem Herrn seine Schaafe aus seiner Hand reißen könne, daß er seine Kirche nicht verlassen werde; man müsse den heilsamen Kelch nehmen, müsse ihn walten lassen, und Jeder müsse inzwischen an seinem Platze still das Seine thun, und was dem mehr. Mit den evangelischen Fürsten war er unzufrieden, daß sie den Krieg erst angefangen hätten und nun so lässig führten, von Entlassung der Universität, um die es ihm vor Allem zu thun war, wollte er anfangs nichts wissen, wenigstens selbst nicht fliehen; als aber nach Herzog Moritzens Einfall in die kurfürstlichen Lande eine Belagerung drohte, wurde die Universität von dem Rector Cruciger den 6. November 1546 entlassen, und den 11. begab sich Melanchthon nach Zerbst, wo er sich während dieser ganzen traurigen Zeit mit geringen Unterbrechungen aufhielt.

Der Plan, in Magdeburg die Studierenden zu sammeln, kam nicht zur Ausführung, von den Anerbietungen aber, welche von verschiedenen Personen und Orten (z. B. dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Stadtrath zu Braunschweig), besonders dringend aber von Nürnberg aus an ihn ergingen, bei ihnen seinen Zufluchtsort zu nehmen, konnte er sich nicht entschließen, Gebrauch zu machen. In dieser seiner unfreiwilligen Muße beschäftigte er sich damit, zu dem Buche des Justus Menius „von der Nothwehr" eine Vorrede zu schreiben, wobei er es so umarbeitete, daß es fast mehr als sein Buch anzusehen ist; ingleichen nahm er eine ganz neue Bearbeitung seines Lehrbuchs der Dialectik vor, welche im October 1547 erschien und von der in wenigen Wochen 3000 Exemplare verkauft waren, sodaß sie sofort wieder aufgelegt werden mußte.

Am 27. März 1547 empfing Melanchthon in Zerbst die Nachricht von dem am 26. Februar in Königsberg erfolgten

Tode seiner lieben Tochter Anna (s. oben S. 111) und am 26. April lief die Schreckensnachricht von der Mühlberger Schlacht und der Gefangennehmung des Kurfürsten Johann Friedrich ein. Groß war sein Schmerz über das Schicksal des frommen Fürsten, die zu befürchtende Veränderung in der Lehre, die Zerrüttung der Kirchen, die seinen Freunden, so vielen guten Leuten und seiner eigenen Familie bevorstehenden Drangsale. Besonders lag ihm auch seine liebe Universität am Herzen. Er wäre lieber in der Nähe geblieben, aber die Nachrichten über die Gewaltthätigkeiten des spanischen Kriegsvolkes ließen ihn für die Seinigen sorgen, und er flüchtete sich mit ihnen den 1. Mai nach Magdeburg. Er hatte abermals eine Einladung vom Kurfürsten von Brandenburg erhalten, aber Luthers Wittwe, für welche er auch sonst schon treulich gesorgt hatte, bat ihn mit Thränen, ihr und ihren Kindern ein Unterkommen zu verschaffen, und er meinte, die Dankbarkeit gegen ihren Gatten erfordere das. Er nahm sie daher mit nach Braunschweig, und wollte von da weiter, um sie dem König von Dänemark zu empfehlen, bei dem sie eine Zufluchtsstätte zu finden hoffte; aber die Wege durchs Lüneburgische waren voll Soldaten und man kehrte nach Braunschweig zurück, wo er Luthers Familie unterbrachte. Er selbst ging mit den Seinen nach Nordhausen, wohin der Bürgermeister Meienburg ihn schon früher eingeladen hatte, und welches näher auf dem Wege nach seiner Heimath lag, wohin er zu reisen gedachte, da er von der Tübinger Universität einen Ruf erhalten hatte; aber die Sorge um Wittenberg und seine Freunde ließ ihn nicht fort. „Tief im Herzen haftet mir — schrieb er am 5. Juni — eine unbeschreibliche Liebe zu unserm kleinen Wohnsitz an der Elbe und zu den Freunden, die dort und in der Nachbarschaft sind, und ich könnte mich nicht ohne großen Schmerz von ihnen trennen. Darum will ich in Kurzem wieder nach der Elbe wandern." Allein eben um diese Zeit erfuhr er durch den kaiserlichen Secretair Obernburger, bei dem er sich für seine nicht theologischen Collegen in Wittenberg verwendet hatte, daß die Stadt mit der Kurwürde an Moritz übergeben sei und dieser die Universität wieder herstellen wolle, und

am 8. Juni forderte der Rector Cruciger die zerstreuten Lehrer der Universität zur Rückkehr nach Wittenberg auf. Dorthin oder vielmehr nach seinen alten Collegen sehnte sich Melanchthon, und deßhalb konnte er sich nicht entschließen, einen Ruf in sein altes Vaterland anzunehmen, und Obernburgers Vorschlag, zu seinen alten humanistischen Studien zurückzukehren und in der Pfalz ein Lehramt anzunehmen, scheint ihn nicht gelockt zu haben. Sein Satz war: „Wenn ich in Wittenberg oder sonst wo unter meinen alten Collegen, diesen gelehrten und rechtschaffenen Männern leben könnte, so würde ich mir keinen andern Wohnort, keine andern Freunde wünschen. Wo sie sind, da soll mein Vaterland sein.“ Aber noch hatte ihn Niemand als seine Freunde nach Wittenberg zurückgerufen, und er zweifelte, ob der neue Kurfürst zwei Universitäten würde haben wollen. Ueberdem hatte er dem Sohne des gefangenen Kurfürsten, Johann Friedrich dem Jüngern, auf dessen Wunsch versprochen, sich nicht ohne sein Vorwissen aus seinem Dienst zu begeben, mit dem Hinzufügen: „Und so ich E. F. G. in einem geringern Schuldienst etwa zu gebrauchen wäre, wollte ich lieber bei E. F. G. in Armuth dienen, denn an andern Orten in Reichthum, wiewohl mir etliche Dienst angetragen.“ Die Anfang Juli zu Weimar gepflogenen Unterhandlungen über Wiederherstellung der Wittenberger Universität zu Jena scheinen zu keinem Ziele geführt zu haben, am 16. brach Melanchthon nach Zerbst auf, wohin er seine Wittenberger Collegen beschieden hatte, um sich mit ihnen zu bereden, wie man die Trümmer der Universität aus dem Schiffbruch retten könne; in Merseburg erfuhr er jedoch, daß sie und er von dem Kurfürst Moritz zu gleichem Zwecke nach Leipzig beschieden wären, und ging dahin. Der Kurfürst nahm die Theologen sehr gnädig auf, beehrte sie mit Geschenken und versprach die Aufrechthaltung der reinen Lehre und der kirchlichen Ordnung, forderte sie auch auf, die Vorlesungen wieder zu beginnen. Melanchthon wurde von ihm gebeten, eine Professur in Leipzig anzunehmen, aber er lehnte dieß ab und ging mit Bugenhagen und Cruciger den 25. Juli nach Wittenberg. Der Kurfürst versprach, die Universität

nicht blos zu erhalten, sondern auch zu vermehren, es dauerte jedoch lange, ehe die Angelegenheiten und Einkünfte der Universität geordnet wurden, und Melanchthon war auch deßhalb in Dresden und wiederholt in Torgau. Am 16. October endlich erfolgte die Wiedereröffnung der Universität, am 18. rief Melanchthon seine bis dahin in Nordhausen zurückgebliebene Familie nach Wittenberg zurück und den 24. begann er mit der Auslegung des Briefes an die Kolosser seine Vorlesungen aufs neue. Verschiedene Rufe an andere Universitäten sowie nach Dänemark und England lehnte er beharrlich ab.

Am Hofe zu Weimar aber nahm man es dem Melanchthon sehr übel, daß er in des neuen Kurfürsten Dienste getreten war, und er mußte von den treuen Anhängern des gefangenen Kurfürsten die bittersten Vorwürfe und härtesten Beschuldigungen erfahren. Ratzenberger wirft ihm vor, er hätte mit den Wittenberger Theologen den Kurfürsten erst an den Kaiser gehetzt, hätte in Dr. Majors und Menius Schriften die Nothwehr vertheidigt, gegen Herzog Moritz Epigramme gemacht, worin er ihn mit Absalom und dem Kuckuk verglichen, als aber die Sachen schlecht gegangen wären, hätte er den Kopf aus der Schlinge gezogen, alle Handlungen des Kurfürsten zu tadeln gewußt, und da er vom Herzog Moritz Vertröstung und gnädige Geschenke empfangen, hätte er Alles, was dieser hinterwärts wider seinen Vetter vorgenommen, sich gefallen lassen. Die Weimarischen Verhandlungen wegen Errichtung einer Universität in Jena (s. oben) habe er auf erhaltene Nachrichten von Wittenberg und Moritzens Hofe plötzlich abgebrochen und sein den Söhnen des gefangenen Kurfürsten gegebenes Wort nicht gehalten. An diesen habe weder er noch irgend einer der Wittenberger (ausgenommen der alte Dr. Schurpf) ein Trostbrieflein geschrieben.*)

---

*) Ratzenberger, dieser treue, redliche, von Melanchthon selbst hochgeachtete Mann war, besonders durch des letzteren übel berüchtigten Brief an Carlowitz, später zu erbittert und eingenommen wider Melanchthon, als daß er hätte gerecht gegen ihn sein können. In seinen Beschuldigungen ist manches geradezu Unrichtiges und Ungerechtes, bei andern ist es mehr nur

Diese Anklagen sind von Ratzenberger erst später wider Melanchthon zusammengestellt worden, aber sie wurden doch theilweise bereits gleich nach seiner Rückkehr nach Wittenberg erhoben und es kam hierzu insbesondere die Furcht vor einer Veränderung der Lehre. Melanchthon mußte sich daher gleich von Anfang vielfach vertheidigen. Unter dem 29. August schrieb er an den Pfarrer in Saalfeld Kaspar Aquila: „Als sich eine Hoffnung auf Wiederherstellung unserer Universität zeigte, und meine Collegen mich beschworen, zurückzukehren, habe ich mich durch den Namen unserer Universität, die Verbindung mit meinen Collegen und die Verlassenheit und Betrübniß der Kirche, auf die vorher so viele Völker ihre Augen gerichtet hielten, bewegen lassen, hierher zu gehn. Es schien eine sonderliche Wohlthat Gottes zu sein, daß unser Städtchen nicht von Grund aus zerstört worden war, und ich meinte, es würde eine weitere Wohlthat Gottes werden, wenn auch die Bienenstöcke unserer Schule wieder hergestellt würden. Da ich aber weiß, daß ich wegen dieser meiner Rückkehr von Vielen heftig geschmäht werde, so antworte ich nichts, als daß ich bitte, man möge mit meinem Schmerze Nachsicht haben. Ein krankes Gemüth, sagt Ennius, irrt immer. Vielleicht war mein Gemüth in dieser großen Traurigkeit zu sehnsüchtig nach meinen alten Freunden, mit denen ich

---

der üble Schein, der Melanchthon trifft. Hätte Melanchthon nur den Gefühlen der Dankbarkeit und Anhänglichkeit an den alten Kurfürsten folgen sollen, wie etwa der Maler Lukas Kranach oder der Leibarzt Dr. Ratzenberger und andere treue Diener, so hätte er freilich anders handeln müssen; aber seine Stellung war doch auch eine andere und er hatte noch andere Rücksichten zu nehmen. Daß er selbstsüchtig gehandelt habe, wird ihm Niemand vorwerfen können, der die Geschichte kennt. Wenn er gefehlt hat, so hat er aus übertriebener Liebe und Anhänglichkeit an Wittenberg und seine Collegen gefehlt. Dieses Fehlers zeiht ihn Ranke in seiner trefflichen Darstellung auch dieser Händel: „Die Werkstätte der unabhängigen protestantischen Gelehrsamkeit und Theologie, wo sie auch aufgeschlagen werden mochte, war für ihn Wittenberg nicht jener Ort an der Elbe. Eine unglückliche locale Vorliebe aber führte ihn in den Bereich einer staatsklugen und verführerischen Gewalt.“ (V. 78.) — Wenn der Irrthum verzeihlich war, war er aber nichts desto weniger verhängnißvoll; in ihm liegen die Wurzeln aller nachfolgenden Streitigkeiten und Leiden Melanchthons.

so lange Zeit in der rühmlichsten Arbeit verbunden gelebt habe. Es kann auch sein, daß ich mehr Hoffnung auf Wiederherstellung der Universität gehegt habe, als nach den Zeitumständen zu hoffen war, denn noch ist es ungewiß, was es damit für einen Fortgang haben wird. Sicherlich habe ich weder gute Tage [voluptates] noch Schätze gesucht. Ich lebe hier auf meine Kosten wie ein Fremder, in allgemeiner Trauer und Anrufung Gottes, und es vergeht kein Tag ohne Thränen. Wenn die Wiederherstellung der Universität gelingt, so soll dieß, hoffe ich, für die Kirchen dieser Lande von großem Nutzen sein; wenn nicht, so muß ich von neuem scheiden und ins Weite gehn. Was Wunder nun, wenn ich wie Liebende dieses Scheiden hinauszuziehen suche. Die, welche diesen meinen Irrthum so auslegen, als hätte ich die Lehre aufgegeben, thun mir nach ihrer Weise Unrecht. Möchten sie doch auch an ihre Irrthümer denken." Weiter bittet er den Freund, den über Wittenberg verbreiteten Schmähungen keinen Glauben zu schenken, namentlich als wenn die dasigen Prediger uneinig wären. „Gott sei Dank, einhellig ertönt, fährt er dann fort, die Stimme des Evangeliums in dieser Kirche, wie vor dem Kriege, und fast alle Wochen werden hier die durch öffentliche Ordination bestätigten Diener des Evangeliums in die benachbarten Gegenden geschickt, in dieser Woche sechs fromme und gelehrte Männer, und diese alle verpflichten sich wie ehedem, daß sie die reine Lehre des Evangeliums lehren wollen; auch werden sie zuvor in ihren Kenntnissen geprüft, wie sonst. Oeffentlich und privatim wird für den gefangenen Fürsten gebetet; man hört nicht, daß Jemand von ihm übel rede, das würde auch die Obrigkeit nicht leiden. —— Ich selbst halte in Dankbarkeit und Verehrung an dem gefangenen Fürsten fest und bitte Gott, daß er ihn befreie und regiere. Das ist alles gewißlich wahr und ich wundere mich daher über die Leichtfertigkeit dessen, der mir die Niederträchtigkeit nachsagt, ich lasse die Fürbitte für ihn nicht zu; aber ich bitte Gott, er wolle diese Kirche erhalten und uns, die wir ohnehin genug geschlagen sind, von solchen Lästerungen befreien." Auf diese Lästerungen, welche seiner Gattin so zu Herzen gingen, daß sie lebensgefähr=

lich darüber erkrankte, kommt er öfters zurück, rechtfertigt sich auch darüber, weshalb er nach Wittenberg und nicht nach Jena gegangen sei. Er habe sich, als sich eine Hoffnung auf Wiederherstellung der Universität, welche der Kirche so großen Nutzen gebracht, gezeigt habe, nicht entziehen dürfen. Wenn sie zu Grunde gegangen wäre, würde eine große Barbarei in den Kirchen der umliegenden Länder eingerissen und ein neuer Triumph für die Feinde entstanden sein. Am Weimarischen Hof hätte es Schwierigkeiten gegeben, und er hätte auch gefürchtet, daß die Nachricht von der Gründung einer neuen Schule dem gefangenen Fürsten neue Gefahr bereiten könne, und wenn er etwas gegen die Decrete des Tridentiner Concils rede oder schreibe, so könnten daraus selbst für die jungen Fürsten Gefahren entstehen. Was er solle versprochen haben, wisse er nicht. Schon ehe von der Universität die Rede gewesen sei, hätte er geschrieben, er wolle lieber ihnen als irgendwo anders dienen, und das wolle er auch noch, wenn sie ihn gebrauchen könnten, ohne daß für sie Gefahr daraus entstände. Er sei nach Wittenberg gegangen, nicht als zu Feinden, sondern als zu einer betrübten Kirche und wisse noch nicht, wie lange er hier bleiben könne. Er habe sich gewundert, daß man in so traurigen Zeiten an die Gründung einer Universität denke, zumal da der Krieg noch nicht zu Ende sei. Auch mache der Gedanke an die kommenden Zeiten sein Gemüth bedenklicher, da die Gestirne im nächsten Jahre dem ganzen menschlichen Geschlechte beinahe den Untergang verkündigten. Wenn man, sagt er schließlich, seine Entschuldigung nicht wolle gelten lassen, so möge man wenigstens Mitleiden mit ihm haben, da er im Schmerz, nicht aus Selbstsucht oder Haß geirrt habe, und möge an die frühern Arbeiten und Kümmernisse gedenken, die er bestanden habe. — Daß er an den alten Kurfürsten noch nicht geschrieben, darüber entschuldigt er sich (unter dem 5. März 1548) bei Baumgärtner damit, er habe wegen des Titels, wegen der Größe seines Schmerzes und seiner unausgesetzten Arbeiten keinen angemessenen Brief schreiben können, wolle es aber thun. Es ist jedoch nicht bekannt, ob dieß vor der Rückkehr desselben geschehen ist.

Der im Januar 1548 zu Augsburg eröffnete Reichstag brachte für Melanchthon neue Arbeiten, Sorgen und Unruhen. Der Kaiser war sehr ungehalten auf ihn und verlangte vom Kurfürst Moritz seine Auslieferung, weil er in dem Schmalkaldischen Kriege wider ihn geschrieben hätte, und er mußte Anfang April sich einmal auf eine kurze Zeit nach Kloster Celle zurückziehn, kehrte aber bald wieder zurück. Er schwebte aber noch immer in Gefahr. Der Kaiser hatte auf dem Reichstage den Entwurf einer Lehr- und Kirchenordnung vorgelegt, welche bis zum Austrag der Religionsstreitigkeiten befolgt werden sollte. Bevor noch diese Schrift, das sogenannte Augsburger Interim, den Reichsständen förmlich übergeben worden war, hatte Melanchthon mit seinen Collegen auf Verlangen des Kurfürsten drei verschiedene Gutachten über, oder vielmehr wider dasselbe abgegeben, und es war dem Kaiser hinterbracht worden, daß Melanchthon ein Haupthinderniß der Einigung wäre, wodurch er sehr aufgebracht gegen ihn wurde und Melanchthon das Aeußerste zu gewarten hatte. Doch konnte er sich nicht entschließen zu fliehen, obwohl er wiederholte Einladungen nach England bekam, auch wurde er von Kurfürst Moritz nachdrücklich entschuldigt und in Schutz genommen, und es fehlte auch in der der Nähe des Kaisers nicht an solchen, die ihm wohlwollten und entschuldigten.

In jener Zeit (den 28. April 1548) und in der Angelegenheit des Interims war es, daß Melanchthon an den kurfürstlichen Rath von Carlowitz (einen der Hauptgegner seines alten Herrn) den nachfolgenden Brief schrieb. Carlowitz hatte ihn jedenfalls zu größerer Nachgiebigkeit aufgefordert. Hierauf antwortet er, nachdem er für die dem Dr. Jonas ausgewirkte Verzeihung gedankt und gesagt hat: „Ich will mich Dir ganz eröffnen,“ Folgendes: „Was Deine Ermahnung anlangt, so versichere ich Dir zuvörderst, ich wünsche, der Fürst möge ganz nach seinem und seines Raths Ermessen bestimmen, was für ihn und den Staat das Beste scheint. Hat er das gethan, so werde ich an meinem Theile, wenn ich entweder etwas nicht billigen sollte, nichts dawider vornehmen, sondern schweigen oder fortgehn oder tragen, was da

kommen mag. Ich habe auch früher schon eine fast schimpfliche Knechtschaft getragen, da Luther oftmals mehr seinem Temperamente, in welchem keine geringe Streitsucht [milder ausgedrückt: Kampfeslust, φιλονεικία] war, folgte als auf die Würde seiner Person und das gemeine Beste sah. — — Aber du sagst, man erwarte von mir nicht blos Stillschweigen, sondern auch Zustimmung. Nun ich zweifle nicht, du kannst als ein weiser Mann die Charaktere der Leute durchschauen und scharfsinnig über ihre Gemüthsarten und Neigungen urtheilen. Ich bin von Natur nicht streitlustig, und liebe die Vereinigung der Menschen so sehr als nur jemand. Ich habe diese Streitigkeiten, welche den Staat zerrütten, nicht erregt, sondern bin hineingerathen, als sie schon erregt waren, und habe diese vielen und verwickelten Streitigkeiten aus einem gewissen einfachen Streben nach Ergründung der Wahrheit zu erwägen begonnen, zumal da ihnen im Anfange viele weise und gelehrte Männer Beifall schenkten. Und obwohl der Urheber derselben anfänglich etliche schroffere Materien beigemengt hatte, so meinte ich doch andere wahre und nothwendige Sachen nicht verwerfen zu dürfen. Indem ich nun diese Sachen auszog und festhielt, habe ich allmälig einige übertriebene Meinungen entweder beseitigt oder gemildert. Und da in ganz Deutschland ein Haufen von Volksaufrührern hie und da bei Gastmälern und ungelehrte Prediger in den Kirchen Oel ins Feuer gossen, so habe ich zuerst bei der Kirchenvisitation vieles verbessert. Damals haben Etliche, die sich jetzt auf dem Reichstag zu Augsburg brüsten, als ob sie die Hauptfriedensstifter wären, den Hof wegen meiner Neigung zur Mäßigung so gegen mich aufgebracht, daß mein Leben in Gefahr gerieth.*) Und fast zwanzig Jahre später haben mich Andere Kälte und Eis genannt, Andere haben gesagt, ich schmeichele den Gegnern, ja ich erinnere mich, daß mir Jemand vorgeworfen hat, ich trachte nach dem Kardinalshut!" Er sagt

*) Hier ist offenbar Agricola gemeint. (S. oben S. 48.) Uebrigens spricht Melanchthon an dieser Stelle, wie öfter in diesem Briefe, rhetorisch übertreibend.

nun weiter, wie er, ohne sich an diese ungerechten Urtheile zu kehren, das Nothwendige so genau als möglich auseinandergesetzt, viele unnütze Fragen abgeschnitten und viele Klippen vermieden habe, um nicht größere Uneinigkeit zu stiften, und diese Lehrweise habe auch viel zur Einigkeit der Kirchen beigetragen. Er habe sich nicht zu den Gegnern wenden wollen, wie ihm viel mächtige Leute gerathen hätten, denn er habe gesehen, daß der Zustand der Kirchen in diesen Gegenden in einer bessern Verfassung sei, und habe denselben gern dienen wollen, und wenn ihm auch hie und da etwas mißfallen habe, so habe er doch lieber in einer Gemeinschaft sein wollen, wo man die Wahrheit suche, als bei den Feinden, die mit ungerechter Härte verführen. Er wolle auch künftig gern für den Frieden dieser Kirchen arbeiten. „Aber, fährt er nun fort, ich möchte um keinen Preis, daß sie durch Einführung einer neuen Lehrweise oder durch Vertreibung rechtschaffener Männer in Unruhe versetzt würden, und wenn ich an eine neue Verwirrung derselben denke, ergreift mich ein ungeheurer Schmerz. Nichts ist eine so zarte Sache, nichts wird so leicht gestört als die Anrufung Gottes in den Herzen der Menschen, und es giebt kein größeres Uebel, keinen herbern Schmerz, als wenn sie darnieder liegt. Du wirst sagen: „„Ja wohl, es soll auch die Lehre nicht verändert werden, die Frömmigkeit des Kaisers Karl ist so groß, daß er die Kirchen heilen und verbinden will."" Ich will glauben, daß der Wille des Kaisers gut sei, und ich sehe, es werden mäßige Bedingungen gestellt, aber ich möchte doch einiges Wenige geändert haben. Vieles, worüber Andere heftig gestritten haben, räume ich freiwillig und gern ein: die kirchliche Verfassung, wornach den Bischöfen und dem Papste ihr Ansehn zugestanden wird, wie das Augsburger Buch dies beschreibt, wünsche ich erhalten zu sehn. Vielleicht habe ich von Natur einen knechtischen Sinn. Gewiß bin ich der Ueberzeugung, guten Gemüthern stehe Mäßigung wohl an und man dürfe die Stufenfolge im Regiment nicht umstürzen. Die alte Form der Collegien ist mit großer Weisheit nach dem Beispiel der Kirche unter dem Volk Israel hergestellt, es sollten Hüter und Zeugen der Wahrheit da sein, und es sind ja wohl auch hie und da ge-

lehrte Leute in den Collegien. Ich meine auch nicht, daß die Höfe ungelehrter Fürsten auf die Dauer in Bewahrung der Lehre sorgfältiger sein werden. Gern nehme ich mich der Ceremonien an, welche das Buch vorschreibt, denn ich weiß, daß die Ceremonien einen Theil der kirchlichen Ordnung ausmachen, und mein Leben beweist, daß ich ein Freund von Zucht und Ordnung sei. Ich habe in meinen Schriften die Jugend ermahnt, die Zucht zu verstehen und zu lieben. Als Knabe schon habe ich in den Kirchen alle Gebräuche mit großer Lust beobachtet, und meine Natur ist weit entfernt von jenem cyclopischen Wesen, welches die Ordnung der kirchlichen Ceremonien und gemeinsamen Gebräuche wie eine Fessel verachtet. Ich will auch dabei nicht allein verbleiben, sondern auch Andere dazu zu bewegen suchen. In Ansehung des Glaubens war eine Erinnerung nöthig, die ich an euch geschickt habe, und ich hoffe, man werde da eine Aenderung erlangen. — — Was die Anrufung der Todten betrifft, so hast du selbst die widrigsten Beispiele bei andern Nationen gesehn; dergleichen werde ich nie durch meine Zustimmung herstellen helfen. Ueber die andern Artikel streite ich jetzt nicht. Es will aber auch noch bedacht sein, wie man die gewöhnlichen Pastoren überzeugen will und ich rathe daher, daß man den vornehmsten unter den ältern Pastoren die Sache darlege und zeige, warum man glaube, daß es zur Einigung der Kirche dienen werde. Ihr Ansehn würde in der Nachbarschaft auch gelten, und wenn sie nicht mit Euch einstimmig worden, werden neue Trennungen erfolgen. Sollte aber Jemand meinen, es sei eine thörichte und sträfliche Hartnäckigkeit, dem Buche nicht in allen Artikeln beistimmen, und es heiße dieß die Milde des Kaisers mißbrauchen, dem antworte ich, daß ich nicht blos um des gemeinen Friedens willen, sondern auch um die Gottesverehrung bei dem großen Haufen nicht zu stören, Vieles zugestehen und stillschweigend hinnehmen kann und recht wohl jenes Wort Pindars kenne: Schweigen ist oft das Weiseste für Menschen; aber auch hier giebt es ein Maaß und Ziel." Könne er, sagt er endlich, mit seiner Mäßigung den Gewalthaber nicht genug thun und solle er als ein Ruhestörer in der Kirche angesehn werden, so

wolle er mit Gottes Hülfe tragen, was da komme, die Herren möchten die Kirche nach ihrem Ermessen ordnen.

Dieser vertrauliche Brief wurde weit verbreitet und zog Melanchthon viel üble Nachrede zu, ja er wurde die Ursache alles nachfolgenden Mißtrauens gegen ihn; insonderheit entrüsteten sich alle Freunde Luthers über den ihm gemachten Vorwurf und sahen diese Worte als einen deutlichen Beweis an, daß Melanchthon anderen Sinnes als Luther sei. Melanchthon bemühte sich auch, sich wegen dieser Aeußerung zu rechtfertigen, bat, daß man diesem einen Wort die vielen ehrenvollen Erwähnungen Luthers gegenüberstellen möge, und suchte auch das gebrauchte Wort „Streitlust" zu entschuldigen, welches nicht ein Verbrechen, sondern eine Gemüthsbewegung bezeichne, welche heroischen Naturen eigen sei, und allerdings seien in Luther heroische Bewegungen gewesen, und trägere Naturen wie er vermöchten sich wohl in solche Heftigkeit nicht zu finden.

Uebrigens gab Melanchthon Tags darauf, als er diesen Brief geschrieben, ein sehr nachdrückliches Gutachten „über die Herstellung der bischöflichen Jurisdiction und der geistlichen Güter" ab, worin er sich entrüstet über die Anmaßung der Bischöfe auf dem Augsburger Reichstage ausspricht und geradezu erklärt: „Man siehet öffentlich, daß vergebens ist, mit den Verfolgern Vergleichung zu machen, und so man gleich daran flicken will, so ist es ein Friede wie zwischen Wölfen und Schafen. Ich will es Gott befehlen. Wie trotzlich aber der Bischöfe Schrift gestellt ist und wie sie sich rühmen catholicos und nennen uns die abgesonderten, zur höchsten Schmach, da will ich jetzund nicht davon disputiren. Ich sage aber für meine Person, daß wir rechte, nöthige Ursache haben, ihre falsche Lehre und Mißbräuche zu meiden. Denn dieß ist Gottes ewiger und unwandelbarer Befehl: Fliehet Abgötterei! Item, so jemand eine andere Lehre predigt, spricht St. Paulus, denn ich gepredigt habe, so sollt ihr ihn als verbannt halten. Und sind von Anfang der Welt für und für solche Streit in der Kirchen gewesen, daß unrechte Gottesdienst durch etliche gestraft sind. Und obwohl harte Verfolgung daraus kommen ist, so

wissen alle verständige Christen, wie sie sich darin verhalten sollen."

Auch in dem Gutachten, welches Melanchthon abfaßte und mit seinen Collegen den 16. Juni 1548 unterschrieb, als es sich nun um Abgabe einer förmlichen Erklärung über das Augsburger Interim handelte, wurde der evangelischen Wahrheit nichts vergeben und am Schlusse heißt es namentlich: „Und nachdem uns neulich zugeschrieben ist, daß in der Vorrede vor dem Buch ernstlich verboten sei, wider dieses Interim zu predigen, zu lehren oder zu schreiben, so ist die Nothdurft, in Demuth dieses anzuzeigen, daß wir die rechte Lehr in unsern Kirchen, wie wir bis anher gepredigt, nicht ändern wollen, denn keine Creatur göttliche Wahrheit zu ändern Macht hat; auch soll niemand erkannte Wahrheit verleugnen. Dieweil nun das Interim in vielen Artikeln, die wir angezeigt haben, der rechten Lehre zuwider ist, so müssen wir davon wahrhaftige Bericht und Warnung thun, welche wir mit christlicher Maß thun wollen, dem allmächtigen ewigen Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi unsre Fährlichkeit befehlen."

Ratzenberger sagt zwar, Melanchthons Bedenken sei kaltsinnig und also gestellet gewesen, daß man bald hätte sehn können, er wolle das Lob der Mäßigung und Ehrerbietung davon bringen und den Schwären nicht recht aufstechen; der Kaiser dagegen war so erbittert über diese Schriften und über des Philippi „böses, giftiges Gemüth", daß er unter dem 31. August den Kurfürsten aufforderte, ihn „als einen aus den vornehmsten Lärmblasern" nicht länger in dem Kurfürstenthum zu dulden." Doch wußte sich der Kurfürst zu entschuldigen.

Es begannen nun mit der zweiten Hälfte des Jahres 1548 langwierige Verhandlungen in Kursachsen über das Augsburgische Interim, welche für Melanchthon die Veranlassung zu einer Menge von Reisen und verdrießlichen Arbeiten wurden. Die in Meißen (den 2. Juli), Pegau (den 23. August), Torgau (den 18. October) und Celle (den 16. bis 20. November) gehaltenen Convente führten endlich auf dem Landtage zu

Leipzig am 24. Dezember zur Annahme der Formel, welche das Leipziger Interim genannt wird.

Während dieser Zeit, als Melanchthon gerade in Celle war, starb Kaspar Kreutziger, der seit etlichen Monaten an der Schwindsucht krank gewesen war: er stand ihm unter seinen Collegen am nächsten, war in allen Lehrentwicklungen völlig mit ihm einverstanden, ja Melanchthon nannte ihn die andere Hälfte von sich. So ging ihm denn sein Tod sehr nahe, aber er mußte ihm Glück zu diesem friedlichen Abschied wünschen, denn er sei, meinte er, vielem entgangen, was gar traurig anzusehn sei. Einige Monate später den 25. März 1549 starb auch Veit Dietrich (oder Theodorus, wie Melanchthon ihn nannte), sein und Luthers treuer Schüler, dem er ein rühmliches Epithaphium schrieb.

Wohl mußte Melanchthon diesen Freunden Glück wünschen, daß sie zu des Herrn Frieden eingegangen waren, denn ihm war beschieden, in dieser Zeit Schweres mit anzusehn und selbst zu tragen. Die Verstörung der Gemeinden, die Vertreibung evangelischer Prediger, unter ihnen solcher, die ihm besonders nahe standen, wie Brenz, Schnepf, Bucer, die Wiederherstellung der papistischen Gebräuche in den unter der unmittelbaren Gewalt des Kaisers stehenden Gegenden bekümmerte ihn aufs tiefste. Bis dahin wollte er es nicht kommen lassen, darum war, wie er selbst sagte, das Ziel aller seiner Rathschläge, deren er in dieser bedrängten Zeit viele geben mußte, „damit nur unsere Kirchen nicht verödeten, und die Stimme der wahren Lehre nicht ganz unterdrückt würde, müsse man eine gewisse Knechtschaft ertragen, wenn es ohne Gottlosigkeit geschehen könne." Nach den in Leipzig gefaßten Beschlüssen, welche in einem Auszuge, gemeiniglich das kleine Interim genannt, durch ein Edict vom 4. Juni 1549 im Kurfürstenthum zur Nachachtung bekannt gemacht wurden, schien dieß geschehen zu können: den durch dieselbe wiederhergestellten Ceremonien schien überall die unevangelische Spitze abgebrochen zu sein, und wenn die reine Lehre gewahrt war, schienen diese äußern Gebräuche unerheblich, Adiaphora zu sein. Die Frage von

dem Canon in der Messe, die Melanchthon vorzüglich beunruhigte, war vor der Hand ausgesetzt.

Aber doch war ihm gleich anfangs nicht wohl bei der Sache zu Muthe und er hätte Manches anders gewünscht. Seine Nachgiebigkeit erregte Anstoß, er mußte sogar die schmachvolle Beschuldigung hören, er sei von dem Bischof Pflug mit Geld bestochen und dazu bewogen worden. Die Hamburger Prediger äußerten ihr Bedenken in bescheidener und ehrerbietiger Weise gegen die Wittenberger Theologen, von denen sie voraussetzten, daß sie lieber Alles und Jedes ertragen, als in eine Verfälschung der bisher von ihnen vorgetragenen reinen Lehre willigen würden, baten sie aber, weil Manche glaubten, sie hätten unter den jetzigen Gefahren ihre frühere Ansicht geändert und ließen jetzt mehr als recht sei zu, um eine genaue Bestimmung über die Adiaphora und wie weit man darin mit gutem Gewissen nachgeben könne. Solche Einsprache ließ sich Melanchthon gern gefallen und hierauf konnte er leicht beruhigend antworten. Dagegen gab es in der Nähe selbst heftigern Widerspruch. Die Torgauer Prediger widersetzten sich dem Gebrauch der Alba bei Verwaltung des heiligen Abendmals als einem Götzendienst und Verrath an der Wahrheit und wichen lieber von ihren Aemtern, als daß sie darin nachgaben.

Der heftigste Widerspruch aber ging von Magdeburg aus, wo sich überhaupt der Widerstand gegen das Interim concentrirte. Dorthin hatte sich ein talentvoller, junger Wittenberger Docent, von seinem Vaterlande gewöhnlich Flacius Illyricus genannt, und von Melanchthon wegen seiner Gaben geschätzt und begünstigt, gewendet, wie er sagte, weil er nicht den Zuschauer bei den Veränderungen des Gottesdienstes abgeben wolle. Melanchthon dagegen meinte, die Quelle seines Hasses sei, daß er nicht an Crucigers Stelle gekommen sei, er habe eine Schlange an seinem Busen genährt, und Flacius verdiene, daß ihm die Worte an die Stirne geschrieben würden, die der König von Macedonien einem Soldaten an die Stirne schreiben ließ: „Ein undankbarer Gast." — Genug, von Magdeburg aus und vorzüglich von Flacius wurden eine Menge Schriften wider das

Interim und die Adiaphora, die er sedes impietatis nannte, durch welche die falsche Lehre sich einschleiche, in die Welt geschickt, voll heftiger Schmähungen gegen die Wittenberger und Melanchthon, der nicht allein selbst das Joch des Interims auf seine Schultern genommen, sondern am meisten dazu beigetragen habe, daß falsche Lehre und falsche Adiaphora Eingang gefunden hätten.

Melanchthon meinte anfangs, es sei nicht nöthig, den Nachbarn in Magdeburg zu antworten, es würde ein ungeheurer Brand dadurch entstehn; aber am 1. October 1549 gab er doch „nicht um seinet-, sondern um der Kirchen willen" einen Brief über die Sache in Druck, worin er erklärte, daß in Wittenberg noch dieselbe Predigt des Worts, dieselbe Sacramentsverwaltung wie zuvor Statt finde, auch die Irrthümer und Mißbräuche gestraft würden. Für seine Person beruft er sich auf seine in den Locis vorgetragene Lehre, welche die der Augsburger Confession sei, und auf seine Uebereinstimmung mit Luther. Daß er solle gesagt haben, man dürfe die Kirchen nicht verlassen und wenn auch alle andern Gebräuche wieder hergestellt würden, erklärt er für eine offenbare Lüge. Seines oben angeführten Rathschlags ist er geständig, aber er sagt: „Wenn dagegen Flacius ruft, man müsse vielmehr die Kirchen leer stehen lassen und die Fürsten durch Furcht vor Aufständen schrecken, so mag ich für meine Person nicht der Urheber eines so traurigen Rathschlags sein. Es liegt am Tage, daß wir jetzt um unsrer Studien und der Kirche willen andere und viel härtere Lasten tragen müssen, als das Leinengewand (die Alba), — den Haß der Mächtigen, die Schmach des Volkes, die Böswilligkeit falscher Freunde, die Streitigkeiten unter den Lehrern, Mangel, Beleidigungen und viele andere Uebel, die auch bei einem ruhigen Regiment vorkommen, zu denen in diesen stürmischen Zeiten aber noch schrecklichere hinzukommen. Dürfen wir nun um deßwillen nicht von unserm Platze gehn, so kann man auch wohl einen Zwang in geringerer Sache ertragen, da doch dabei nichts Gottloses stattfindet."

Doch waren auch Andere mit Melanchthons Verhalten unzufrieden, und Calvin z. B. schrieb ihm ein sehr wohlwollendes,

aber dringendes Ermahnungsschreiben, worin er sagte: „Du allein hast durch dein allmäliges Nachgeben mehr Klagen und Seufzer erweckt, als hundert andere durch offenen Abfall.“ Ja er selbst hat später sogar Flacius gegenüber gestanden, daß er in dieser Sache gefehlt habe und Gott um Verzeihung bitte, daß er jenen gefährlichen Verhandlungen nicht weit aus dem Wege gegangen sei.

Außer diesem Streit über die Adiaphora gab das Leipziger Interim aber auch noch jetzt und später zu andern Streitigkeiten Veranlassung. Einer der Magdeburger griff den Satz an: „Gleichwohl wirket der barmherzige Gott nicht also mit den Menschen wie mit einem Block, sondern zeucht ihn also, daß sein Wille auch mit wirket, so er in verständigen Jahren ist.“ Einem Streite über einen solchen Gegenstand, meinte Melanchthon, dürfe er nicht ausweichen, hier handele es sich nicht mehr um das leinene Kleid, sondern um Erneuerung des schlummernden Streites von dem stoischen (d. i. unfreien, fatalistischen) Willen, in welcher Hinsicht er schon früher die übertriebenen Ansichten habe lindern müssen.*) Er setzte zunächst (am 21. März 1550) nur für den Pastor zu Leipzig Dr. Pfeffinger einige Thesen zur Disputation über diesen Gegenstand auf: er hielt es für gut, auf diese Weise die Leser ins Klare zu setzen und die Verleumdungen der Gegner zu widerlegen. Diese fingen aber aufs neue an, Flacius trat wider ihn auf und warf ihm sogar vor, daß er gesagt habe, es verlohne sich nicht, über das Wörtlein sola („allein durch den Glauben“) zu streiten. Melanchthon war sehr bekümmert über diese fortgehenden Verlästerungen und meinte, sie und die Beschlüsse des Augsburger Reichstags würden ihn wohl noch nöthigen von dannen zu gehn, er wolle es auch gern thun, obwohl er die Gemeinschaft mit so gelehrten Leuten, mit denen er nun dreißig Jahre lang so vertraut gelebt habe,

*) Was die Lehre „vom freien Willen“ betrifft, so befand sich Melanchthon schon seit längerer Zeit nicht mehr in Uebereinstimmung mit Luther und seiner eigenen, in den ersten Ausgaben der Loci vorgetragenen Ueberzeugung. Wer sich darüber näher instruiren will, den müssen wir auf die mehrerwähnte Schrift von Galle verweisen.

ungern verlasse. Doch hielt er es für nöthig, sich gegen die offenbaren Verdrehungen des Flacius zu vertheidigen, denn er war sich dessen bewußt, daß er gerade den Artikel von der Rechtfertigung gründlicher als Andere dargelegt hatte.

Er hatte aber auch Veranlassung, diesen Artikel nach anderer Seite hin zu vertheidigen, nämlich gegen die schon im Jahre 1549 hervortretenden Abweichungen des Andreas Osiander, dermalen in Königsberg, der von einer Zurechnung des Verdienstes Christi nichts wissen wollte, und im Jahre 1551 denen, welche sich auf Melanchthon beriefen, antwortete: „Da solle der Mann Praeceptor Germaniae und Magister veritatis [Lehrer der Wahrheit] heißen, und seine Loci theologici ein opus sacrosanctum [hochheiliges Werk]; aber er wolle nicht eher ruhen, bis er bewiesen habe, daß entweder Philippi Discipel ihn nicht verständen oder Philippus durch seine fleischlichen Gedanken und Philosophie verführt und geblendet und von Luthers Lehre abgefallen sei. Mit den bloßen, nichtigen, eselischen Worten: „„Unser Präceptor Philippus lehret anders!““ wolle er sich nicht mehr belästigen lassen.“ Melanchthon schrieb ihm unter dem 1. Mai 1551 freundlich, suchte sich mit ihm zu verständigen und ihm allen gegen ihn gefaßten Argwohn zu benehmen; als er jedoch beauftragt wurde, ein Gutachten über Osianders Schrift: „Bekenntniß von dem einzigen Mittler Christus“ abzugeben, gab er 1552 seine „Antwort auf das Buch A. Osianders von der Rechtfertigung“ heraus. Hierdurch wurde der sehr gelehrte und begabte, aber eitle und hartnäckige Mann so erbittert, daß er in die Drohung ausbrach, er wolle dem Philippus eine Ader schlagen, daß das Blut in ganz Deutschland springen solle, und gab auch wirklich zwei heftige Schmähschriften („Schmeckbier und Aderlassen Herrn Philippi“) wider Melanchthon und die Wittenberger heraus, worin er sie namentlich auch anklagte, daß sie auf der Universität eine neue Tyrannei eingeführt hätten, indem sie Niemanden ordinirten oder zum Magister und Doctor ernenneten, der nicht feierlich gelobe, er wolle den drei Symbolen der ältesten Kirche und der Augsburger Confession gemäß lehren und in allen streitigen Dingen die

Aeltesten der Kirche um Rath fragen. Er ermahnte daher die Eltern, die ihre Söhne zu Wittenberg ließen Doctoren und Magister werden, wohl zu bedenken, man nähme da das Geld von ihnen, und wenn sie dann meinten, ihr Sohn wäre ein trefflicher und wohlgeübter Mann in der heiligen Schrift, so wäre er ein armer, gefangener Mann, mit Eidespflicht in seinem Gewissen verwirrt und verstrickt, denn er habe Gottes Wort verschworen und auf Philippi Lehre geschworen, habe ihm den Knebel lassen ins Maul binden, daß er in wichtigen Sachen des Glaubens ohne die Aeltesten in Wittenberg nichts Schließliches reden wolle. — Melanchthon antwortete, daß dieser Vorwurf Luther, Jonas und Bugenhagen treffe, welche diese Einrichtung vor fast zwanzig Jahren wider die umherschweifenden Fanatiker getroffen hätten, daß es aber keine Tyrannei, sondern eine Sitte der alten Kirche und eine ganz nothwendige Einrichtung sei, um zu verhüten, daß nicht jeder seinem Kopfe folge und neue Lehren in der Kirche aufbringe, was höchst gefährlich sei, wie man an Osiander sehe. Osiander starb den 16. October 1552, die durch ihn veranlaßten Streitigkeiten, sowie die damit zusammenhängenden seines Collegen Franz Stancarus, machten aber Melanchthon noch manche Noth.

Inzwischen wurde er durch die öffentlichen Angelegenheiten wieder sehr in Anspruch genommen. Der Papst Julius III. hatte die Kirchenversammlung wieder nach Trient eingeladen und der Kaiser die Stände zur Beschickung desselben aufgefordert, worauf der Kurfürst auf Melanchthons Rath erklärte, daß er das Concil nicht anders annehmen könne, als wenn die Verhandlungen wieder von vorn angefangen würden, die evangelischen Theologen eine berathende Stimme erhielten und der Papst nicht als Richter geduldet würde. In einer am 12. Februar 1551 in Dresden gehaltenen Berathung, wozu der Kurfürst Melanchthon nebst Bugenhagen und Camerar hatte berufen lassen, sprach dieser in Betreff der dort zu vertheidigenden Artikel seine Meinung dahin aus: „Es scheint mir, man könnte sagen, wir wollten keine andern Artikel vertheidigen, als die, welche nach allgemeiner Uebereinstimmung jetzt in den Meißni-

schen Kirchen gelehrt werden. Und was das für Artikel sind, kann man aus dem gemeinen Katechismus dieser Kirchen, oder aus der Augsburgischen Confession oder auch aus der ersten kurbrandenburgischen Agende sehen. Und wenn der Fürst so eine Meinung oder Erinnerung oder Protestation vorlegen wollte, so wäre es nützlich, das namentlich und ausdrücklich zu sagen, man wolle sich auf andere Dinge nicht einlassen, nur auf die gemeinsame Lehre der Kirche, nicht auf Anderer Meinungen und Tumulte." Einige Zeit darnach bekam jedoch Melanchthon den Auftrag, eine zur Uebergabe an das Concil bestimmte Bekenntnißschrift aufzusetzen: er begab sich zu dem Ende, um mehr Muße dazu zu haben, den 5. Mai nach Dessau und konnte bereits am 11. die Schrift an den kurfürstlichen Rath Dr. Kummerstadt abschicken, von der er meinte, „sie solle für die Gegenwart und Nachwelt ein ehrenvolles Zeugniß für unsere Kirchen sein, daß wir nichts mit ungereimten, fanatischen, aufrührerischen Meinungen zu thun haben."

Seiner oben ausgesprochenen Meinung nach sollte sie kein neues Bekenntniß sein, und er nannte sie daher Repetitio confessionis Augustanae [Wiederholung der Augsburgischen Confession], sie wird aber auch Confessio Saxonica genannt. Sie folgt auch der Anordnung der Augsburgischen Confession, übergeht jedoch die unbestrittenen Artikel, und ist dagegen ausführlicher in den andern und in Widerlegung der Gegenlehre. Nach einem geschichtlichen Eingang und dem Nachweis, „mit was für Irrthum die Kirche beschweret", wird zuerst gehandelt von der Lehre, und zwar: Von Ursach der Sünden, Was Sünde sei, Von der Erbsünde, Von Vergebung der Sünden und wie der Mensch vor Gott gerecht werde, Was das Wort Glauben und Was das Wort Justification heiße, Vom neuen Gehorsam und guten Werken, insonderheit: Welche Werke man thun soll, Wie gute Werk geschehen mögen, Wie der neue Gehorsam und die guten Werke Gott gefallen, Von Belohnung der guten Werke, Vom Unterschied der Sünden. Der andere Theil des Bekenntnisses handelt von der christlichen Kirchen, und zwar: Was die christliche Kirche sei, Welches die falsche Kirche

sei, Zeichen der wahrhaftigen Kirche Gottes, Unterschied der Kirche von weltlicher Obrigkeit, Von der Ordination und Herrlichkeit des Ministerii und Predigtamts, Von den Sacramenten, Von der Taufe, Von dem Abendmal des Herrn, Vom Opfer, Von der Buße oder Bekehrung zu Gott, Von der Satisfaction oder Genugthuung für die Sünde, Vom Ehestand, Was die Ehe sei, Von der Firmelung und Oelung, Von Ceremonien und Ordnungen, welche in der Kirchen nicht von Gott, sondern durch menschliche Gewalt, als der Bischöfe und Pfarrherrn, gesetzt und verordnet sind, Vom Klosterleben, Von Anrufung der verstorbenen Heiligen. Von der weltlichen Obrigkeit. — Mit einem Lobpreis Gottes für sein wahrhaftiges Wort, einer Vermahnung an das Concilium und wiederholter Berufung auf die Augsburger Confession schließt diese Schrift.

Sie wurde am 3. Juli von den Abgesandten des Markgrafen Johann von Brandenburg gebilligt und am 9. von einer Anzahl sächsischer Geistlichen unterschrieben, im August war Melanchthon wegen des Concils in Dresden, dann war aber eine Zeitlang wieder alles ruhig. Auf einmal erhielt er den 13. December Weisung, mit Dr. Georg Major den 11. Januar in Nürnberg zu sein. Er wunderte sich über diesen schnellen Befehl sehr, da nichts von der Instruction, von den Pferden, Reisegeld und den Collegen gesagt war. Um aber nicht ungehorsam zu sein, beschloß er sogleich, den andern Tag über Leipzig nach Dresden zu gehn, um zu hören, wie die Sachen ständen, beschied auch den abwesenden Dr. Major dahin. In Dresden erfuhr er auch nicht sofort etwas, da er auf die kurfürstlichen Räthe warten mußte, an die er gewiesen war. Weil ihm aber Gerüchte von dem bevorstehenden Zuge des Kurfürst Moritz ebenfalls in einer Schrift zu Ohren kamen, schrieb er an ihn und warnte ihn davor, namentlich vor einer Verbindung mit Frankreich. Am 6. Januar 1552 ging er nach Leipzig zurück, schrieb von hier aus an seine Tischgänger und bat sie, sich während seiner Abwesenheit nach einem andern Tisch umzusehn, verabschiedete sich von den Studenten und trat Tags darauf mit den ihm zugeordneten Collegen Erasmus Sarcerius und Valentin Pacäus die

Reise nach Trient an. Bis Nürnberg begleitete ihn noch der Doctor der Medicin an der Universität Wittenberg Peucer, der aus einem Melanchthon sehr werthen Tischgenossen sein Schwiegersohn geworden war, indem er mit Melanchthons zweiter Tochter Magdalene seit dem 2. Juni 1550 verheirathet war. Er war Melanchthon sehr werth und ihm eine große Stütze.

Auch Melanchthon mit seinen Collegen kam nicht weiter als bis Nürnberg, denn durch die Kriegsgerüchte, die ihnen dort zu Ohren kamen, wurden sie bestimmt, nicht bis Augsburg zu gehn, wohin sie zunächst beschieden waren. Sie wurden in Nürnberg sehr ehrenvoll aufgenommen, im Aegydienkloster einquartiert und von dem Abt Friedrich aufs gastfreundlichste behandelt; auch war Melanchthon nicht ganz müßig und hielt namentlich an 32 öffentliche Vorlesungen im Gymnasium; aber die wachsenden Kriegsgerüchte ängstigten sein Gemüth, er wäre lieber daheim gewesen bei seinen Freunden, seiner Familie, seinen Enkelchen, zumal auch von zu Hause sorgliche Nachrichten kamen. Bald dachte er, er würde weiter reisen können, bald hoffte er heimkehren zu können, man ließ ihn vom Hofe trotz wiederholter Anfragen ohne allen Bescheid, und es war wohl die ganze Gesandtschaft nur ein Kunstgriff des Kurfürsten, um seine Absichten zu verbergen. Die Freunde riethen die Weiterreise ab, und er selbst sagte, es sei ja thöricht zu disputiren, wenn zu den Waffen gegriffen werden solle. Er wartete noch bis zum 9. März, dann trat er die Rückreise an. Der Nürnberger Rath schenkte ihm, da er nicht fahren wollte, zwei Pferde. Ueber Eger, Joachimsthal, Leipzig langte er am 20. März wieder in Wittenberg an.

Die Ereignisse gingen indeß ihren Gang: die Nachrichten von Moritzens Siegen, der Befreiung des alten Kurfürsten, dem Passauer Vertrag langten nach und nach in Wittenberg und in Torgau an, wohin die Universität der herrschenden Pest wegen seit Anfang Juli verlegt war, und erfüllten Melanchthons bekümmertes Herz mit neuen Friedenshoffnungen, obwohl er sich über die Leiden des Krieges, besonders über die Verwüstungen des Markgraf Albrecht zwischen Nürnberg und Ulm, bekümmerte. Am 14. September, am Tage der Kreuzerhöhung, sandten die

Wittenberger Theologen dem aus der Gefangenschaft heimgekehrten Kurfürsten Johann Friedrich ein Glückwunschschreiben und dankten Gott, daß er sein Kreuz auch erhöhet habe; Melanchthon aber widmete ihm am Michaelistage den damals erscheinenden vierten Theil der lateinischen Werke Luthers, deren einzelne Theile er immer mit besonders sorgfältig gearbeiteten Vorreden herausgab.

Als anderthalb Jahre später (den 3. März 1554) der fromme Kurfürst starb, hielt ihm Melanchthon in einem an den Neffen desselben, Herzog Johann Friedrich von Pommern, geschriebenen Beileidsschreiben eine große Lobrede, worin er namentlich sagte, derselbe habe nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges mit dem Kaiser und nach Niederlegung der Waffen durch sein Bekenntniß der Kirche mehr genützt, als dieß mit den Waffen hätte geschehen können. Kurfürst Moritz war bereits im Jahre zuvor (den 9. Juni 1553) in der Schlacht bei Siefertshausen gefallen, und sein Bruder August ihm in der Regierung gefolgt, welcher sich der Universität Wittenberg und Melanchthon gleichfalls gnädig bewies und diesen öfters, freilich auch oft zu nicht geringer Beschwerde, um Rath fragte. Am 18. October 1553 starb auch der Herzog Georg von Anhalt, an dem Melanchthon ebensowohl einen Freund als einen Gönner verlor. Auch zwei andere langjährige Freunde wurden Melanchthon in jenen Jahren durch den Tod geraubt: der eine, der berühmte Hebräer und Professor in Leipzig Bernhard Ziegler, starb damals, als sich Melanchthon zur Reise nach Trient anschickte. Ziegler hatte sich oft der Hülfe Melanchthons bei seinen gelehrten Arbeiten bedient und war zu dem Ende manchmal nach Wittenberg gekommen: da trug sich's wohl zu, daß, wenn Melanchthon etwas für ihn schrieb, er vor dessen Thüre Wache hielt und Niemandem Zutritt verstattete, damit Melanchthon nicht sollte an der Arbeit verhindert werden. Aber dieser hielt Zieglern auch sehr werth und zog ihn wegen seiner Genauigkeit und seines Scharfsinns oft bei Auslegung von Schriftstellen zu Rathe. Der andere war der geachtete Straßburger Bürgermeister Johannes Sturm, mit dem Melanchthon seit langen Jahren in genauer Verbin-

dung gestanden und oft in wichtigen Geschäften Raths gepflogen hatte. Er starb den 30. September 1553.

In den damals zwischen Amsdorf und Major geführten Streit über die Nothwendigkeit der guten Werke mischte sich Melanchthon nicht ein, rieth auch Majorn von demselben ab und war selbst der Meinung, es sei besser den Satz: „die guten Werke sind nothwendig zur Seligkeit" nicht zu gebrauchen, weil man ihm zwar einen guten Sinn beilegen, ihn aber auch sehr leicht mißdeuten könne.

Von einer zur Beilegung der entstandenen Streitigkeiten und zur Berathung wegen des bevorstehenden Reichstags in Vorschlag gebrachten und nach Erfurt auf den 9. Juni 1553 angesetzten Versammlung kursächsischer, hessischer und würtembergischer Theologen wollte Melanchthon nichts wissen, weil, wie schon Gregor von Nazianz gesagt habe, solche Synoden nur größere Zwietracht anzurichten pflegten, und weil in Betreff des Reichstags keine Verabredung nöthig sei, und man nur stracks bei der Augsburger Confession bleiben und das Interim verwerfen solle. Doch wohnte er später (den 20. Mai 1554) einer solchen Zusammenkunft in Naumburg bei. Es war dieß eine kleine und friedliche Zusammenkunft, und wurde in Ansehung des Reichstags ein solcher Beschluß gefaßt, wie Melanchthon gerathen hatte. Des Osianders und Schwenkfelds Irrlehren wurden verworfen und wegen der äußerlichen Ceremonien wurde beschlossen, daß man die in den Hauptsachen bestehende gleichförmige Ordnung bewahren wolle, daß es aber bedenklich sei, in andern geringen Dingen eine Gleichheit anrichten zu wollen, weil dergleichen nur Zwiespalt hervorrufe. Die Ordination den Bischöfen wieder zuzustellen, worauf von hohen Potentaten und den Bischöfen selbst sehr hingearbeitet werde, sei nicht möglich, weil die Bischöfe die rechte Lehre verfolgten. Auch wollte man die Herrschaften erinnern, „den Druckern und Buchführern zu gebieten und ernstlich darob zu halten, daß man ohne Zulassung der Personen, die Befehl haben, nichts drucken oder verkaufen solle."

Zu dem im folgenden Jahre (1555) gehaltenen Reichstage

in Augsburg, welcher am 25. September mit dem abgeschlossenen Religionsfrieden endigte, sollte Melanchthon anfänglich auch zugezogen werden; er blieb aber davon befreit und schrieb damals nur ein Gutachten „von Freistellung der Religion an die Gesandten zu Augsburg"; dagegen wurde er mehrfach gebraucht, um entstandene Streitigkeiten beizulegen, und erwarb sich in dieser Hinsicht insbesondere den Dank der Nürnberger, indem er eben zu der Zeit, wo der Reichstag zu Ende ging, in Nürnberg war und den auch dort entstandenen Osiandrischen Streitigkeiten ein Ziel setzte.

Kapitel 12.

Durch Kampf und Unruhe zum Frieden. 1555—1560.

Herzlich dankte Melanchthon Gott für den friedlichen Ausgang des Augsburger Reichstags; aber ihm selbst war noch kein Friede beschieden. Seine Arbeiten häuften sich immer mehr und wurden ihm auch mit dem nahenden Alter schwerer, so daß der unermüdliche Mann doch öfters darüber klagt. „Die Qualen der Verdammten in der Unterwelt, schreibt er z. B. unter dem 12. März 1556, von denen die Dichter reden, kommen den Qualen nicht gleich, mit denen ich mich durch das fortwährende Schreiben von Disputationen, Gesetzen, Vorreden, Briefen abquäle." Drückender aber als alle Mühen und Arbeiten lasteten auf ihm die fortwährenden theologischen Streitigkeiten, in die man auch ihn hineinzuziehn sich bemühte. Er wich aber dem aus, soviel er konnte. Insbesondere ließ er sich nicht bewegen, an dem wiedererwachten Abendmalsstreit Theil zu nehmen. Von beiden Seiten wurde er dazu gedrängt. Calvin forderte ihn in seinen Briefen wiederholt auf, sich offen auszusprechen. Aller Augen, sagte er, wären auf ihn geheftet, um seinetwillen blieben die Meisten bei der zweideutigen Lehrweise stehen, innerhalb deren er sich bewege. Er kenne wohl seine geheime Mei-

nung „über die Brodanbetung", die er auch in seinen Briefen nicht verberge; aber er müsse seine Zurückhaltung mißbilligen, weil die Raserei der Gegner dadurch gestärkt werde. Ja er suchte ihn auch in seinen öffentlichen Schriften zu einer Erklärung zu bewegen, indem er sich auf ihn berief und sogar sagte, „er könne von Melanchthon so wenig als von seinem eigenen Herzen getrennt werden." Auf der andern Seite stellten Calvins Gegner, Gallus und Westphal, frühere Aussprüche Melanchthons zusammen, um „den Schimpf von ihrem Herrn Präceptor abzuwischen und der Welt zu beweisen, daß derselbe wenigstens zu Lebzeiten des seligen Herrn Lutheri niemals gleich mit den Sacramentirern gedacht." Und selbst ein aufrichtiger Freund und Verehrer Melanchthons, wie der von ihm hochgeachtete Dichter Johann Stigel, bat ihn um der Ehre Christi willen, er möge den durch Calvins Unverschämtheit wider ihn erweckten Verdacht, als wenn er es mit diesem hielte, durch die Herausgabe von ein paar Seiten über den Sacramentsstreit widerlegen, um viele Gewissen von der Last und dem Schmerz, etwas Arges von ihm zu denken, zu entledigen.

Aber Melanchthon war nicht zu bewegen. Wir haben oben (S. 73.) schon gesehn, wie er, durch viele Aussprüche der Kirchenväter bewogen, von Luthers und seiner eigenen frühern Ansicht später abgegangen war, mehr von einem geistigen Genuß redete und Brod und Wein gern Sinnbilder und Pfänder des Leibes Christi nannte. Er gab auch jetzt noch öfter zu erkennen, wohin seine Meinung ging, wenn er z. B. sagte: „Ich halte im Glauben daran fest, das Abendmal des Herrn ist kein leeres Schauspiel, sondern dieser Genuß ist uns ein Zeichen und Unterpfand dafür, daß der Sohn Gottes, unser Herr Jesus Christus, in den Genießenden sei; daß er aber nicht blos bei dem Genusse gegenwärtig sei, sondern in ihnen wohne, wie es heißt Joh. 14: An dem Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin und ihr in mir seid und ich in euch. Ingleichen: Wer da bleibet in mir und ich ihm. Auch ist dieses Mal nicht dazu eingesetzt, daß es nur die Gegenwart dieses einen kurzen Augenblicks anzeigen soll, sondern daß es ein Unterpfand sei der steten Gegenwart und Wirk-

samkeit in den Gläubigen. Darum muß man annehmen, daß der Sohn Gottes bei der Nießung wahrhaft und substantiell gegenwärtig sei und daß diese Nießung ein Zeichen sei seiner beständigen Gegenwart und Wirkung in seinen Gläubigen." Auch bestritt er bestimmt die Lehre von der Ubiquität oder daß Christus leiblicher Weise allenthalben gegenwärtig sei, und bezeichnete die strenge lutherische Lehre öfter als „Brodanbetung".

Was ihn abhielt, offen Partei zu ergreifen, war seine Stellung und die Furcht vor weitern Zerwürfnissen in der Kirche. Unmittelbar nach Luthers Tode hatte Melanchthon mit Bugenhagen und Cruciger dem Kurfürsten auf dessen an sie gerichtete Ermahnung, über der Lehre zu halten, geantwortet: „Wiewohl dieses Werk eine schwere Last ist und viel schwerer, denn Jemand gedenken kann, dennoch so erkennen wir uns dazu schuldig, wie Paulus zu Timotheo spricht: das schöne Kleinod, das dir zu treuer Hand befohlen, bewahre durch den heiligen Geist. Also hat uns wahrlich gedachter Herr Dr. Martinus ein schönes Kleinod verlassen, den reinen Verstand christlicher Lehre; den wollen wir auch gern unverdunkelt auf die Nachkommen vererben, dazu uns Gott seine Gnade und heiligen Geist verleihen wolle. So wissen wir auch, daß Einträchtigkeit, Demuth und Geduld dazu von nöthen ist, dazu wir uns selbst und Andere in vielen Kirchen und Universitäten vermahnen, und wollen durch Gottes Gnade also mit einander arbeiten, daß Keiner zu Zerrüttung Ursache geben wird." Nach diesem gegebenen Wort konnte Melanchthon zumal in Wittenberg unmöglich mit einer andern Lehrweise in einem so wichtigen Punkte auftreten, er wußte, was daraus für Stürme entstehen mußten und daß man dazu auch dermalen am kurfürstlichen Hofe nicht gleichgültig bleiben könne. „Ich weiß gewiß, schrieb er an den kurfürstlichen Rath Mordeisen, daß euer Hof die Vertheidigung der Wahrheit in diesem Artikel nicht dulden werde. Ich will daher lieber nicht anfangen, als wenn ich angefangen habe, die Sache zum Nachtheil der Wahrheit wieder liegen lassen." Und ein andermal: „Wenn ich doch an einem andern Orte wäre, wo ich nachdrücklicher in dieser öffentlichen Angelegenheit auftreten könnte,

wenigstens um der Nachkommen willen; denn ich sehe wohl, an diesem Orte und unter diesen Leuten wird mir ein freieres Bekenntniß nicht zugestanden. Und doch werde ich endlich einmal sagen müssen, was die Sache erfordert, werde einmal bekennen und leiden müssen. Ich wollte auch jetzt schon reden und leiden, wenn ich nur an einem Orte wäre, wo es erlaubt wäre!"

Es lag Melanchthon aber überhaupt nichts an der Fortsetzung des Streits vom Abendmal, von dem er fürchtete, daß er noch die größten Unruhen erregen werde, er hielt auch andere davon ab und glaubte, daß wenn nur die Streitsüchtigen bei Seite gebracht wären, sich alle Uebrigen in einer Formel vereinigen könnten, und da sei die beste die des Paulus: „Das Brod, das ihr brechet, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi." Diesen Ausdruck will er hervorgehoben wissen. Paulus sage nicht, wie die Papisten, daß die Natur des Brodes verändert werde; er sage nicht, wie die Bremer, daß das Brod der substanzielle Leib Christi sei; nicht wie Heßhusius, daß das Brod der wahre Leib Christi sei: sondern daß es eine Gemeinschaft sei, das ist das, wodurch eine Verbindung mit dem Leibe Christi erfolge, wie dieß bei dem Genuß geschehe, und zwar nicht ohne Bewußtsein (non sine cogitatione), wie wenn die Mäuse das Brod annagten. — Immer verwies er auf die Kirchenlehrer und deren Aussprüche und behauptete, die Lehre der strengen Lutheraner sei neu in der Kirche, und es gebühre sich nicht, ein neues Dogma in der Kirche aufzubringen.

Wie bitterlich aber auch Melanchthon über die Streitigkeiten in der Kirche klagte und weinte, wie sehr er auch denselben auszuweichen suchte, er konnte ihnen doch nicht entgehen. Die Beschuldigungen der Magdeburger, nachmals Jenenser Theologen gegen Melanchthon wegen seiner Nachgiebigkeit in Ansehung der Adiaphora und seiner Lehrabweichungen dauerten fort, der Regensburger Theolog Nikolaus Gallus griff ihn namentlich wegen der Lehre vom freien Willen wiederholt in Schriften an, und am 12. Januar hielten die Anhänger des Flacius, Amsdorf, Schnepf, Striegel, Stolz, Aurifaber, auch Würtemberger und Pfälzer Abgeordnete in Weimar eine Zu-

sammenkunft, worin sie beschlossen, sich mit den Wittenbergern nicht eher zu versöhnen, als bis sie sich unzweideutig auf die Augsburgische Confession verpflichteten und ihren Zwinglianismus und Synergismus aufgäben. Jedoch wendete sich Flacius, und zwar zuerst durch Vermittlung des mit Melanchthon nahe befreundeten französischen Gelehrten Hubert Languet, der sich damals in Sachsen aufhielt, an Melanchthon und ließ ihm eine Unterredung in dem anhaltischen Städtchen Coswig anbieten, indem er versprach, in den Worten sich der größten Lindigkeit zu bedienen, wenn er auch Gewissens halber die Sachen nicht nachlässig behandeln könne. Melanchthon äußerte sich in der Antwort sehr gereizt wider Stolz, Gallus und Aurifaber, mit denen sich zu besprechen nicht der Mühe werth sei; mit Flacius wolle er eine Unterredung um ihrer frühern Freundschaft willen nicht ablehnen, aber er sprach Bedenken über dessen Aufrichtigkeit aus, beklagte sich, daß Flacius ihm früher Dinge nachgesagt, an die er nicht einmal gedacht habe und fürchtete sich vor Hinterlist. Flacius beklagte sich über diesen Brief, und schrieb nun selbst an Melanchthon, indem er sein Buch „von der Einigkeit" schickte, worin er Friedensbedingungen aufgestellt hatte, über die man in Wittenberg sehr aufgebracht war und Spottgedichte machte. Melanchthon antwortete ihm (den 5. Sept. 1556) ausführlich, rechtfertigte sich wegen der Vergangenheit, bekannte, daß er in der Frage von den Mitteldingen gefehlt habe (s. oben S. 150), wies aber die falschen Beschuldigungen von sich ab und behauptete, daß er die Formel von der Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit gemißbilligt habe und hierin mit ihnen einstimmig sei, und sprach seinen herzlichen Wunsch nach einem völligen Einverständniß aus, weil es nöthigere Dinge zu thun gebe, als sich zu streiten und dadurch nur die Wuth der Papisten zu bestärken. Daß ihm Flacius Bedingungen stellte, wies er als ungehörig ab, dieß sei Sache des Richters. Auch an Nikolaus Gallus schrieb er (unter den 1. December) einen Brief, worin er mit großem Nachdruck die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen abwies, zu einer Verständigung aber sich bereit erklärte und das angetragene Urtheil der Hamburger, Braunschweiger und Lüneburger Kirchen annahm.

Am 21. Januar 1557 begannen die mit dem Vermittlungsgeschäft beauftragten Abgeordneten der Niedersächsischen Kirchen, die Superintendenten Joachim Mörlin von Braunschweig, Paul von Eitzen von Hamburg, Valentin Curtius (Korte) von Lübeck, Friedrich Hennig von Lüneburg, ingleichen Joachim Westphahl die Verhandlungen mit Melanchthon. Die Abgesandten der Magdeburger Geistlichen, Flacius an der Spitze, waren in Coswig geblieben und hatten den Vermittlern die nachdrücklichsten Instructionen gegeben; sie sollten des Herrn Werk nicht lässig treiben und keine Person ansehn und sagen, wie Nathan zu David, dem trefflichsten Könige und größten Theologen, wie Elias zu Ahab und Paulus zu Petrus ohne alle Rücksicht auf Stand und Würden: „Du bist es, der Israel verwirret, du wandelst nicht richtig nach der Wahrheit des Evangeliums.“ Wenn sie zu gelinde verführen, würden sie nur die Irrthümer bestätigen. Melanchthon empfing die Vermittler freundlich, dankte ihnen für ihre gute Absicht, die Wunden der Kirche heilen zu wollen, erbot sich, sie als Schiedsrichter anzunehmen, sagte, er wolle lieber fortfahren zu schweigen und nachzugeben, als die öffentlichen Streitigkeiten vermehren; wenn er aber einmal reden müsse, dann solle ihm mit Gottes Hülfe eine ziemliche Antwort nicht fehlen, und sprach seine Hoffnung aus, durch den Sohn Gottes aus den Wirrsalen dieser Welt zu dem Frieden der himmlischen Gemeinde abzuscheiden. Auch werde eine einsichtsvolle Nachwelt billiger über seine Arbeit urtheilen. — Als sie ihm jedoch die ihnen mitgegebenen acht Artikel vorlegten, welche darauf ausgingen, sein Verhalten in den Zeiten des Interims zu verurtheilen und „ihrem Herrn Präceptor“ (wie sie ihn in allen Verhandlungen nannten) eine Art von Widerruf aufzulegen; wurde er so aufgeregt und unwillig, daß die Verhandlungen fürs Erste abgebrochen werden mußten. Doch gab er ihnen am Tage darauf eine ruhige Erklärung, welche also anhob: „Schon dreißig Jahre habe ich in diesen Kirchen nicht geringe Arbeiten auf mich genommen im Lehramt, in Darstellung der Lehren, in täglichen Gutachten, in Versammlungen und gefährlichen Streitigkeiten. Ihr hättet Mitleiden mit mir haben

sollen. Jetzt stürmt ihr auf mich allein los, da doch das, was mir vorgeworfen wird, nicht von mir allein gehandelt worden ist und nicht mich allein angeht. Jetzt trifft es ein, was mir der vortreffliche Mann Jacob Sturm in Regensburg vorhergesagt hat, als er mich mit einigen Freunden eine Strecke begleitete, und ich zu ihm sagte, wir würden in diesem Leben nicht wieder zusammen kommen: „„Ja, wir werden noch einmal zusammenkommen, um dich zu kreuzigen."" Er beklagte sich, daß sie als Schiedsrichter nicht mehr Billigkeit bewiesen und nur auf ihn losgingen, daß kein Vergleich über die Lehre angestellt werde, daß man ihm nur Artikel vorlege, mit denen er sich selbst und auch viele Andere in diesen Kirchen erdrosseln solle, und daß sie den Flacius ganz verschonten, so daß er und seine Gehülfen ihn auch künftig verfolgen könnten, wie sie wollten. Er wundere sich, daß sie, die sie ihm zum Theil nahe befreundet wären, so hart mit ihm verführen. Doch ging er auf die einzelnen Artikel ein, gab an, welche er annehmen könne und nicht, und was er daran geändert wünsche, tadelte es auch insbesondere, daß sie einzelne Sachen herausgriffen, statt von der gesammten Lehre zu handeln. Er bat schließlich, ihrem eigenen Rath, nicht dem des Flacius zu folgen. Die Vermittler besprachen sich nun mit den Magdeburgern in Coswig, bei denen sich inzwischen noch Andere eingefunden hatten. Sie wurden hier aufs neue dringend aufgefordert, durch freimüthige Ermahnung die Wittenberger zur Buße zu reizen und in dieser Sache Gott und keinen Menschen anzusehn; die Thüren müßten knarren und die Hunde bellen, damit der liegende und sanft ruhende Ochse endlich aufgeweckt werde. Zu den acht Artikeln wurden noch verschärfte Zusätze gemacht. So gingen sie denn abermals nach Wittenberg ab, wo die Studenten sehr aufgebracht gegen sie waren. Es waren Schmähschriften wider sie angeschlagen und ihnen mit Steinigung gedroht worden, ein Diakonus hatte Flacius auf der Kanzel gescholten und auch nach Coswig selbst wurde ein Pasquill geschickt. Auch Melanchthon war äußerst aufgeregt, sie mußten fürchten, daß er krank würde, wenn sie seine Aufregung nicht etwas beschwichtigten, und mußten sich bei ihrem

Mittlergeschäft zum Theil wieder anderer Mittelspersonen, des Paul Eber und Bugenhagen bedienen. Sie empfingen von ihm am 27. Januar folgenden Bescheid: „Ehrwürdige Herren! Ich danke Euern ehrsamen Städten und Euch für die versuchte Versöhnung und hoffe, Ihr sollt gemerkt haben, daß es bei mir nicht an gutem Willen zum Frieden fehlt. Ich will mit Gottes Hülfe in diesen Kirchen bei dem gemeinen Bekenntniß verharren und keinen Zwiespalt anrichten. Euch habe ich als fromme Lehrer der Kirchen immer verehrt und liebe Euch wahrhaftig. Ich meine auch, die einfache und faßliche Lehre, die ich verkünde, ist nütze für die Jugend, um die nöthigen Sachen zu begreifen und den Frieden zu erhalten. Und ich will meine gesammte Lehre nach meinen Schriften und vorhandenem Bekenntniß, nicht nach verstümmelten Aussprüchen, die man herumträgt und arglistig entstellt, beurtheilt wissen. Ihr wisset aber, daß diese dreißig Jahre her eine große Verwirrung der Meinungen geherrscht hat, und es ist da schwer gewesen, nicht irgendwie einmal zu fallen; und mir sind viele arglistige Leute sonderlich auffässig gewesen, sind's auch noch. So bin ich auch zu den gefährlichen Berathschlagungen an den Höfen mit Gewalt gezogen worden. Wenn ich deshalb irgendwo einen Fall gethan oder etwas zu lässig behandelt habe, so bitte ich Gott und die Kirche um Verzeihung und will den Aussprüchen der Kirche gehorchen, wünsche auch im ganzen Leben nichts mehr, als daß einmal fromme und gelehrte Männer ruhig, ohne Sophistik und böse Leidenschaften über die gesammte Lehre sich besprechen und so der Nachwelt deutlich entwickelte Lehrsätze hinterlassen." Die Flacianischen Streitigkeiten beträfen viele Andere, und er könne darüber nichts für sich allein feststellen. Wenn man damit umgehe, ihn zu unterdrücken, so müsse er es Gott und dem Urtheil aller Frommen befehlen. Das sei seine letzte Antwort, genüge die ihnen nicht, so berufe er sich auf das Urtheil der Kirche. Auf einem beigelegten Blatte hatte er noch einiges über die Artikel bemerkt, insbesondere über die Mitteldinge gesagt: aus seinen Schriften sei bekannt, was er darüber denke, er wolle keinen neuen Streit darüber erregen oder diejenigen (und unter ihnen solche, welche

bereits gestorben wären) verdammen, welche lieber Gebräuche, die auch Luther beibehalten habe, beibehalten, als zugesehen hätten, wie fromme Pastoren und arme Familien vertrieben würden und die Kirchen verödeten. Er wolle durchaus nicht, daß durch sein abgegebenes Urtheil rechtschaffene Männer, die bei diesen Verhandlungen betheiligt gewesen, beschwert würden.

Die Vermittler dankten ihm, daß sie väterlich und liebreich von ihm aufgenommen worden wären, überließen den Magdeburgern, was sie weiter thun wollten, und gingen davon. Eine ähnliche, von dem Herzog Albrecht von Mecklenburg veranstaltete Verhandlung blieb ebenfalls ohne Erfolg. Melanchthon war sehr unwillig über die ihm von neuem gemachten Zumuthungen, dankte zwar dem Herzog für seinen guten Willen, erklärte aber, nachdem er sein Verhalten auseinandergesetzt, daß er sich keine Bedingungen könne stellen lassen, wie man sie nur einem Feinde und Verräther der Kirchen vorlege. Peucer aber sagte unwillig zu den Abgesandten: „Ihr sollt forthin meinen Schwähern zufrieden lassen mit solchen Händeln;" und als der Kurfürst August hörte, wie sehr sich Melanchthon über diese Sachen bekümmere, schickte er den Dresdner und den Torgauer Pfarrherrn mit einem gnädigen Schreiben, um ihn zu trösten. Eine Einladung nach Heidelberg, um wegen der Erneuerung der Universität dort Rath zu geben, hätte er insofern gern angenommen, als er von dort aus den Flacianern hätte freimüthiger antworten können, war es aber wohl zufrieden, als er keine Erlaubniß vom Hofe dazu erhielt, da er nicht nach mehr und fremden Geschäften verlangte. Noch weniger verlangte ihn nach einer Reise nach Dänemark, wohin er den Kurfürsten begleiten sollte, was jedoch unterblieb. Er hatte vor einer Reise nach England oder Dänemark immer Scheu, denn es war ihm von dem Mathematiker Heßfurt, der ihm in seiner Kindheit die Nativität gestellt hatte, prophezeiht worden, die Reisen nach dem Norden würden für ihn gefährlich sein, und er würde im baltischen Meere Schiffbruch leiden, und er gestand, daß er, wenn er auch kein Stoiker sei, doch die Geschicke fürchte.

Zu einer andern Reise aber mußte er sich entschließen, wie

sehr ihm auch davor graute. In Worms sollte wieder ein Religionsgespräch gehalten werden, von dem er bei den obwaltenden Streitigkeiten mit den herzoglich Sächsischen Theologen nichts Gutes erwartete. „So hat sich Ulysses nicht vor der Scylla und Charybdis gefürchtet — schrieb er — wie ich mich vor der schrecklichen Sophistik und der Wuth der Heuchler; ich möchte lieber zu Hause mit meinen Enkelinnen fromme Gebete sprechen, als anderwärts die Räthsel der Sphinx hören.“ Er erwartete, dort unterdrückt zu werden, und schickte für diesen Fall einem Freunde bereits eine Denkmünze, die ihn daran erinnern sollte. Am 14. August nahm er von den Studenten Abschied und machte sich dann mit schwerem Herzen auf den Weg, zumal er seinen Sohn schwer krank zurückließ. Außer den ihm zugeordneten Collegen Paul Eber und dem kurfürstlichen Rath Cracau begleitete ihn sein Schwiegersohn Dr. Peucer und wich nicht von seiner Seite. Unterwegs wurde er an mehreren Orten, besonders in Marburg, ehrenvoll empfangen, und in Worms bezeigten ihm die evangelischen Theologen die größte Ehrerbietung, zum großen Verdruß der Weimarischen Abgeordneten, welche von Flacius instruirt waren, vor allem bei den Augsburger Confessionsverwandten auf eine Verdammung nicht allein der Wiedertäufer, Schwenkfelds und Servets, sondern auch aller Arten von Zwinglianern, des Satzes Majors von der Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit, der Lehre Osianders von der Rechtfertigung und endlich Aller, welche zur Zeit des Interims abgefallen wären und ihren Fall nicht erkenneten, zu dringen. Mit dem Letztern war es auf Melanchthon abgesehn, und das war es, was er erwartet hatte. Da sie nun mit ihrem Ansinnen nicht durchdringen konnten, reisten sie nach Einreichung einer Protestation ab, wodurch sie den Katholischen einen Anlaß gaben, das Gespräch erstlich auszusetzen und endlich ganz aufzuheben. Die so entstandene lange Pause benutzte Melanchthon zum Theil, um einer Einladung der Universität Heidelberg zu folgen und dem Verfall derselben aufzuhelfen. Als er am 22. October hier anlangte, wurde ihm eine sehr ehrenvolle Aufnahme zu Theil, hier erreichte ihn aber auch eine sehr schmerzliche Nachricht, die

Nachricht von der Erkrankung und zugleich dem Tode seiner treuen Gattin Katharina. Am 27. September war sie erkrankt, am 11. October verschieden. Sie war zum Abschied bereit gewesen, hatte in Geduld und unter Anrufung Gottes ausgehalten bis ans Ende. In dem Anschlag, durch welchen der Rector der Universität zur Theilnahme an ihrem Begräbniß aufforderte, wird ihr neben Anderm nachgerühmt, daß ihr Haus der gemeine Zufluchtsort aller Bedrängten und Dürftigen, ihre Hand eine unerschöpfliche Vorrathskammer der Armen gewesen sei. Die Wittenberger Professoren hatten ihm sofort in einem Schreiben die Trauerkunde gemeldet; aber man hielt es für gut, daß ihm sein Freund Camerarius dasselbe überbringen sollte. Er traf ihn in Heidelberg und seinen Bruder Georg bei ihm. Groß war Melanchthons Freude über die Ankunft des Freundes, er ließ alle öffentlichen und eigenen Angelegenheiten bei Seite liegen und erging sich blos mit ihm in ihren gewöhnlichen vertrauten Gesprächen. Camerar konnte es nicht über sich gewinnen, ihm die Trauernachricht sofort mitzutheilen. Erst am andern Tage that er es. Man konnte nicht wahrnehmen, daß er heftig bewegt wäre, er rief nur seiner Entschlafenen ein: „Lebe wohl, ich werde dir bald folgen!“ zu, dann nahm er den Freund am Arm, führte ihn durch die Rebengelände des fürstlichen Gartens, in dem sie sich befanden, und redete mit großem Ernste Vieles von der allgemeinen herrschenden Zerrüttung und den traurigen Ereignissen, denen man entgegen ginge, so daß er über dem öffentlichen Unglück das eigene zu vergessen schien. Er erkannte auch, daß seine Gattin vielem Elend entgangen sei, sie hätte ihn ja am Ende aufs neue müssen in die Verbannung folgen, meinte er; aber doch machte sich das natürliche Gefühl auch geltend und der Schmerz wollte ihn fast überwältigen, zumal er damals auch sehr leidend war.

Obwohl man ihm am Rhein von vielen Seiten widerrieth, nach Wittenberg zurückzukehren, folgte er doch den dringenden Bitten seiner dortigen Collegen, die nichts mehr als seine baldigste Rückkehr wünschten; denn es würde schlecht um die Universität und Kirche stehen, schrieben sie, wenn er länger weg-

bleiben sollte; schon jetzt sei der dritte Theil der Studenten auseinander gegangen. Er antwortete ihnen: „Ich will, wenn mir ein längeres Leben vergönnt ist, nirgends lieber sein, als bei Euch, deren Tugend, Aufrichtigkeit und Treue ich über alles schätze. Und wie liebe ich die so wohl verdiente Universität, welche Gott bis daher wider die Waffen der Gottlosen und wider die Wuth der Verläumder gnädig geschützt hat. So kehrte er denn, da in Worms nichts auszurichten war, und das Gespräch schließlich doch aufgehoben wurde, im December wieder heim und langte den 22. in Wittenberg an.

Von da ab blieb Melanchthon mit dem Besuch von Religionsgesprächen und ähnlichen Versammlungen, sowie mit weitern Reisen verschont, wenn er auch noch zuweilen an den Dresdener Hof beschieden oder in Geschäften nach Leipzig geschickt wurde; aber an Arbeiten fehlte es ihm nicht, ja sie häuften sich zuweilen so, daß sie ihn erdrücken wollten. Dabei wurde er durch die bis zu seinem Tode unausgesetzten Angriffe des Flacius und seiner Partei in steter Gemüthsbewegung erhalten, während er auf der andern Seite seine Feder immer auch wieder gegen die alten Gegner der evangelischen Wahrheit schärfen mußte, zu denen sich wohl auch ein Abtrünniger, wie Friedrich Staphylus, gesellte. Dieser war früher Melanchthon nahe befreundet gewesen und soll sich sogar, obwohl vergebens, um seine jüngere Tochter beworben haben. Er war auf Melanchthons Empfehlung Professor in Königsberg geworden, ging aber im Jahre 1553 ins feindliche Lager über und schmähte seinen frühern Lehrer aufs unverschämteste. Die wichtigste polemische und zugleich Lehrschrift Melanchthons aus dieser Zeit sind seine Antworten auf die (ein und dreißig) Artikel der Baierischen Inquisition, in welcher er sein letztes Glaubensbekenntniß niederlegte. Er tritt in derselben sehr bestimmt wider das Papstthum auf, z. B. wenn er auf die Frage des dritten Artikels: „Ob die christliche Kirche sichtbar sei?“ antwortet: „Die wahrhaftige christliche Kirche ist auch in diesem zeitlichen Leben eine sichtbare Versammlung, doch nicht wie das Papstthum. — — Wir machen oder erdichten nicht eine Kirche, die da sei ein solch Bild, wie Plato von Ideis redet,

davon niemand wisse, wo sie zu finden sei, sondern wir haben zuvor gesagt, welches die rechte christliche Kirche sei, und welche Menschen Gottes Kirche genannt werden, denn Gott will nicht, daß seine Kirche ein heimlicher verborgener Ort oder Winkel sei. Darnach bekennen wir auch unverholen, daß unsere sichtbarlichen Versammlungen wahrhaftig Gottes Kirche seien, und wissen gewiß, daß in solcher Kirche Gottes viel wahrhaftige Heiligen sein, welche gewisse Zeugniß vom heiligen Geist haben in ihrem Bekenntniß und Marter, ob ihrer gleich viel darunter vermischt auch erfunden, die da faule Gliedmaßen sein, denn auch in den Heiligen sehr viele und große Schwachheit zu finden ist. Dagegen aber sagen und bekennen wir auch unverholen, daß der Papst zu Rom mit seinem ganzen Anhang nicht Gottes Kirche sei, dieweil es kund und offenbar ist, daß sie öffentliche Abgötterei vertheidigen, Gotteslästerer und Menschenmörder sein." Besonders ausführlich behandelte er die großen Fragen von dem freien Willen, der Rechtfertigung, den guten Werken, indem er das Bekenntniß der Augsburgischen Confession vertheidigte, aber auch die Phantasien der Antinomer und Anderer widerlegte. Er fügte auch noch einen Anhang „wider die Verneuerung des Mahomedischen Irrthums Serveti" hinzu. Diesen betrachtete er als einen Gotteslästerer, gegen welche die Obrigkeit einzuschreiten habe, und hatte daher früher schon das auf Calvins Betrieb an ihm vollzogene Urtheil ausdrücklich gut geheißen.

Seit der Rückkehr von Worms war Melanchthons Gesundheit so hinfällig und schwankend, daß man kaum hoffte, daß er noch lange leben werde. „Herr Philippus, meldete Languet an Calvin, ist durch Alter, Arbeiten, Schmähungen und Verläumdungen so gebrochen, daß von seiner frühern Heiterkeit gar nichts mehr übrig ist. Es scheint ihm nichts mehr ein Vergnügen zu machen, als wenn er von rechtschaffenen Männern freundschaftliche Briefe empfängt." Auch Peucer klagte öfters über seines Schwiegervaters Gesundheit und schrieb namentlich unter dem 13. December 1558 an Baumgärtner: „Mein Schwiegervater befindet sich seit dem Herbstäquinoctium täglich

schlechter. Ich fürchte, daß ihm das Stufenjahr, in das er mit dem nächsten 16. Februar tritt, gefährlich werden wird. Er scheint im Gefühl der Abnahme seiner Kräfte selbst nichts Gutes zu ahnen." Dieses folgende Jahr (1559) war ein sehr heißes Jahr und schwächte seine Kräfte so, daß er öfter von dem Tode sprach. Dabei quälte ihn der Gedanke, wohin die fortwährenden Streitigkeiten noch führen würden, und er war noch immer auf seine Vertreibung gefaßt; seine Gegner sollten gesagt haben, sie wollten ihm keinen Fuß breit in Deutschland übrig lassen. Er gedachte für diesen Fall, sich irgendwo nieder zu lassen, wo er seinem Vaterlande näher sei, äußerte auch wohl den Gedanken, nach Palästina zu wandern und dort in der Höhle, die Hieronymus bewohnte, unter Gebet zu Gott klare Zeugnisse seiner Lehre niederzuschreiben und sich zum Tode zu bereiten.

Im Jahre 1558 hatte er die Freude, zwei Töchter seiner Anna, die er in seinem Hause erzogen hatte, mit Söhnen seiner Freunde zu verheirathen, Anna mit Eusebius Menius und Katharina mit Michael Meienburg; aber bei dem Blick auf seine Enkel konnte er nicht ohne Thränen an die Großmutter gedenken, und wie verwaist sie und er durch ihren Tod wären. „Sie erhielt, sagte er, das ganze Hauswesen, sie sorgte für die Kinder, sie pflegte die Kranken, sie milderte durch ihre Zusprache meine Schmerzen, sie lehrte die Unmündigen beten. Ueberall fehlt sie mir."

Aber auch von den alten Freunden starb einer nach dem andern: Justus Jonas war schon im Jahre 1555 gestorben, Bugenhagen starb den 20. April 1558 alt und lebenssatt, Justus Menius, dem Melanchthon nach seiner Vertreibung aus Thüringen das Pastorat an der Thomaskirche in Leipzig verschafft und den er während seiner Krankheit dort besucht hatte, den 11. August. Im folgenden Jahre (den 10. November) verlor er seinen treuen Freund und Collegen Jakob Milich und im Januar 1560 starb der alte ehrwürdige Rechtsgelehrte Nikolaus Gerbel in Straßburg, Melanchthons Landsmann und Freund, sowie sein ehemaliger Schüler, der kurfürstliche Rath Franz Burkard. Bei diesem letzten Todesfalle tröstete er sich,

daß der Verstorbene, der etliche Jahre kränklich gewesen war und in den Geschäften viel Unangenehmes erlebt hatte, nun fröhlich des Anschauens Gottes, seines Sohnes und des Umgangs der Propheten genieße und in der himmlischen Gemeinde sei, zu der auch er bald einzugehn hoffe. Die Hoffnung der himmlischen Freude tröstete ihn gar sehr in seinem Leide. Er gedachte daran, wie seine Gattin täglich die Worte des Psalms wiederholt habe: „Verlaß mich nicht, mein Gott, in meinem Alter,“ und meinte, diese Bitte gezieme sich für einen Greis wie er und für die alternde Kirche.

Wie sich Melanchthon mit dem Gedanken an den Tod vertraut machte, sieht man auch aus einem Blättchen, was nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden wurde, mit der Ueberschrift: Ursachen, warum man sich nicht vor dem Tode entsetzen soll. Hier stand

links:	rechts:
Du wirst von Sünden los werden.	Du wirst zum Licht kommen.
Du wirst vom Elend und von der Wuth der Theologen befreit werden.	Du wirst Gott sehn.
	Du wirst den Sohn Gottes schauen.
	Du wirst die wunderbaren Geheimnisse lernen, die du in diesem Leben nicht verstehn konntest.
	Warum wir geschaffen sind.
	Welches die Verbindung der zwei Naturen in Christo sey.

Am 30. März 1560 war Melanchthon wieder einmal nach Leipzig gezogen, um dort die Stipendiaten zu examiniren, und kehrte von da den 4. April nach Wittenberg zurück. Schon unterwegs fühlte er sich unwohl und klagte, daß ihm der Frost den ganzen Winter über nicht so wehe gethan hätte. Am 7. April bekam er in der Nacht einen Fieberanfall, hatte keinen Schlaf und fühlte sich Tags darauf überaus matt, wollte sich aber gleichwohl nicht abhalten lassen, seine Lectionen zu halten und

schrieb einen Brief an den Hamburger Rathsherrn Joachim Moller, worin er über die heftigsten Steinbeschwerden klagte, seine Besorgniß über die drohende Constellation des Saturn und Mars aussprach, aber hinzufügte: „Ich befehle mich dem Sohne Gottes, der mich vielleicht von der Räubersynode erretten will, mit welcher die Flacianer, schamlos genug, wider mich umgehn." Sein Schwiegersohn, Dr. Peucer, äußerte gleich große Besorgniß, und man hielt es für gut, an Camerarius zu schreiben und ihn her zu bescheiden. Es wurden die Mittel angewendet, welche seine Steinbeschwerden zu mindern pflegten, allein er meinte, der Stein wäre seine vornehmste Krankheit nicht, schwieg eine Weile stille, hob wieder an und sprach: „Ist es Gottes Wille, daß ich sterben soll, so will ich herzlich gern sterben und bitte Gott nur um einen fröhlichen Abschied." Um neun Uhr hielt er eine Vorlesung, aber nicht über eine Viertelstunde; Niemand konnte sich erinnern, daß er jemals so bald aufgehört hatte, gleichwohl redete er noch ganz frisch. In der nächsten Nacht kam das Fieber wieder und man erkannte, daß man es mit einem Wechselfieber zu thun habe, doch ließ es gegen Morgen nach, er stand (den 9. April) um fünf Uhr früh auf, fühlte sich etwas besser und that diesen Tag und noch fünf Tage seine gewöhnliche Arbeit. So wohnte er am 10. April noch einer Sitzung der Professoren bei und schrieb und corrigirte Abends einen Druck von der Leichenpredigt Herzog Philipps von Pommern, sowie etliche Grabschriften, wobei er sagte: „Ich gehe jetzund nur mit Sterbenssachen um; dieser löbliche Fürst aus Pommern, der jetzt gestorben ist, hat Philippus geheißen, vielleicht werde ich der nächste Philippus sein aus dem gemeinen Haufen, der dem frommen Herrn folgen wird." Am 11. schrieb er den Tag über wieder, las und that alle Arbeit, wie sonst, so daß man meinte, es sollte keine Noth haben, er hätte wohl Größeres denn das überstanden; doch war seine Mattigkeit und Schwäche groß. Dessen ungeachtet las er des Morgens um sechs Uhr im Collegio das 17. Kapitel des Evangeliums Johannis vom Gebet Christi, wie er an Feiertagen zu thun pflegte (siehe oben S. 129 f.), ebenso am andern Morgen, obwohl das Fieber

am Abend wieder gekommen war, über das 53. Kapitel des Propheten Jesaias, denn dieser Tag war der Charfreitag. Am Ende der Lection kam er auf den locus vom neuen Gehorsam und sagte: „Es ist auch unser Fleiß und Ritterschaft von nöthen.“ Das war seine letzte Lection.

Nachmittags fing er an, die Vermahnung zu schreiben, welche man nach Gewohnheit der Universität jährlich auf den Ostertag pflegte anzuschlagen. Die folgende Nacht ruhte er sehr sanft und sagte, es habe ihm geträumt, wie er gesungen hätte: „Mich hat herzlich verlanget, dieß Osterlamm mit Euch zu essen,“ auf die Melodie, wie er es als Knabe in den Kirchen mit gesungen habe, und hätte so laut geschrieen, daß er darüber erwacht wäre. Er stand (den 13.) um drei Uhr auf und vollendete die vorerwähnte Schrift, nahm sie sodann, als er zur Kirche ging, mit sich und trug sie zum Drucker, daß sie noch denselben Tag sollte gedruckt werden. Darnach ging er zur Kirche, beichtete, ließ sich absolviren und empfing mit andern frommen Christen in rechtschaffenem Glauben den Leib und Blut unsers Herrn Jesu Christi mit Danksagung und fleißigem Gebet. Nachmittag um zwei Uhr ging er wieder in die Druckerei, um die Sache zu betreiben. Das war sein letzter Ausgang.

Am Nachmittag kam Camerarius an, als ihn gerade das Fieber aufs neue befiel. Er hatte dann eine schlechte Nacht, schlief erst gegen Morgen ein wenig, stand aber doch um fünf Uhr auf und wollte, weil Ostertag (den 14.) war, um sechs Uhr trotz alles Abmahnens von Camerarius ins Collegium, um, wie er sagte, der Jugend wenigstens eine Sentenz zu erklären; aber man hatte den Studenten angezeigt, er würde nicht lesen, und sie waren wieder auseinander gegangen. Inzwischen wartete ein Bote aus Pommern vor der Thür, auch hatte er Briefe nach Preußen zu schreiben, woran er anfing; dann schrieb er für den Pommerschen Boten einige Briefe, darunter einen an den Superintendenten Runge in Greifswald, „mit zitternder Hand“ und „als ein bald Sterbender“, mit der Klage über einen neuen Angriff der Flacianer, in Erwartung bevorstehender großer Stürme und mit der Bitte zu Gott um Erhaltung seiner Kirche.

Er fertigte den Pommerschen Boten ab, aß Mittags etwas von einem Birkhahn, den ihm der Fürst Joachim von Anhalt auf die Nachricht von seiner Krankheit geschickt hatte, unterhielt sich mit seinen Freunden, schrieb an einem Briefe nach Preußen, ohne ihn jedoch bei seiner großen Mattigkeit fertig zu bringen, und gedachte dann des Todes des Dr. Pommer, der an keiner andern Krankheit denn vom Alter gestorben sei, mit dem Hinzufügen, es sollte es ihm keiner wünschen, daß er so lange leben solle, daß er vor Alter und Schwachheit den Leuten nicht mehr dienen könne.

Die Nacht darauf schlief er gut, am Morgen setzte er sich und schrieb, hielt sich aber auf Bitten seiner Freunde inne und las nicht. Zu Camerarius sagte er: „Wenn es Gottes Wille wäre, so wollt ich gern sterben, ich begehre zu wandern und bei meinem lieben Herrn Christo zu sein," fragte ihn auch, ob er des Spruchs in seinem Büchlein über des heiligen Apostels Pauli Episteln gedacht hätte, denn es stünde im griechischen Text ein Wörtlein, das wäre in lateinischer Sprache nicht recht gegeben, denn es sollte „wandern" heißen oder sich auf den Weg rüsten. Auch gedachte er eines Ausspruchs des Dr. Jakob Milich, daß, wenn einer dem Tode fleißig nachdächte, er sich etwas dafür entsetzen müßte, und billigte denselben. Weil diesen Tag das Fieber wiederkommen sollte, hatte man das Mittagsessen zeitig zugerichtet, es überfiel ihn aber doch schon bei Tische, und er mußte vom Tische weg zu Bett gebracht werden. Der Fieberanfall war dießmal länger anhaltend und heftiger als zuvor, auch in der Nacht schlief er wenig und hustete viel. Doch stand er am andern Morgen (den 16.) früh um vier Uhr auf, betete ernstlich und heftig und setzte sich dann, um die Schrift nach Preußen vollends fertig zu machen.*) Camerarius wollte den Tag abreisen und zu gelegener Zeit wiederkommen, abzuwarten, was es für einen Ausgang gewinnen wolle, denn man hoffte, das Fieber würde sich mit dem siebenten Anfall ändern, und versah sich noch nicht

*) Die beiden letzten vorhandenen Briefe sind an den Herzog Albrecht von Preußen und dessen Hofprediger Johann Aurifaber geschrieben am 16. April.

eines so baldigen Endes. Ehe Melanchthon mit Camerarius aus seiner Studierstube hinunter ins Eßzimmer ging, sagte er zu ihm, als ob er ihn gesegnen wollte: „Mi Domine Joachime, wir sind nun bei vierzig Jahre gute Freunde mit einander gewesen, und hat einer den andern lieb gehabt, nicht um Genuß willen, sondern aus reinem Herzen, und sind beide Schulmeister und treue Gesellen gewesen, ein jeder an seinem Ort, und hoffe zu Gott, unsere Arbeit soll nicht vergeblich gewest sein, sondern viel Nutz geschafft haben; ist es Gottes Wille, daß ich sterbe, so wollen wir unsere Freundschaft im zukünftigen Leben weiter mit einander unverrückt halten.“ Unter den Tischgenossen war Camerars Schwiegersohn, M. Esrom Rüdinger, dessen Gattin vor anderthalb Jahren gestorben war, dem erzählte er, wie er von ihr geträumt hätte, und gedachte ihres gläubigen Endes, freute sich auch noch des schönen Gesangs, den er vor dreien Tagen im Schlaf gesungen. Doch aß und trank er sehr wenig, ward sehr matt, ging wieder auf seine Stube und lag da mit halb offenen Augen, als wenn er todt wäre, so daß das Gesinde des Hauses schon an zu klagen und zu weinen anfing und Camerarius beschloß, vor der Hand noch nicht abzureisen. Der Kranke erwachte aber nach drei Stunden wieder und sagte, er habe recht sanft geschlafen, sah auch munterer und frischer aus als die Tage zuvor. Einem Theologen aus Dänemark, der wieder heimkehrte und sich bei ihm verabschiedete, trug er Glückwünsche an den König auf und ließ sich entschuldigen, daß er nicht schreiben könnte, schrieb auch die Briefe nach Preußen vollends fertig, ging im Hause und in der Stube hin und wieder, munterer als in der ganzen Krankheit. So auch beim Abendessen, also daß Alle wieder guter Hoffnung wurden. Es waren an dem Tage etliche Bogen von einer deutschen Schrift, welche Staphylus wider ihn verfertigt hatte, angekommen, auch kam die Nachricht von etlicher Theologen Rathschlägen, wie man in einem Synodo diejenigen, welche bisher nicht ausdrücklich genug verdammt wären, verdammen möchte. Als nun bei Tische die Rede darauf kam, wie diese Leute bisher nichts denn Zwiespalt in der Kirche angerichtet hätten, wurde Melanchthon, der sonst während der ganzen

Malzeit nichts Heftiges oder Trauriges geredet hatte, etwas erregt und sagte: „Es sind Schelmen und bleiben Schelmen, und Gott wird's offenbar machen, daß sie Schelmen sind." Das war die letzte Malzeit, die er in der untern Stube hielt. In der Nacht schlief er wohl und im Traum kam ihm der Spruch Pauli vor: „So Gott mit uns ist, wer will wider uns sein?"

Am 17. April früh machte er die Briefe nach Preußen zu, überschrieb auch etliche Bücher, welche er dem Herzog und guten Freunden schicken wollte. Als er müde wurde, legte er sich wieder nieder und sagte: „Wenn das nicht der Tod ist, so ist's ja eine harte Staupe." Nicht weit von seinem Bette hing eine Landcharte von Europa, die sah er an, lächelte und sprach: „Virdungus hat mir einmal aus den Sternen vorhergesagt, ich würde im baltischen Meere Schiffbruch leiden; jetzt bin ich nicht weit davon." Als jetzt Camerarius kam, um von ihm Abschied zu nehmen, sagte er zu ihm: „Der Sohn Gottes, der da sitzt zur Rechten seines himmlischen Vaters und den Menschen Gaben giebt, der erhalte Euch und die Euren und uns alle mit einander, und wollt mir auch Eure liebe Hausfrauen fleißig grüßen." Die beiden Freunde haben sich nicht wieder gesehen. Hierauf sprach er mit einem von Fürst Joachim von Anhalt hergesendeten vertrauten Diener, der sich nach seinem Befinden erkundigen sollte. Dann kamen Briefe aus der Schweiz, wie der Papst zu Rom ein Concilium haben wollte. Da sagte er: „Es ist mir viel besser, ich sterbe, denn daß ich aufs Concilium ziehen sollt; denn was da für ein schändlich Gebeiß sein würde, auch auf unserm Theil, das hätt ein jeder zu erachten." Nicht lange nachher, um 8 Uhr, kam das Fieber, nun zum sechsten mal, es hörte aber diesmal schon um 2 Uhr auf und war gelinder. Er stand auf, aß, konnte aber nichts bei sich behalten, legte sich wieder nieder, schlief bis um 5 Uhr und ließ sich dann hinauf in seine Kammer führen. Er hatte aber eine schlechte Nacht, und man fürchtete, der siebente Fieberanfall würde seine Kräfte vollends aufreiben; er sagte auch selbst, das Ende wäre nicht weit, betete und sprach: „Herr, mach's zum Ende."

Am 18. April stand er morgens früh um 4 Uhr auf, ließ

sich hinunter in seine Studierstube führen und das Faulbettlein (Ruhebank), welches ihm unbequem war, hinausthun und das Reisebett aufschlagen. Als man es hereinbrachte, sagte er: „Das heißt ein Reisebettlein, wie wenn ich darin reisen müßte." Zu dem Pfarrherrn, der ihn mit etlichen Andern besuchte, sagte er, er habe sich in Gottes Willen ergeben, durch Gottes Gnade spüre er gar keine Anfechtung, auch um die Seinigen sorge er sich nicht, aber der gemeine Schade gehe ihm zu Herzen und es bekümmere ihn sehr, daß die verkehrte und sophistische Welt solchen Muthwillen treibe und die heilige christliche Kirche so schändlich beunruhige. „Nun, setzte er hinzu, sie machen's gleich wie sie wollen, so ist dennoch durch Gottes Gnade unsre Lehre richtig und klar." Und zu etlichen Umstehenden gewendet: „Ihr seid junge Leut und habt durch Gottes Gnade Geschicklichkeit genug, allein sehet zu, daß Ihr's recht brauchet. Der allmächtige Gott erhalte Euch und gebe Euch Stärke und Weisheit, daß Ihr ihm und seiner Kirche nützlich dienen mögt." Denselben Tag sieht er Dr. Peucers ältestes Töchterlein vor dem Bett vorübergehn, das ruft er zu sich und sagt: „Liebe Tochter, ich habe dich herzlich lieb gehabt, siehe und halt deine Eltern vor Augen und sei ihnen gehorsam und fürchte Gott, der wird dich nicht verlassen. Der allmächtige Gott behüte dich und gebe dir seinen Segen. Amen." Auch redete er mit den andern kleinern Kindern sehr freundlich, hieß sie fromm sein, fleißig beten und dergleichen. Und zu seiner Tochter sagte er: „Liebe Tochter, Gott hat dir einen frommen Mann beschert, den halt lieb und werth und sei ihm gehorsam, und ziehet eure Kindlein auf in der Furcht Gottes, so wird Gott bei euch sein und euch nicht verlassen." Nachdem er seinen Eidam gefragt, was er für Hoffnung für ihn habe, und dieser ihm nicht verborgen, daß bei seiner Schwachheit wenig Hoffnung sei, befahl er, nach seinem Testamente zu suchen, das er zu machen angefangen hatte. Da man's nicht finden konnte, erzählte er Dr. Peucern alles vor, wie er es machen wollte, redete auch viel mit ihm von Sachen gemeinen Nutzens, setzte sich dann um 2 Uhr an seinen Schreibtisch und fing an ein neues zu schreiben. Der Eingang desselben lautete: „Anno 1560 den 18. April habe ich dies

Testament geschrieben in meiner Krankheit, kürzlich von den geringen Gütern, die mir Gott bescheret hat. Das Bekenntniß meines Glaubens und der Danksagung zu Gott und unserm Herrn Jesu Christo hab ich zuvor zweimal geschrieben gehabt, aber es ist mir verruckt worden. So soll aber gleichwohl die Antwort auf die baierschen Artikel mein Bekenntniß sein wider die Papisten, Wiedertäufer, Flacianer und ihres Gleichen." Hierauf folgte, wie er seine Güter unter die Erben vertheilt haben wolle. Er wurde aber zu matt darüber, ließ es also den Abend anstehen und hoffte, daß er es den andern Tag vollenden wolle. An der Schrift war ganz und gar keine Schwachheit zu spüren, auch bei rechter Gesundheit hat er selten eine so gute Schrift gemacht wie diese. Auch sagte er, daß er noch gar keine Beschwerung im Haupte fühle.

Um 3 Uhr begehrte er wieder in seine Kammer, denn er wollte die ganze Krankheit über des Nachts nicht aus seiner Kammer bleiben, da er doch über sechszehn Stufen hinaufzusteigen hatte. Hier schlief er ruhig bis fast um 6 Uhr, unterdessen kamen Briefe von der Frankfurter Messe, darin ihm geschrieben wurde, wie man mit den frommen und gottesfürchtigen Leuten in Frankreich so grausam umgehe. Da hob er an zu klagen, wie ihm all seine Krankheit nicht so wehe thue als der große Jammer und das Elend der heiligen christlichen Kirche, und ward gar betrübt darüber. Man las ihm darum auch andre Briefe, die nicht so traurig waren, und die Umstehenden bemühten sich, ihn mit anderm Gespräch von den traurigen Gedanken abzuführen, was auch gelang, denn er redete nachher viel liebliche Reden von etlichen guten Freunden und Bekannten und mengte auch bisweilen Scherzrede mit ein und stellte sich so fröhlich, daß man wieder Hoffnung gewann. Darum blieben die Freunde denn auch bis gegen 8 Uhr um ihn, wo er sich zur Ruhe begab.

So kam der 19. April, sein letzter Lebenstag, heran. Um 2 Uhr richtete er sich im Bette auf und antwortete seinem Schwiegersohne auf die Frage, wie es ihm gegangen, daß er wenig geschlafen hätte und oft erwacht wäre, und wäre ihm

abermal der Spruch Pauli im Schlafe vorgekommen: So Gott mit uns ist, wer will wider uns sein? Darnach hob er an und klagte wiederum über der Kirchen Elend und Jammer, tröstete sich aber des, daß mit Gottes Gnade unsre Lehre fein deutlich gefasset wäre, daraus die Nachkommen rechten Verstand von allen Artikeln nehmen könnten, betete und seufzte ernstlich für die ganze christliche Kirche und redete mit seinem Eidam bis um 3 Uhr. Dann ließ er sich hinunter in die Studierstube führen, legte sich in das Reisebett und redete von mancherlei Dingen, bis er entschlief. Als er gegen 6 Uhr erwachte, bat er seinen Eidam, ihm die Haare zu verschneiden, forderte auch weiße Hemden und zog ihrer drei über einander, denn das hatte er viele Jahre im Gebrauch gehabt und sagte, es thäte ihm wohl im Alter, denn es hielt ihm den Leib warm, ließ sich auch andere leinene Schlafhauben bringen, wie er sie auch des Tags zu tragen pflegte und es von Dr. Reuchlin gelernt hatte. Also ließ er sich zuvor schmücken, nachdem er vermerkt, daß er wandern würde. Nicht lange nachher kam der Pfarrherr von Torgau mit zwei andern Torgauern, ihn zu besuchen. Mit denen redete er fast eine halbe Stunde und sagte, daß er seiner Person halber durch Gottes Gnade ganz und gar keine Beschwerde oder Bekümmerniß fühle, es bekümmere ihn aber die gemeine Noth der Kirche, befahl auch beim Abschied dem Pfarrherrn, daß er fleißig für die Kirche und Schule bitten wollte, „wiewohl ich weiß, setzte er hinzu, daß Ihrs thut, der allmächtige Gott sei mit Euch.“ Unterdessen war der Wittenberger Pfarrherr Dr. Paul Eber, etliche Diakonen und Professoren nebst vielen Andern gekommen. Als es nun gegen 8 Uhr war und das Fieber wiederkommen sollte, fielen plötzlich alle Kräfte dahin, und er fiel in eine Ohnmacht, daß man lange mit ihm zu thun hatte, bis er wieder zu sich kam; dann lag er eine Weile und ruhte. Als er wieder erwachte, hob er an und betete sein gewöhnliches Gebet, obwohl mit schwacher Stimme, doch also, daß jedermann alle Worte wohl hören und vernehmen konnte.*) Hierauf ward er eine Weile still,

*) In kurzer Form ist dieses tägliche Gebet Melanchthons oben S. 127 abgedruckt.

als schlummerte er, hob dann die Augen auf, sah seinen Eidam an und sprach: „Ich bin im Tode gewesen, aber Gott hat mich gnädiglich herausgerissen;“ und das wiederholte er dreimal, daß man nicht anders denken konnte, als daß er müßte einen Kampf bestanden haben. Da sagte der Diakonus M. Johannes Sturio zu ihm: „Es ist nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind“ und Philippus antwortete: „Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, auf daß, wie geschrieben steht, wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn,“ und wiederholte sehr oft diese Worte: „Ach, Herr, erbarm dich mein.“ Der Puls blieb außen, Hände und Füße wurden kalt, der Athem kurz, die Augen, der Schlaf und die Gruben am Hals fielen ihm ein, und die Kräfte vergingen ihm mit Gewalt, daß man wohl sehen konnte, er werde es nicht mehr lange treiben. Um nichts zu unterlassen, wurde er gefragt, ob er ein Süpplein essen wollte, und als er darein willigte, wurde ihm eine Biersuppe von Hamburger Bier gereicht. Davon nahm er etwa drei Löffel voll zu sich und sagte: „Ei, wie ist das so eine gute Suppe.“ Das war sein letztes Essen, so wollte er auch nichts mehr trinken. Als er sich nun ein wenig erquickt hatte, bat er, man solle ihm aufhelfen, forderte Papier und wollte sein Testament vollends schreiben. Da er aber selbst fühlte, daß er zu matt dazu war, sprach er: „Ach Gott, daß ich so übereilet werde,“ legte die Hände vor sich nieder und saß eine kleine Weile, dann legte er sich wieder, und des Schreibens wurde nicht weiter gedacht. Er hatte auch den Tag zuvor genugsam mündlich erklärt, was sein letzter Wille wäre.

Dieß geschah bald nach 10 Uhr. Er lag, wie es schien, in großer Fieberhitze, konnte sich aber noch ohne Hülfe im Bett hin und her wenden. Gegen 1 Uhr kam ihn wieder eine Ohnmacht an, als man ihn aber rieb und bestrich, kam er wieder zu sich und sagte: „Ach, was macht Ihr?“ und lag also vor sich weg, als ruhte er. Da sah es der Pfarrherr für gut an, daß man ihm aus dem Alten und Neuen Testament etwas vorlesen sollte, was er meinte, daß er am liebsten hören möchte. So lasen sie denn einer um den andern, der Pfarrer und die Diakonen, M. Fröschel

und M. Sturio, etliche Psalmen, als den 24. 25. 26., ingleichen das 53. Kapitel Jesaiä, das 14. 15. 16. und 17. Kapitel Johannis, das 5. Kapitel zu den Römern und etliche andere Kapitel und Sprüche mehr aus dem heiligen Apostel Paulo und den Propheten. Als das geschehen war und alle still waren, spricht er: „Ich habe stets vor mir den Spruch Johannis von dem Sohn Gottes, meinem Herrn Jesu Christo: Die Welt nahm ihn nicht auf, wie viele ihn aber aufnahmen, denen hat er Macht gegeben, Gottes Kinder zu werden, allen die an seinen Namen glauben.“ Dieses redete er laut und vernehmlich, darnach betete er bei sich selbst bei einer Viertelstunde. Da es so stand, wollten die Professoren, welche Nachmittags zu lesen hatten, ihn nicht verlassen, sondern schrieben in Eile einen Anschlag, worin sie die Ursache ihres Außenbleibens anzeigten und die Studenten zum Gebet aufforderten. Diese wurden dadurch sehr betrübt, sie sowohl als die Bürger seufzten, hingen die Köpfe, und war solche Traurigkeit, daß mans in allen Gassen und Häusern sehen konnte, und wartete jedermann, was es für ein Ende gewinnen wollte.

Der Kranke lag eine bis zwei Stunden mit halb offnen Augen und allen Zeichen tödtlicher Angst, redete aber nichts, wenn man ihn nicht fragte, und betete still bei sich selbst. Als er von seinem Eidam gefragt wurde, ob er auch was begehrte, sprach er: „Nichts denn den Himmel, darum laßt mich hinfort mit solchen Fragen zufrieden.“ Ungefähr um 3 Uhr Nachmittags fiel er wieder in eine Ohnmacht, und als man ihn durch allerlei Mittel wieder zu sich zu bringen suchte, sagte er: „Ach, was macht Ihr? warum hindert Ihr mich in meiner sanften Ruhe, laßt mir doch meine Ruhe bis ans Ende, es wird nicht lange mehr währen.“ Da ließ man ihn und bat Gott, daß er ihm bald einen seligen Abschied verleihen wolle. Da fing nun auch der Pfarrherr an zu beten, dem Kranken zum Trost, und fielen alle, die in der Stube waren, mit ihm auf ihre Kniee und beteten ihm nach. Auch wurden viel Sprüche hin und wieder aus dem alten und neuen Testament wie zuvor wiederholt, die er bei seinem Leben sich und andern zum Trost gern gebraucht, als:

Joh. 14. Euer Herz erschrecke nicht ꝛc. Wer mich liebet, der wird meine Gebote halten ꝛc. Meine Schafe hören meine Stimme ꝛc. Ingleichen das 5. Kapitel zu den Römern und aus dem 8.: So Gott mit uns ist, wer will wider uns sein?

Es hatte bereits 6 Uhr geschlagen, der Kranke lag ganz still, da sprach M. Fröschel den Segen über ihn und Veit Winsheim, der Arznei Doctor und Professor der griechischen Sprache zu Wittenberg, rief ihm aus dem Psalm zu: Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist, Du hast mich erlöset, Du getreuer und wahrhaftiger Gott. Und als er ihn fragte, ob er's auch höre, sagte er: Ja, daß es jedermann wohl hören konnte; es waren aber wohl über zwanzig, die umherstunden. M. Fröschel betete den Glauben und das Vater Unser und wiederholte die Worte: Herr in Deine Hände ꝛc. zu dreien Malen, und als er die Worte zum dritten mal sprach, sah man den Kranken die Lippen regen, als betete er, wie er den Tag über oft gethan hatte, und ging also über dem Gebet dahin, ohne daß es ihm einen Stoß gegeben oder etwa den Mund gekrümmt hätte oder deß etwas. Es war Abends vor 7 Uhr, in der Stunde, darin er auch geboren war, nachdem er 63 Jahr und 63 Tage gelebt hatte.*)

Sofort wurde sein Tod von der Universität an den Kurfürsten berichtet, der Leichnam aber angezogen und in der Studierstube verwahrt, am andern Morgen aber von dem Maler Lucas Cranach dem jüngern abgemalt. Sobald sein Tod in der Stadt bekannt geworden war, kamen die Studenten alle Augenblicke und baten, daß man ihn möchte sehn lassen, und so wurde denn jedermann erlaubt, ihn denselben ganzen Tag und auch den folgenden bis Mittag zu sehen, und werden wenig Studenten und Bürger gewesen sein, die ihn nicht gesehen haben. Auch viel fremde Leute, die ihn im Leben nie gesehn hatten, sahen ihn im Tode. Die Bürger hoben ihre Kinder auf den Armen in die Höhe und sagten, sie sollten ihn fleißig ansehn, auf daß

*) Seltsamer Weise ist es im Eingang dieser Schrift übersehn worden, den Geburtstag Melanchthons ausdrücklich anzugeben: es war der 16. Februar 1497, Donnerstag nach Invocavit.

sie einmal sagen könnten, was es für ein Mann gewesen sei. Seine Schreibfedern und auf dem Fußboden liegende Papierschnitzel, auf denen etwas von seiner Hand geschrieben stand, und andere Dinge wurden als Andenken sorgfältig aufgelesen und aufbewahrt.

Am 21. April Nachmittags fand das Begräbniß statt: die Leiche wurde in einen zinnern Sarg gelegt, in den mit andern Schriften eine von den Professoren verfaßte Nachricht über seinen Tod gelegt wurde, der zinnere Sarg wurde in einen hölzernen gesetzt und dieser zugespündet. Die philosophischen Professoren, in langen schwarzen Priesterkleidern, trugen ihn und setzten ihn in der Stadtkirche vor dem Altar an der Stelle nieder, wo er zu knieen pflegte, wenn man Priester ordinirte. Hier hielt Dr. Paul Eber über 1 Theß. 4. die Leichenpredigt. Sodann ging die Procession in die Schloßkirche, man setzte die Leiche neben dem Grabe nieder, und der Professor Dr. Veit Oertel von Winsheim hielt hier eine lateinische Leichenrede.

Es war eine solche Menge von Studenten, Bürgern und fremden Leuten zugegen, wie man nie zuvor in Wittenberg gesehn. Der Sarg wurde der Grabstelle Luthers gegenüber eingesenkt, und eine Metallplatte wie über Luthers Grabe bezeichnet die Stelle.

PHILIPPI MELANCHTHONIS
S·V·CORPVS H·L·S·E·QVI AN·
CHRISTI M·D·LX·XIII·CAL·
MAII IN HAC VRBE M·O·C·V·
ANN·LXIII·M·II·D·II·

Zu lesen: Philippi Melanchthonis Summe Venerabilis Corpus hoc loco sepultum est, qui anno Christi MDLX XIII. Cal. Maji in hac urbe mortem obiit, cum vixisset annos LXIII, menses II, dies II.

Zu deutsch: Des Ehrwürdigen Philipp Melanchthon Leib ist an diesem Orte begraben, der im Jahre Christi 1560 den 19. April in dieser Stadt gestorben ist, nachdem er gelebt hat 63 Jahre, 2 Monate, 2 Tage.

Die auf Melanchthons Tod gefertigten Epithaphien und Gedichte füllen einen ganzen Band. Hier stehe nur zum Schluß die von Luthers und Melanchthons treuem Schüler, dem ehrwürdigen Pfarrherrn Johann Mathesius in Joachimsthal, verfaßte lateinische und von ihm selbst frei ins Deutsche übertragene Grabschrift:

Flos jacet hic mellis nigra tellure Melanthon,
Apes dolete sedulae,
Unde bonus spirabat odor, pia mella fluebant,
Piae fleant Ecclesiae.
Lenta febris potuit parvum comburere florem,
Lugete parvi flosculi.
Nulla viri famam poterit delere vetustas,
Fuci leves facessite.
Semper apes flavo distendent nectare cellas,
Qua nunc stetit flos melleus
Semper humus suaves illic diffundet odores,
Qua nunc jacet flos parvulus.
Sed cum summa dies optato illuxerit ortu,
Flos hic virebit denuo.
Et reliquas inter benolentes pulcrior herbas
Christi nitebit vertice.

Ein Honigblum aus schwarzer Erd,*)
Der Ehrenkron und Lobes werth,
Liegt hier verwelkt in ihrer Ruh,
Da ihr die Hitz saßt heftig zu.

*) Eine doppelte Anspielung auf Melanchthons Namen, je nachdem man denselben Melanthon oder Melanchthon schreibt.

Aus ihr viel dankbar Bienelein
  Sogen und machten Honigseim,
Zu Trost und Lahr der Christenheit,
  Deß trägt manch Kirch und Schule Leid.

Viel Unziefers und Vogel wild
  Dies kleine Blümlein hat gestillt
Mit seinem Ruch und theuren Saft,
  Viel Guts hat Gott durch es geschafft
In Kirch, Schul, Haus und Regiment,
  Nu hat sein Müh und G'fahr ein End.
Raup, Hummel, Metel, Brems und Wesp,
  Kein Nessel, Klett, Distel noch Tresp
Dies liebe Röslein dämpfen kunnt,
  Gott preist's, Leut lehrt's zu aller Stund.
Manch Spinn ist drüber hin gekrochen,
  Viel giftig Würm han drin gestochen.
Noch lebt's und schläft in diesem Schrein,
  Sein's Werks wird unvergessen sein.
Gott ihm sein Thränen fein abwischt,
  Mit Himmelsthau er's jetzt erfrischt.
Lieblichen Ruch sein Blättlein geben,
  Es wird in kurz auch wieder leben;
Wenn treuer Lehrer Bein und Haut
  Wird blühen wie das grüne Kraut,
Da wird sein Glaub, Geduld und Fleiß
  Bekommen Dank, Lob, Ehr und Preis.
Wer nu zu diesem Sarg thät wallen,
  Der laß ein sehnlich's Thränlein fallen.
Und seufz' mit mir aus Herzensgrund,
  Gott g'fällt ein dankbar Sinn und Mund.
Herr Christ, komm', zeig' dein Herrlichkeit,
  Die solchem Blümlein sind bereit.
Durch dein Vorbitt und Wunden roth
  Hilf deiner Kirch aus aller Noth.

Erhalt auch alle Bienelein
Und dieses Rösleins Blättlein rein,
In dein'm Cypressen Schreinelein,
Denn sie dein's Namens Zeugen sein.
Dein Wort und guter Leute Schrift
Dient wider Mord und Teufels Gift,
Lehrt, tröst, erquickt, warnt jederman,
Ein bös Buch geh all's Unglück an.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

Druckfehler:

Seite 16 Zeile 14 und 15 lies: K r a p p.

Ferner erschienen in dem Verlage des Unterzeichneten folgende empfehlenswerthe Bücher:

Tägliche Erquickung

aus dem

Heilsbrunnen.

Ein Handbuch

zur

gemeinsamen Hausandacht

nach der Ordnung des Kirchenjahres

von

Dr. B. A. Langbein,

Hofprediger und Kirchenrath zu Dresden.

Dieses neue Werk soll hauptsächlich zur Förderung der gemeinsamen Hausandacht dienen und damit einem vielfach laut gewordenen Bedürfniß entsprechen. Es giebt in genauem Anschluß an das Kirchenjahr für jeden Tag desselben die kurze und bündige Erklärung eines biblischen Abschnittes mit angefügtem Gebet und Liedervers Es finden demnach bei Benutzung dieses Buches die Auslegung des göttlichen Wortes, Gebet und Gesang auch im Hausgottesdienst ihre Stelle.

Die meisten der bisherigen täglichen Erbauungsbücher sind nach dem bürgerlichen Jahreslauf geordnet, wobei es oft vorkommen mußte, daß die beweglichen kirchlichen Feste und deren Festkreis ihrer Bedeutung nicht entsprechende Schrifttexte erhielten Diesem Uebelstand ist durch die vorliegendem Handbuch gegebene Anordnung abgeholfen. Dem Werke ist als Einleitung vorangestellt eine Anweisung zur Uebung gemeinsamen Hausgottesdienstes und ein Unterricht über das christliche Kirchenjahr. Diesem folgen Morgengebete für jeden Tag der Woche. Wer die klare und lichtvolle Weise, in welcher der Herr Verfasser Gottes Wort auszulegen versteht, aus seinen verschiedenen Predigten kennt, wird nicht im Zweifel sein, was er auch hier zu erwarten hat. Es kann das Buch in Wahrheit ein Handbuch zur gemeinsamen Hausandacht genannt werden; möge es der HErr dazu segnen, den Hausgottesdienst zu fördern, wo er bereits gehalten wird und einzuführen, wo er noch keine Stätte gefunden.

Das Werk erscheint in 4 Lieferungen von 8 bis 9 Bogen zum Preise von 12 Ngr. pro Lieferung, ein Preis, welcher bei der, dem Inhalte würdigen Ausstattung und dem großen Format als möglichst billig anerkannt werden wird. Verfasser und Verleger hoffen das Erscheinen so zu bewerkstelligen, daß das Handbuch ohne Unterbrechung durchs ganze Kirchenjahr wird gebraucht werden können.

Der Bezug kann zu angegebenem Preise durch alle Buchhandlungen erfolgen. Die ersten beiden Lieferungen sind bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.